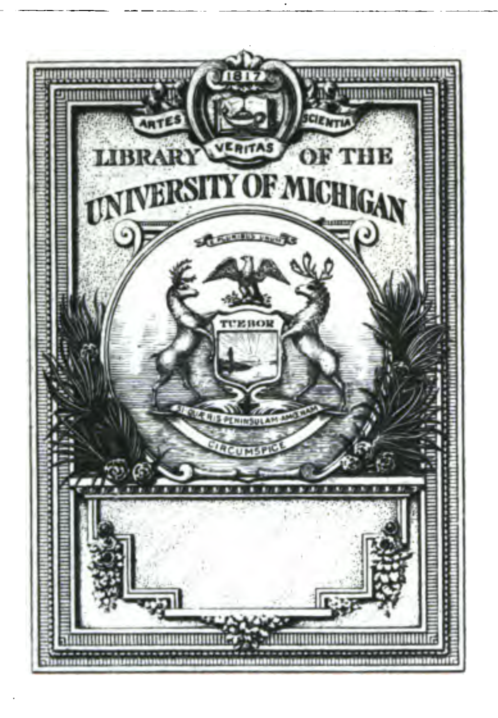
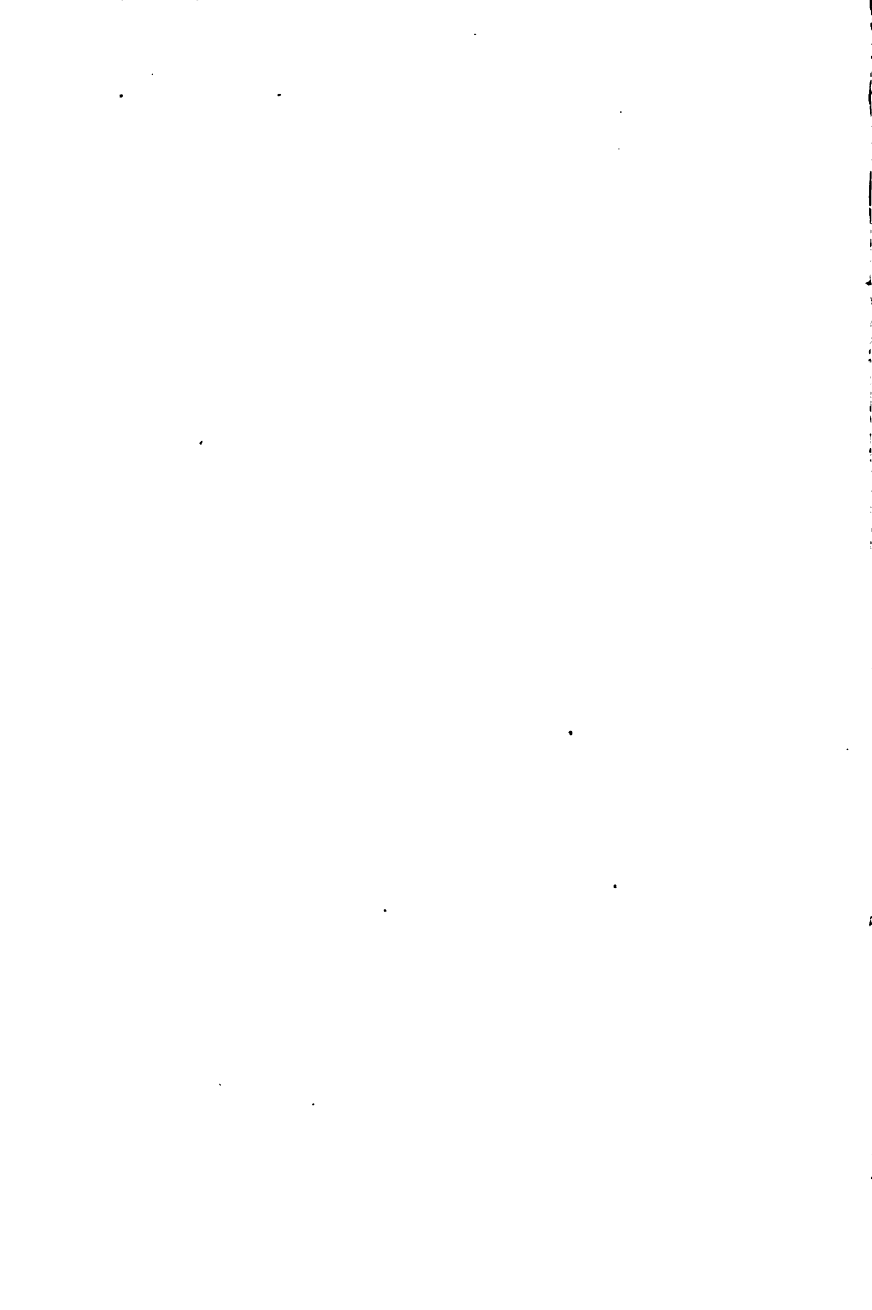
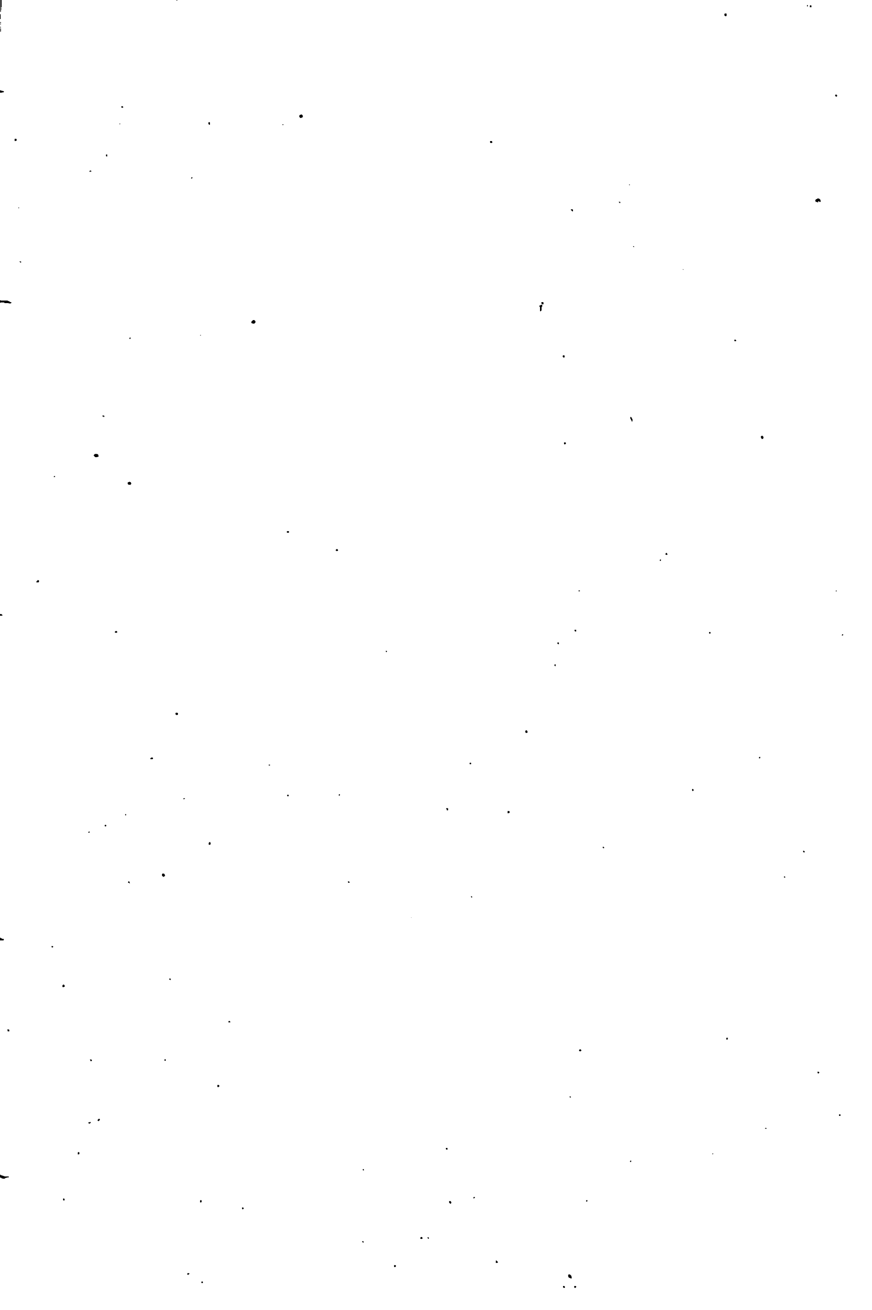




1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE





Gesammelte Schriften

von

Alfred Meißner.

Fünfter Band.

Babel.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1872.

Babel.

(Fortsetzung von Schwarzgelb.)

Roman

von

Alfred Meißner.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1872.

Erstes Buch.

„Frei bis zur Adria."



Erstes Kapitel.

In welchem sich zwei alte Bekannte wieder begrüßen.

Man schrieb 1859. Der Neujahrsgruß des Kaisers Napoleon an Herrn von Hübner hatte die Welt in die höchste Aufregung und Spannung versetzt, man brauchte keiner der in Staatsgeheimnisse Eingeweihten zu sein, um den Gang und die Richtung der kommenden Ereignisse zu durchschauen. Jeder einsichtigere Zeitungsleser konnte aus den vorhandenen Symptomen die Krise erkennen und den unvermeidlichen Zusammenstoß vorhersehen.

Gleichzeitig oder kurz vorher hatte ein ganzer Haufen unbeliebter Regierungen die Segel des Absolutismus, mit welchen sie bisher gefahren, ganz oder theilweise eingezogen. Sie dachten für den Fall der Noth die halb und halb verscherzte Liebe ihrer Völker auf's Neue zu gewinnen, um sie in den kommenden Tagen des Sturmes zur Seite zu haben.

Europa wurde plötzlich wieder von einem Lufthauche durchweht, dem ähnlich, der 1848 die Welt durchfegt. Er erfrischte und öffnete die Brust der Liberalen, während er die Athmungsorgane im entgegengesetzten Lager beklemmte und beinahe lähmte. Ein großer historischer Wendepunkt war da, von welchem ab gerechnet werden sollte, ob die Ideen der Neuzeit einige Schritte vorwärts thun oder die Chancen des Absolutismus steigen und ihn über dieses Jahrhundert hinaus befestigen würden.

Napoleon hatte indeß, als das verhängnißvolle Frühjahr heranrückte, eine eigenthümliche Stellung angenommen, welche zwar das Mißtrauen in seine Friedensliebe nicht niederschlagen konnte, aber die Menge über die Tendenz und die Tragweite seiner Absichten vollkommen täuschte. Man hatte ihn schon früher die Sphinx der Tuilerien genannt, jedoch um diese Zeit verstand er es, diesem Namen Ehre zu machen. Er runzelte im Moniteur sorgenvoll die Stirn über die Lage, die er selbst heraufbeschworen, wog die Gefahren des Krieges weise und umsichtig ab, der sich möglicherweise zu einem allgemeinen Weltbrand, oder, was bei der Erregung der Geister noch schlimmer wäre, zu einer allgemeinen Revolution gipfeln könne, und unterließ nicht, durch seine eigenen und die fremden Gesandten aller Orten anzukündigen, daß er unendlich bereit sei, zu einem Ausgleich die Hand zu bieten. Er selbst übernahm es noch zuletzt, Victor Emanuel mit den beredtesten Worten zur Mäßigung aufzufordern und ihn mit der Erinnerung an Novara zu schrecken.

Aber zu seiner Verzweiflung scheiterten die besten Absichten an der gepanzerten Brust des rauflustigen Sardenkönigs.

So sprach und so geberdete sich die Sphinx der Tuilerien, während die französischen Armeecorps für die italienische Campagne schon designirt, die Alpenpässe geschaufelt und die gezogenen Kanonen, die ihre Feuerprobe bestehen sollten, bereits aufgefahren wurden.

Ja, Napoleon war eine Sphinx, aber nur für Jene, die sich ein Urtheil über eine Situation entweder nicht zu bilden oder dasselbe nicht im wirbelnden Durcheinander der Vorkommnisse festzuhalten vermochten. An Solchen hat die Welt keinen Mangel, weder in den unteren Schichten des Volkes, noch oben in den Cabinetten. Diese waren es, welche den prätentiösen Namen erfunden, um für die Blößen, die sie sich gegeben, eine Entschuldigung zu haben.

Mit dieser macchiavellistischen Haltung hatte Napoleon zwei Dinge erreicht. Erstlich gelang es ihm, die hochgehenden Wogen der geistigen Bewegung zu dämpfen und einen ihm ungelegenen Factor, die unmittelbare Theilnahme der Völker an der Action, auszuschließen. Zweitens hatte sein Verhalten

den Erfolg, die der Macht, die er angreifen wollte, befreundeten Fürsten einzuschläfern, damit sie nicht in der Fortwirkung des ersten Eindrucks handeln und bei ihrem ohnehin streng conservativen Geiste dem vor allen Veränderungen zitternden Oesterreich zu Hülfe eilen möchten.

Die natürlichen Bundesgenossen gingen also von ihrem ersten Vorsatz ab und rührten sich nicht. Napoleon wußte diese Thatlosigkeit zu schätzen und sollte sie später belohnen, denn er erfüllte als redlicher Mann die Zusage, die er gemacht, um sie von der Betheiligung abzuhalten, daß es zu keinem Weltkrieg kommen solle. Natürlich, wenn alle übrigen Staaten das Schwert in der Scheide ruhen ließen und sich mit der Rolle der Zuschauer begnügten, so war beim übelsten Willen kein allgemeiner Krieg möglich geworden. Dennoch machte diese Logik den trefflichsten Eindruck und man rühmte die Mäßigung des in der „Schule des Unglücks hartgeprüften Herrschers", welcher im Gegensatze zu seinem Onkel den einmal unvermeidlichen Kampf wenigstens localisirte und es sonach vorzog, sich nur mit Einem, als mit Zweien, Dreien oder gar noch Mehreren auf einmal zu schlagen.

Was nun Oesterreich selbst betrifft, so hatte man ihm mit der Localisirung des Kriegs den schlimmsten Dienst erwiesen, und es hätte gewiß, so sehr es auch die Ruhe um jeden Preis liebte, einen europäischen Kampf lieber gesehen, vorausgesetzt, daß dabei zwei bis drei große Mächte an seiner Seite gekämpft hätten. Es ließ es auch an Bemühungen zu dem Zwecke nicht fehlen, aber kein Erfolg krönte diese Anstrengungen. Rußland drückte, des im Krimkriege bewiesenen Undanks eingedenk, seine Schadenfreude über Oesterreichs Verlegenheiten unverhohlen aus. Englands Sympathieen neigten sich entschieden auf Italiens Seite, und sogar der Toryminister Derby sprach sich nur insofern zu Gunsten Oesterreichs aus, als er bei der Kenntniß der Stimmung seines Landes es zu dem neutralen Kraftausrufe brachte: Derjenige, der zuerst den Frieden breche, verdiene niedergeschlagen zu werden. Diese Redensart war gewiß völlig werthlos, aber das maliciöse Schicksal wandte sie nachher so an, daß sie dennoch Demjenigen in der öffentlichen Meinung schadete, dem sie zu keiner

Zeit etwas genützt hatte und den Herausgeforderten als den Herausforderer hinstellte.

In dieser trostlosen Lage blieb Oesterreich unter den im europäischen Concert mitwirkenden Mächten nur die Hoffnung auf die Bundesgenossenschaft Deutschlands, Preußen mit eingeschlossen, übrig. Und diese Hoffnung schien im Anfang gar keine so eitle zu sein. Der urgemüthliche Zug des germanischen Charakters, alle empfangenen Unbilden und Schläge zu vergessen, wenn dieselben von einem Stammesbruder ausgetheilt worden sind, ließ wirklich eine Zeitlang erwarten, daß man, weit entfernt sich für den Druck des reactivirten Bundestages zu rächen, einer Macht beispringen würde, welche zwar nicht deutsch denkt, aber mit besonderer Vorliebe deutsch redet, obwohl sie eine gleiche Gewandtheit auch noch in acht bis neun anderen Sprachen besitzt. Eine kurze Zeitlang waren die Verhältnisse in Deutschland der österreichischen Allianz nicht ungünstig; daß sie aber schließlich doch nicht zu Stande kam, lag ganz gewiß weder an der großen Masse bezahlter Zeitungen, welche Tag für Tag die glühendsten Tyrtäusgesänge anstimmten, noch an der Begeisterung und Kampflust der Besitzer der Nationalanleihe, als wesentlich an Preußen, welches vielleicht durch höhere Zugeständnisse gewonnen worden wäre.

Oesterreich aber bewahrt eifersüchtig das Seinige und hat in der auswärtigen Politik seit einem Jahrhundert das Princip, auch Niemandem sonst auf der Welt den Zuwachs eines Stückes neuen Landes zu gönnen.

Jedoch immer nur fordern und nichts geben, ist ein schlechtes Mittel, sich Freunde zu schaffen oder zu bewahren. Kein Wunder, daß diese endlich andere Kameraden aufsuchen, mit welchen leichter zu verkehren ist.

Solche österreichische negative Politik trägt zwar den Ruhm der Uneigennützigkeit davon, führt aber erst zur Isolirung, sodann zum Verfall.

Wenn wir einen flüchtigen Blick auf die innere Lage des Kaiserstaates zur Zeit, als sich der Kriegsausbruch ankündigte, zurückwerfen, so finden wir ihn eben auf dem Culminationspunkt seiner absolutistischen Herrlichkeit angelangt. Die

Centralisation, von den Herrschern seit Jahrhunderten angestrebt, war bis an die ideale Grenze des Möglichen erreicht und eine Wahrheit geworden, der Monarch der ausschließliche Inhaber aller politischen Rechte, die er durch weltliche und geistliche Organe ausübte.

Die mächtige Armee, welche die Freiheiten sämmtlicher Länder niedergeworfen hatte, stand noch immer schlagfertig da, weniger aus Vorsicht, um neuen Auflehnungen zu widerstehen, als um den Muth der Besiegten niederzubeugen und durch einen immer fühlbaren Druck so zu demoralisiren, daß das auferlegte Joch nicht allein aus Zwang, sondern nach und nach aus Gewohnheit einer sclavischen Gesinnung getragen werde.

Die Völker endlich wurden, ohne Rücksichtnahme auf ihre Vergangenheit und ihre historischen Erinnerungen, auf den Zug ihrer Nationalität und ihr geistiges Ich, lediglich als ein Material für pünktliche Eintreibung von Steuern in Geld und Blut betrachtet.

Die äußere Politik dieses Staates trat für Alles ein, was morsch, defect, eine verlorene Sache war: für das Papstthum und die deutsche Kleinstaaterei; aber sie dachte noch weiter: an die Rückführung der Orleans.

Ein im Hinblick auf den Zeitpunkt undurchführbares System schien durchgeführt.

Dabei war die Staatsschuld im Verlauf von zehn Friedensjahren um tausend Millionen gestiegen.

Ein Staat, welcher, gleichviel auf welcher Grundlage, so compact dasteht, wie Oesterreich damals zu stehen schien, wird auch jederzeit nach Außen hin ein gewisses Ansehen haben, und dieses muß sich auch sowohl durch die öffentliche Meinung der Nachbarländer, wie durch die Beziehungen zu den auswärtigen Mächten aussprechen.

Beides war bei Oesterreich der Fall; in Deutschland wenigstens, wo es im Innern die erste und einflußreichste Rolle spielte, und in Italien, wo es kaum minder die innere Politik influencirte. Von so entgegengesetzten Gesinnungen beide Völker, Deutsche und Italiener, beseelt waren, sie fühlten Oesterreichs Einfluß als ein fremdes, beklemmen-

des Element. Dem grimmigen Hasse des Italieners lag aber doch die Furcht oder der Respect vor der Gewalt zu Grunde, das einzige Gefühl, auf welchem eine despotische Macht basirt.

Was die fremden Mächte betrifft, so gab es schwerlich einen leitenden Staatsmann, der die Kraft Oesterreichs nicht höher veranschlagt hätte, als sie sich später in Wahrheit zeigte. Man könnte vielleicht einwenden, daß dieses Vertrauen doch nicht so groß gewesen sein könne, da keine der größeren Regierungen sich Oesterreich genähert. Man würde aber bei solcher Behauptung übersehen, daß die österreichische Politik bei ihrer negativen Tendenz Niemandem etwas bot und dort, wo ein gemeinsames Staatsinteresse vorlag und für eine Allianz verwerthet werden konnte, nicht mit der Einsicht und Gewandtheit verfuhr, welche zum Ziele geführt hätte. Die gesammte österreichische Diplomatie, ausschließlich aus der Crême alten Adels oder aus willfährigen Werkzeugen derselben requirirt, welche ihre Laufbahn schon von allem Anfang an mit längst überlebten Traditionen antritt, kann natürlich in unserer progressiven, umgestaltungsdurstigen, industriellen Zeit kein Glück machen. Sie erschrickt, sobald eine große Unternehmung von irgend einer Seite an sie herantritt, sucht dagegen zu laviren und sie zu vereiteln, damit nur das ehrwürdige Einmalbestehende keine Veränderung erleide. Die ganze Energie, welche sie endlich, zum Aeußersten gebracht, zeigt, besteht darin, ein entschiedenes Nein zu sagen.

So war es auch in der Krise, die dem italienischen Kriege unmittelbar voranging. Nur ein Fatalist kann behaupten, daß Alles so kommen mußte, wie es kam, und daß das österreichische: Nein! die einzige Antwort war, welche auf alle hereinbrechenden Anfragen, Vorstellungen, Vorschläge, Mahnungen, Vorwürfe ertheilt werden konnte.

Oesterreich stand in schroffer, allem Zureden unzugänglicher Haltung da.

Diese Haltung forderte auf allen Seiten heraus und wollte nirgends ein Zugeständniß machen, keinen Freund, keinen Vermittler anhören.

Indeß rollten die Ereignisse immer näher heran.

Alle wahren Anhänger Oesterreichs waren über Oesterreichs Trotz bestürzt, nur der kurzsichtigste Theil der Bourgeoisie, von einer feilen Publicistik in Vertrauensdusel gelullt, ging mit geschlossenen Augen der Gefahr entgegen. Die Widersacher rieben sich jubelnd die Hände. Nicht mit Unrecht wurde diese schroffe Haltung Verblendung und Verstocktheit genannt, sie war aber nur der treue Abdruck der Lage, in welche sich damals Oesterreich nach Außen und Innen durch eine Reihe von Consequenzen hineinbegeben.

Dieser Staat hatte sich ja seinen Völkern nicht verbindlich gemacht und konnte daher deren Stütze nicht suchen, sondern ihre Kraft nur fürchten. Oesterreich war nur für sich selbst da und sein Schwerpunkt die nackte Gewalt, welche es unter ihrer Würde fand, sich auch nur mit dem Flitter einer Scheinverfassung herauszuputzen.

Mit dem blanken Schwerte war es auf seinen Culminationspunkt gekommen, mit dem Schwerte nur konnte es sich dort behaupten.

Von dieser Ueberzeugung, die auf einem hohen soldatischen Selbstbewußtsein beruhte, ging Oesterreich aus und hielt es nicht für vermessen, auf den Sieg zu bauen. Eine Reihe glücklicher Schlachten sollte seine Stellung nach Außen retten und allen Krisen im Innern zuvorkommen. Die innere Ruhe war zwar während der Kriegsbereitungen nirgends gestört worden, aber wer wußte, was von der schweigenden Erwartung der Völker zu gewärtigen sei, wenn sich das Waffenglück für die feindliche Seite erklärte!

Der Sieg war nicht nur den auswärtigen Feinden gegenüber ein Bedürfniß, er war auch nöthig, um die alte Ordnung im Innern aufrecht zu halten.

Und ebenso wie die Machthaber den herangekommenen Moment als einen bedeutsamen geschichtlichen Wendepunkt erkannten und würdigten, ebenso fühlten alle Nationalitäten auf österreichischem Boden, daß es sich nicht blos um die Geschicke der Italiener, sondern auch um ihre eigenen Geschicke handle. Die Chancen ihrer Befreiung waren freilich theuer mit ihrem eigenen Blute zu erkaufen. In Voraussicht der schweren materiellen Nachtheile, die der Krieg im Gefolge hatte, war

die Stimmung im Allgemeinen trüb und düster, aber die stumpfe Resignation, die bis dahin alle Gemüther beherrscht hatte, war gewichen und hatte einer stillen, unheimlichen Aufregung Platz gemacht, welcher durch keine Polizeigewalt beizukommen war.

* * *

Die Zeit, wo unsere Erzählung wieder beginnt, ist von dem Uebergang der österreichischen Armee über den Tessin nicht weit entfernt. Es war in den ersten Wochen des April, als in dem böhmischen Städtchen Kraßnitz der Gutsherr, Graf Thieboldsegg, ankam.

In der Bach-Schwarzenberg'schen Periode eine gefeierte Persönlichkeit und an die Spitze der diplomatischen Geschäfte gestellt, war der Graf allmählich in mehr persönliche als principielle Conflicte mit den Führern der ultrareactionären Partei hineingerathen und seit fünf Jahren eine gestürzte Größe, ein nothgedrungener Privatmann. Seit dem Antritt dieser seiner unfreiwilligen Muße pflegte er mindestens sechs Monate des Jahres in Kraßnitz zu verbringen; in diesem Jahre war er vier bis fünf Wochen früher als gewöhnlich dort erschienen.

Graf Thieboldsegg war jetzt ein Sechziger, aber sein schneeweißes Haar und die tiefen Runzeln seines Gesichts hätten auf ein höheres Alter schließen lassen. Wer ihn vor Jahren gekannt, fand ihn sehr verändert. Und wenn man dann weiter fragte, so hieß es: Ja, dem hat das Jahr 1854 so zugesetzt! Damals sind zwei harte Schläge auf sein Haupt gefallen.

Der eine Schlag, der darunter gemeint war, war der Tod seiner Tochter Cornelia, die er unter erschütternden Nebenumständen verloren. Er hatte sie geliebt, ja angebetet; sie war sein Alles gewesen — und doch kann man sagen, daß er Schuld an ihrem Tode war und Cornelia an gebrochenem Herzen gestorben sei. So groß auch die Charakterfestigkeit des Grafen sein mochte, denkbar war's, daß ihn Reue verzehre, seinem einzigen Kinde gegenüber so und nicht anders gehandelt zu haben. Man sah ihn auf seinen einsamen Gängen im Walde immer wieder die Plätze aufsuchen, an

welchen Cornelia mit Vorliebe geweilt. Stundenlang pflegte er, oft bis in die späte Nacht hinein, auf einer einfachen Bank unweit der Familiengruft, wo Cornelia beigesetzt war, zu sitzen. Wenn man ihn dort bemerkt hatte, so wußte die Dienerschaft, daß neue Trauertage begönnen, während welcher der Graf kaum ein Wort sprechen werde. Dennoch war es das Eigenthümliche, daß er nie den Namen seiner Tochter über die Lippen brachte und jedesmal, wenn das Gespräch von irgend einer Seite ihr nahe zu kommen schien, es rasch ablenkte.

Aber auch seine unfreiwillige Muße mochte wohl großen Theil an seiner Schwermuth haben. Sie stachelte seinen niedergehaltenen Ehrgeiz an. Bald hatte er einen Ekel vor den Journalen, in welchen sein Name nicht mehr genannt wurde, bald stürzte er sich leidenschaftlich in die Lectüre. Er war abwechselnd bald wie erstarrt, bald in fieberhafter Aufregung. Dies äußerte sich auch darin, daß er zuweilen wochenlang kaum das Haus verließ, dann aber wieder von einer Jagd auf die andere fuhr und sich keine Ruhe gönnte.

Nachdem der Graf mehrere Jahre hindurch wenig Freunde bei sich gesehen, waren in diesem Frühjahre auffallend viel Gäste im Kraßnitzer Schlosse eingetroffen. Es waren zum Theil die klangvollsten Namen österreichischer Aristokratie, zum Theil andere, theilweise auch bürgerliche Persönlichkeiten, wie sie das Schloß noch nie beherbergt. Die Kraßnitzer, die vor Zeiten meist nur hohe Militairs und hohe Beamte beim Grafen einkehren gesehen hatten, machten jetzt, wenn sie im Casino beisammen waren, ihre Glossen über die diesjährigen Besucher. Sie meinten, daß sich aus ihnen beinahe ein liberales Ministerium zusammenstellen ließe.

Diese Aeußerung hing mit einer Umstimmung in den Ansichten und Meinungen der Leute zusammen. Der Graf war nämlich seit seiner Ungnade oder in Folge derselben eine beliebte Persönlichkeit geworden und galt für einen Liberalen. Man war hier wie anderwärts der Ueberzeugung, daß er seiner Gesinnungen wegen seiner Aemter entsetzt worden und, da ihn die Träger der Concordatspartei gestürzt hatten, nothwendigerweise ein Gegner derselben und des Concordats sei.

Graf Thieboldsegg's erklärter Feind, der alte Fürst Kronenburg, dem ein großer Theil der Presse eifrig ergeben war, trug an dieser Ansicht der Leute zum großen Theil Schuld. Aber Kronenburg wußte, warum er den Grafen als einen Liberalen bezeichnen ließ. Es war, um diesen in den höchsten, maßgebenden Kreisen als einen schädlichen Menschen zu denunciren und für alle Zeiten unmöglich zu machen.

Der Graf hatte anfangs gegen diese Bezeichnung die Zähne geknirscht, sodann aber die wenig verdiente Märtyrerkrone mit Ruhe zu tragen angefangen. Jetzt ließ sich nicht verkennen, daß er sich auf diese anfangs so wenig begehrte, ja verachtete Gloriole etwas zu Gute that, ja sich anstellte, als ob er sie verdient habe. Allerdings war diese Umwandlung erst dann eingetreten, als er eingesehen haben mußte, daß seinem unausrottbaren Ehrgeiz alle Thüren verschlossen seien und keine Aussicht mehr dämmere, bei der Dauer des jetzt herrschenden Systems zur Gewalt zu gelangen. Man darf nun nicht denken, daß ein Staatsmann von altem Schrot und Korn, wie Thieboldsegg, die freisinnige Rolle mit übergroßem Ernst spielen könne und sich etwa so weit versteige, die Reichsgesetze öffentlich zu tadeln und seinen Durst nach Reformen laut zu bekennen. Ein so hochgestellter Herr hat es nicht nöthig, sich zu compromittiren, um Herzen liberaler Bürger zu gewinnen und deren Hoffnungen auf sich zu lenken. Es genügt, mit den Herrschenden aus der Ferne zu schmollen, dann und wann mit Bürgerlichen leutselig zu reden, einmal einen wirklich oder scheinbar Compromittirten zur Tafel zu laden und was dergleichen Demonstrationen mehr sind. Insofern läßt sich aber auch behaupten, daß der Graf die Popularität, zu welcher ihm die persönliche Rache des Fürsten Kronenburg verholfen, zu verdienen und zu erweitern gestrebt habe.

Während nun Graf Thieboldsegg der populärste Mann weit um Kraßnitz herum war, konnte Niemand dem Bezirkshauptmann, Freiherrn von Rack, den Ruhm streitig machen, der unpopulärste und verhaßteste zu sein. Auch dieser Herr stand bereits in den Sechzigen, aber in einiger Entfernung täuschte man sich leicht über sein Alter. Seitdem der Minister

des Innern die Parole ausgegeben, daß man sich in einem verjüngten Oesterreich befinde, hatte er es für seine Pflicht gehalten, auch für seine Verjüngung etwas zu thun, und zu energischen Färbemitteln seine Zuflucht genommen. Consequent in Allem, führte er ihre Anwendung consequent durch. An seinem grellschwarz gebeizten Schnurr- und Backenbart erwiesen sich die Jahre als völlig ohnmächtig, ebenso an seiner Perrücke. Doch nicht blos darüber! In seiner langen, hagern, eckigen, skeletartigen Gestalt wohnte unbeschadet der Jahre ein immer jugendfrischer, echt österreichischer Diensteifer und ein ungeschwächter polizeilicher Genius. Seine Energie, von der er in den Sturm- und Drangjahren die merkwürdigsten Beispiele gegeben, hatte sich in der letzten Zeit womöglich noch geschärft. Es gab jetzt schon wenig Leute in seinem Bezirke, welche er während seiner langen Laufbahn nicht auf diese oder jene Weise cujonirt und gemaßregelt hatte. Sein Wirken war aber auch nicht ohne Anerkennung geblieben. Es waren ihm, wie das Knopfloch zeigte, besondere Auszeichnungen zu Theil geworden.

Auch das gehörte zu den Symptomen des Liberalismus, welche die Kraßnitzer an dem Grafen bewunderten, daß er seit den Tagen seiner Ungnade nie mit Herrn von Rack ein Wort gesprochen und dieser seitdem nie wieder die Schwelle des Schlosses betreten hatte. Ehemals war Herr von Rack ein täglicher Gast und die Leute von Kraßnitz sahen ihn nicht selten am Arme des Grafen durch das Städtchen promeniren. Jetzt war es leicht zu bemerken, daß Beide sich gegenseitig mieden. Der Gegensatz von Heut und Ehedem konnte gar nicht größer gedacht werden.

Die Sache verhielt sich jedoch ganz anders, als die guten Leute sich es auslegten. Nicht der Graf, sondern Rack hatte mit der Ignorirung begonnen; Rack war's, der zuerst den Grafen nicht mehr kennen wollte. Erst als Rack sich bei der Ankunft des Grafen nicht mehr im Schlosse sehen ließ und eine Woche später den Grafen nicht gewahr ward, als der Zufall ihm diesen auf der Straße ganz in die Nähe führte — Rack hatte eben einem untergeordneten Polizeiorgan einen dringenden Auftrag zu ertheilen — da wußte der Graf woran er war

und benahm sich fürderhin so, als ob das Profil des Herrn Bezirkshauptmanns ihm nie zu Augen gekommen wäre. Aber die Bürger von Kraßnitz wußten nicht, wer der Erste den diplomatischen Verkehr mit dem Andern abgebrochen, und so machten sie, weil es in ihren Kram paßte, vielmehr folgenden Schluß:

Unser Bezirkspascha hat mit Leuten von liberaler Gesinnung keinen Umgang.

Er hat keinen Umgang mehr mit unserem Grafen.

Also ist unser Graf liberal.

Gar viele Schlüsse, welche das Publikum im Großen und Ganzen macht und für unumstößlich wahr hält, haben keine größere Begründung.

„Rack kennt mich nicht mehr," dachte sich der Graf, „meine Existenz ist ihm völlig aus dem Gedächtniß verschwunden. Warum? Ist es, weil er den gestürzten Staatsmann für unfähig hält, je wieder Protection auszuüben, oder thut er es einzig darum, weil er servil ist und die Servilität sich überhaupt nur da bückt, wo eine Macht vorhanden ist, da aber, wo die Macht verschwunden, beinahe ohne es zu wollen, aufhört vorhanden zu sein und sich in die Insolenz umkehrt?" Indeß grübelte er wenig darüber; auch schmerzte ihn dieser Abfall nicht sonderlich. Theils hatte er das Herz des Freiherrn Cölestin von Rack von jeher nach seinem wahren Werthe geschätzt, theils wußte er, daß es ihm bei einem günstigen Wechsel des Geschicks wieder so glühend wie sonst entgegenschlagen werde, theils mußte er sich, in seinen Erinnerungen zurückgehend, sagen, daß er unter ähnlichen Umständen nicht selten auf dieselbe Art verfahren habe. Als einmal Frau von Wallhof die Aeußerung hinwarf, daß sie das Benehmen des Bezirkshauptmanns äußerst ordinär finde, erwiderte Graf Thieboldsegg sauer-süß lächelnd:

„Was wollen Sie, liebe Freundin! Es giebt nun einmal Leute auf dieser Welt, deren Herz nur für fungirende Minister schlägt. Herr von Rack ist ein solcher Mensch. Ohne Portefeuille keine Devotion!"

Und er führte das Gespräch sogleich auf andere Dinge.

Es war sonach kein geringes Verwundern, von welchem

der Graf eines Tages befallen wurde, als man ihm den Besuch des Freiherrn von Rack meldete. Der Moment dazu war gut gewählt. Gestern war das geräuschvolle Leben, das die Gäste in's Schloß gebracht, zu Ende gegangen, heute war Alles still und der Graf allein.

Er ließ, ohne jede bürgerliche Empfindlichkeit, den Herrn Bezirkshauptmann gleich nach erfolgter Anmeldung eintreten und sah dem Besuch in seinem Fauteuil mit unbeweglichen Mienen, doch nicht ohne eine Art von Neugier entgegen.

Herr von Rack trat, bereits zwischen der Thüre das alte Rückgrat krümmend, ein und setzte seine unterthänigsten Bücklinge bis in die Mitte des Zimmers fort.

„Excellenz," flüsterte er endlich, „ich habe — Gott, wenn ich bedenke — jene unvergeßlichen Zeiten — Excellenz — Worte, Worte! — Ich kann vor Rührung kaum sprechen!"

„Ich freue mich, wieder die Ehre zu haben," erwiderte der Graf, sich leicht erhebend, höflich aber maliciös, „und betrachte Sie als den Vorboten schönerer Tage, als ich seit meiner Rückkehr in's Privatleben gesehen."

„O gäb' es der Himmel!" rief Herr von Rack in freierem Tone, wiewohl er die Ironie der Anrede dennoch richtig herausfühlte. „Jedermann, dessen Herz für unsern herrlichen Kaiserstaat glüht, muß es mit mir ausrufen!"

„Lieber Rack," versetzte der Graf, dem Besucher mit der Hand einen Fauteuil anweisend, „Sie wissen nicht, was Sie mir damit wünschen. Wünschen Sie mir das Gegentheil: Ruhe, Ruhe, sorglose Ruhe. Ich gebe zu, daß ich anfangs meine Unthätigkeit schwer ertrug, aber Gewohnheit lehrt Vieles, und hat einmal ein vielgeplagter Mensch, wie ich es war, die stillen Genüsse des Privatlebens gekostet und sich an sie gewöhnt, so geschieht es leicht, daß er auch endlich an ihnen Geschmack findet. Das Höchste ist mir jetzt Gesundheit und ein von Gebrechen freies Alter."

Nachdem er mit diesen Worten eine Aufrichtigkeit mit der andern erwidert hatte, sagte er zu Rack, der sich noch immer nicht gesetzt hatte:

„Aber so nehmen Sie doch Platz, denn ich weiß, daß Sie mir noch mehr zu sagen haben."

„Excellenz tariren richtig meine Bescheidenheit," sprach der Bezirkshauptmann, während er sich verlegen niederließ, „indem Sie annehmen, daß ich nicht blos hier erscheine, um Sie mit meiner werthlosen Persönlichkeit zu belästigen, um so weniger, als ich fürchte, die Huld, mit welcher Sie mich einst ausgezeichnet, zwar nicht verscherzt, leider aber verloren zu haben."

„Es bleibt freilich sonderbar," sagte der Graf mit aller Offenheit, „daß Sie fünf Jahre lang meine Existenz ignorirt haben —"

„Der Ausdruck ist sehr hart," versetzte Herr von Rack, eine Entschuldigung mühsam herauswindend, „hart für mich, der immer von der wärmsten Anhänglichkeit an Ihre Excellenz beseelt und durchglüht war, ja, zu hart! — Ich bin ein Staatsdiener — ein Beamter — das sagt einem so erleuchteten Geiste, wie dem Ihrigen, Alles. Ich muß meinen Oberen gehorchen und deren Wünsche ablauschen, selbst wenn mir die Richtschnur meiner Handlungsweise nicht mit Worten vorgeschrieben wäre."

Er sprach diesen letzten Satz sehr bedeutsam.

„Man hat Ihnen also zu verstehen gegeben," versetzte der Graf, die Stirn finster zusammenziehend, „sich alles Umgangs mit mir zu enthalten? Ich wundere mich nur, daß Sie, da sich bisher an der Lage der Sache nichts geändert hat, heute von der Vorschrift abweichen —"

„Ersehen Sie daraus," gab Herr von Rack zur Antwort, „wie schwer mir mein Gehorsam fiel, und seien Sie überzeugt, daß ich in einem jener Conflicte vor Ihnen erscheine, in welche das menschliche Herz mit seinen Pflichten gar so oft hineingeräth. Wenn ich mich erst ganz ausgesprochen haben werde, dann, Excellenz, werden Sie die Erfahrung auf's Neue bestätigt finden, daß man manchmal an Jemandem, der uns zu vermeiden scheint, einen wärmeren Freund hat, als an Allen, die uns mit ihrer Höflichkeit überhäufen."

„Das klingt sehr mysteriös," warf der Graf forschend, aber trocken hin.

„Nicht selten," fuhr Herr von Rack fort, „habe ich gegen die weicheren Regungen meines Gemüthes meine Amtspflicht

erfüllt, aber dennoch, unbeirrt von Rücksicht, und dafür nennt mich Mancher einen harten Mann! Es ist wahr, meine Pflicht geht mir über Alles! Der eigenen Familie schonte ich nicht, wenn ein faules Glied darin wäre — doch das ist, Gott sei Dank, nicht der Fall! In meiner heutigen Lage weiß ich selbst nicht, was in mir vorgeht: ich handle gegen meine Weisungen — ich mäkle wenigstens an dem mir gewordenen Befehl —"

„Kurz! Kurz!" rief der Graf ungeduldig.

„Ich bedauere," versetzte Rack mit dem ihm eigenen grinsenden Lächeln, „wenn ich ermüde; aber meine Angelegenheit läßt sich ohne den Unterbau einer entsprechenden Motivirung leider nicht vorbringen. Ich muß daher bitten —"

Der Graf erwiderte kein Wort, sondern gab nur dadurch ein Zeichen seiner ferneren Geduld, daß er sich wieder niedersetzte. Der unerwartete Besuch und die Erklärungen des Herrn von Rack schienen überhaupt einen ernsteren Eindruck auf ihn zu machen, als er laut zugestehen wollte.

Eigen war der rasche Wechsel des Ausdrucks an dem abgezehrten, aber höchst lebendigen Gesicht des Bezirkshauptmanns unmittelbar bevor er wieder zu sprechen begann. Der liebenswürdig, schalkhaft lachende Humor, den er über den Ausdruck seiner Physiognomie verbreiten wollte, stand im Widerspruch mit dem scharfstechenden Blick seiner Augen und machte immer von Neuem einem bösartigen Froste Platz. Doch die Cordialität, die nicht folgen wollte, wurde jetzt gewaltsam aufgeboten und Herr von Rack fuhr fort:

„In diesem Augenblicke schwebt, Sie wissen es am besten, Excellenz, unser großer Kaiserstaat in einer gewaltigen Krise. Ein Krieg ist vor der Thüre, über dessen Ausbruch und gewaltige Dimensionen sich nur ein friedliebender Gewürzkrämer täuschen kann. Der Ernst, mit welchem sich unsere Regierung zur Wehre stellt, theilt sich unwillkürlich der Bevölkerung mit, eine zwar lautlose, aber sehr intensive Aufregung läßt sich nirgends verkennen; die öffentlichen Sicherheitsorgane berichten darüber aus allen Ecken und Enden der Monarchie einstimmig. Wie ermuthigend auch diese allgemeine Theilnahme und tiefinnere Sympathie für unsere Regierung ist, so kann doch nur

ein oberflächlicher Optimismus übersehen, daß es auch Leute giebt, und sogar, wie allenthalten, geben muß, welche auf den Ausgang der bevorstehenden Schlachten mit bösen Leidenschaften speculiren! Es ist klar, daß eine solche Lage höhere Ansprüche an die Leistungskraft der Polizei stellt und dieselbe nicht minder als die Armee berufen ist, auf ihrem Gebiete in's Feld zu ziehen. In diesem Sinne sind unsere Instructionen abgefaßt und neuerdings mit liberaler Hand erweitert worden. Es handelt sich dabei keineswegs um eine Gefahr, sondern lediglich um die Aufrechthaltung der Hausordnung. Aber in einer ernsten Zeit ist nichts unwichtig und man weiß ja, wie leicht böse Beispiele, wenn sie geduldet würden, die große und urtheilslose Menge bei dem leidigen Hange der menschlichen Natur nach dem Verbotenen irreleiten und verführen können. Wenn nun die Regierung alle etwaigen Demonstrationen der Bierbankpolitiker und des demokratischen Pöbels mit aller Strenge unterdrücken läßt, so könnte sie um so weniger zusehen, wenn die gebildeten, ich will nicht sagen höheren Stände, deren Vorbild eine Macht ist, Agitationen begünstigten oder gar welche hervorriefen ..... Wir haben in allen Provinzen Persönlichkeiten dieser Sorte, welche von alten Erinnerungen und einem sträflichen Ehrgeiz gestachelt, den wahren Vortheilen ihrer Stellung zuwider, am liebsten die Bande staatlicher Ordnung gelockert sähen, um zum allgemeinen Verderben eine Rolle zu spielen. In directesten Beziehungen zu diesem hochwichtigen Punkte —" er richtete sich höher auf, Ton und Geberde ließen erkennen, daß sich jetzt der Zweck seines Besuches zu entpuppen beginne — „ist gestern eine Zuschrift an mich herabgelangt, deren Inhalt unglaublich abgeschmackt erscheinen müßte, wenn ihr nicht das beigedruckte Cabinetssiegel einen hochernsten Charakter gäbe und die höchste Beachtung sicherte ..."

Er räusperte sich, den Grafen anblickend, und fuhr dann fort:

„Es ist diese Zuschrift rein amtlicher Natur, befiehlt mir aber in confidentieller Weise eine mein eigentliches Ressort weit überschreitende Aufgabe. Es ist ein Actenstück, dessen Ueberweisung ich mir zu einer beneidenswerthen Ehre an-

rechnen würde, wenn es nicht gewissen, lange und treu gehegten Gefühlen meines Innersten entgegenliefe; es betrifft nämlich, Herr Graf, Ihre hohe, mir so theure Person!"

„Der Teufel!" brach es aus dem Grafen heraus, der schon während des langen, in echt Schmerling'schem Geiste gehaltenen Vortrages mit immer wachsendem Ernst zugehört hatte, und es schnellte ihn aus seinem Sitz empor. Aber gleich wieder hatte er mit gewohnter Macht die unleugbar vorhandene Bewegung niedergekämpft und sagte im Tone bittern Scherzes:

„Erst hat man mich liberaler gemacht, als ich war und bin, jetzt — o, meine Feinde arbeiten gut und sind consequent!"

„O, Sie erleichtern mir die Seele!" rief Herr von Rack mit weitgeöffneten Armen, wie wenn er den Grafen umfangen wollte, lebhaft aus. „Auch ich halte den ausgesprochenen Verdacht für ein Product unwürdiger Insinuationen gehässiger Menschen —"

„Doch was hat man gegen mich?" unterbrach ihn der Graf finster. „Wir sind nicht zu Ende, um über die Sache Glossen zu machen."

„Jetzt begreifen Sie," sprach Herr von Rack, „daß ich mit dieser verwickelten und häkligen Angelegenheit nicht ohne Vorwort in's Haus fallen konnte. Erst jetzt kann ich ohne Umschweife weiter reden. Das an mich gelangte Schriftstück, das nicht weniger als acht Seiten lang ist, legt Ihnen, Excellenz, zur Last: hier im Schlosse mit einer Anzahl Ihrer Standesgenossen — die Namen sind dabei — für verschiedene Eventualitäten, die der Krieg mit sich bringen könnte, hohe Politik getrieben zu haben; ich will es hohe Politik nennen! Ich bin es, der diesen milderen Ausdruck wählt, das Schriftstück selbst spricht — oder fabelt von einer Adelsverschwörung."

„Das ist zu toll!" fiel ihm der Graf heftig in's Wort. „Wenn ich nicht wüßte, welch ein grundgescheidter Mann Sie sind, ich dächte, daß Sie mystificirt, daß Sie gefoppt worden sind. Eine Adelsverschwörung! Es ist zum Lachen, zum Lachen!"

„Ganz meine Ansicht!" stimmte Herr von Rack lebhaft bei. „Ganz meine Ansicht! Die Anschuldigungen beruhen

jedenfalls auf Täuschung, aber die dahinter steckende feindliche Absicht, Ihnen zu schaden, ist leider eine ernste, nicht hinwegzuleugnende Thatsache."

„Sie haben Recht," rief der Graf. „So ist es, so ist es! Und ich kenne den Autor — übrigens ein sehr frommer Herr."

„Gewiß ist Alles nur Intrigue! Gewiß!" versetzte der Bezirkshauptmann. „Aber um so gefährlicher und schlimmer gemeint, als sie sich an allerhand nicht zu leugnenden Umständen einen Halt zu schaffen und sich einen verführerischen Schein der Glaubwürdigkeit zu geben gewußt hat. Es ist allerdings richtig und unbestreitbar, daß Sie, Excellenz, noch nie so früh im Jahre, ehe noch der Schnee geschmolzen, hier erschienen sind. Es ist richtig; aber was beweist, daß Sie hieher zu conspiriren gekommen? Könnte man das in dem Palais einer großen Stadt nicht unbemerkter und ungestörter? Besuche, welche dort Niemandem auffallen, werden gerade hier, in der ländlichen Einsamkeit, Gegenstände besonderer Beachtung. Wenn aber nun auch wirklich unter den Besuchern Namen vorkommen, auf welchen der Verdacht oppositioneller Gesinnungen ruht, so hat die boshafteste Combination leichtes Spiel —"

„Und wenn man noch hinzuschlägt," fiel der Graf mit derber Ironie in's Wort, „daß sich im Schlosse von Kraßnitz etwa fünfzig Jagdgewehre, dreißig bis vierzig Hirschfänger und etliche Pfund Pulver aufbewahrt finden, so ist der teuflischen Beweisführung die Krone aufgesetzt und man kann den Entdecker der Verschwörung gleich in's Narrenhaus sperren!"

„Sehr treffend bemerkt!" rief der Bezirkshauptmann, seinen Unglauben an der Richtigkeit des Sachverhalts durch ein lautes Gelächter zur Schau tragend. Er lachte stark und hielt plötzlich mit sehr ernster Miene inne: „Und doch verirrt sich die Anschuldigung beinahe so weit! Ich sage beinahe. Es wird zwar nicht auf irgend einen Gebrauch von Jagdflinten zu einem Zwecke, zu welchem solche nicht bestimmt sind, angespielt, wohl aber wird allen Ernstes auf die letzte Jagd, welche Eure Excellenz mit Ihren Gästen abgehalten, hingewiesen und die Behauptung mit besonderem Nachdruck

als zweifellos erwiesen hingestellt, daß auf Ihrem Jagdschlosse im Reviere Mallenetz während und nach der Jagdtafel die hochverrätherischen Schlußverhandlungen stattgefunden haben."

Der Graf blieb unbewegt und fixirte, die Hände zusammenlegend, den Bezirkshauptmann, wie Einer, der es der Mühe nicht werth hält, auf eine Abgeschmacktheit zu antworten.

„Ich begreife," sagte Herr von Rack, „die Verachtung, mit welcher Sie diese Beschuldigungen aufnehmen, und fürchte nur, daß über Ihrer gerechten Entrüstung die Anerkennung verloren gehen könne, welche ein trefflicher Wille, wie der meinige, verdient hätte. Ich bin über meine Pflicht hinausgegangen, indem ich Sie in Kenntniß setzte —"

„Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen," rief der Graf, auf und nieder gehend, „ich danke Ihnen herzlich, aber ich weiß eigentlich nicht wofür. Durch Ihre Eröffnungen, die Sie allzu höflich, wie mir scheint, als vertrauliche Mittheilungen bezeichnen, haben Sie wohl nur den stricten Wortlaut Ihrer Instructionen vorläufig ausgeführt —"

„Das schmerzt!" seufzte Herr von Rack, die Rechte an die Brust legend.

„Wäre es nicht so?" fuhr der Graf fort. „Wie läßt sich vorerst anders gegen mich vorgehen? Die Richtigkeit der Conspiration vorausgesetzt, wäre durch Ihre Eröffnungen der Zweck erreicht, mich und die ganze mitschuldige Gesellschaft einzuschüchtern und auseinander zu sprengen, denn die Anklage könnte nur aus der Verrätherei Eines aus unserer Mitte hervorgehen —"

„Das verdiene ich nicht!" klagte Herr von Rack. „Genügt denn meine Ueberzeugung von dem Unrecht, das Ihnen geschieht, um Sie freizusprechen? Habe ich nicht Alles gethan, was zu thun mir möglich ist, wenn ich ehrlich warne und Sie auf den Fallstrick, der Ihnen gelegt ist, mit aller Offenheit aufmerksam mache? Meinen ferneren Rath, wie ihm auszuweichen, braucht ein so eminenter Geist, wie der Ihrige, nicht zu empfangen."

„Doch! Reden Sie! rathen Sie mir!" rief der Graf. „Was ich auch thun würde, um als der gute Bürger, der ich bin, wieder dazustehen, es wird nicht so sicher zum Ziele führen,

als Ihr Rath, welcher jedenfalls den Vorzug haben wird, meine fernere Haltung im Sinne Ihrer Instructionen einzurichten!"

„Gott! Gott! wie werde ich verkannt!" jammerte Herr von Rack, den Kopf schüttelnd. „Ich kann nichts dagegen thun, als der Zeit, die Alles aufklärt, vertrauen! Ich habe gar keine directen Aufträge an Sie! Diese Versicherung kann ich mit meinem Ehrenworte gewährleisten! Sie wünschen einen Rath von mir; ich habe einen ganz einfachen: vermeiden Sie es, mit den Persönlichkeiten, welche hier gewesen sind, eine Zeitlang zusammen zu kommen!"

„Gut," fiel ihm der Graf in's Wort. „Wie soll ich aber diesem oder jenem Besucher, der da kommen könnte, das Gastrecht verweigern? Das soll am Ende heißen: ich habe Kraßnitz zu verlassen und in ein ausländisches Bad zu wandern?"

„Ich muß es Ihrem Ermessen überlassen!" erwiderte Herr von Rack, seine Hände reibend und sie gleichsam in Unschuld waschend. „Ich riethe es allerdings, aber nur dann, wenn ich vor Mißdeutung sicher wäre."

„Jetzt danke ich!" sagte der Graf immer feindseliger, „und weiß endlich, wofür! Auch gebe ich Ihnen das Versprechen, daß ich künftighin mir von Ihnen für jeden Gast, der sich bei mir aufhalten wird, einen Gensdarmen zur Begleitung erbitten werde."

„Excellenz," entgegnete Rack mit sehr langem Gesicht, seinen Ingrimm nur mit Mühe zurückhaltend, „trotz der unfreundlichen Entgegennahme meiner Mittheilungen bereue ich es dennoch nicht, aus freiem Antriebe Ihnen einen Dienst erwiesen zu haben, und nichts soll mich abschrecken, sobald ich die kleinste Gefahr erblicke, wieder zu kommen —"

„Wenn Sie das sagen, brauchen Sie keine weitere Einladung von mir!" versetzte der Graf mit einem Blick, der diese Antwort zu einem beißenden Sarkasmus machte, und Herr von Rack begab sich hinaus.

Noch lange nachdem der widrige, unheimliche Besucher sich entfernt hatte, ging der Graf mit ernster, gerunzelter Stirn im Zimmer auf und nieder.

„Dieser Mensch," rief er endlich, „hat eine teuflische Spür-

nase! Weiß er wirklich so viel, als er sagt? Oder klopft er nur auf den Busch? Ist er nur ein Werkzeug oder auch zugleich der Vater dieser Entdeckung? Doch, gleichviel! Es ist Zeit, die richtigen Gegenzüge zu thun."

Zweites Kapitel.

Führt den Leser in die Villa Schönberg.

Unter den anmuthigen, ja reizenden Dörfern in der Umgegend Wiens, welche durch die Eisenbahn und das immer weitere Vorrücken der Residenz beinahe zu Vorstädten herangezogen worden sind, gehört auch ein Weiler, den wir, statt mit seinem wahren Namen, Gollhausen nennen wollen. Er ist in der schönen Jahreszeit das Ziel unzähliger Besucher, die theils schon in der Brauerei Halt machen, theils die gewundenen Fußpfade gegen die Höhe und gegen den Wald zu einschlagen, wo gleichfalls in kleinen Schänken und Reisighütten Ruhe und Erfrischung zu finden ist.

Da sich die Fremdenzüge zumeist auf der Straße und den größeren Feldwegen verbreiten, ist die seitwärts von Gollhausen gelegene Villa Schönberg, wiewohl ein jeder adligen Familie würdiger Besitz, nur wenig bekannt. Wer zufällig in die Felder hineingerathen und vorgedrungen ist, ohne sich weder von dem vor den Weg gezogenen Querbalken, noch durch die Tafel mit der Aufschrift: Kein Durchgang! schrecken zu lassen, der hat bald eine hohe Mauer vor sich, über welche weithin uralte Baumwipfel ragen. Er kommt sodann an eine verschlossene Gitterthüre, über welcher ein alterthümliches Wappen prangt. Nun kann er tief in einen Garten blicken, aber der Blick ist beengt. Er sieht nur eine ziemlich lange, im Rococogeschmack zugestutzte Allee, an deren Ausgang ein

kleines Gebäude im Zopfstyl zweistöckig emporragt. Thüren und Jalousieen findet man meist hermetisch geschlossen. Eigentlich zeigt nur der Pfau an, der zuweilen auf der steinernen Balustrade vor der Auffahrt promenirt, sein Rad schlägt und schreit, daß das Schlößchen nicht gänzlich von Bewohnern verlassen ist.

Wenn sich nun der müßige Tourist bei den Leuten in Gollhausen erkundigt, wem die Villa gehöre, so wird ihm Folgendes mitgetheilt:

Der Schönberg gehört einer gewissen Frau von Weyher, die eine Verwandte des reichen Domherrn von Bork ist. In welchem Grade Beide mit einander verwandt sind, ist eine unklare Sache, und ebenso streitig ist es, ob Frau von Weyher diese Besitzung selbst erworben, oder ob ihr diese, wie Andere wissen wollen, vom Domherrn nominell übertragen und geschenkt worden sei. Kurz vor Achtundvierzig sei Frau von Weyher, damals eine junge, reizend schöne Dame, in Gollhausen erschienen. Sie habe ein Töchterchen bei sich gehabt, das damals sechs bis sieben Jahre zählen mochte. Sie habe sich nicht als Wittwe ausgegeben; es hieß, ihr Mann lebe, aber fern, auf Reisen. Der Domherr von Bork habe sie oft besucht. So, still und eingezogen, habe sie mehrere Jahre, mit kleinen Unterbrechungen Sommer und Winter, im Schlößchen gelebt und sich den Ruf einer freundlichen, braven und wohlthätigen Frau erworben. Um's Jahr 1855 herum sei sie weggezogen und nicht wieder erschienen. Manche behaupteten, sie sei zu ihrem Manne gegangen, der im Orient ein großes Glück gemacht, Andere aber hätten ihren Wegzug mit dem Abschluß des Concordats erklärt, in Folge dessen die Besuche des Domherrn bei ihr unmöglich geworden seien.

Nun stehe die Villa immer leer, nur der Domherr erscheine dort manchmal, selbst im Winter, und verbringe oft mehrere Tage im einsamen Hause, gleichsam als ob die Erinnerung an Frau von Weyher ihm den Ort besonders werth mache. Näheres wisse man nicht. Der alte Blasius, der Castellan, möge mehr wissen, aber der rede mit Niemand.

An einem Morgen im April hatte ein Wagen in Gollhausen Halt gemacht, und kurze Zeit darauf wandelte eine

schwarzgekleidete Gestalt durch die Felder, wo der Winterroggen bereits sein anmuthiges Wellenspiel zeigte, der Parkmauer und den Bäumen zu. Es war ein Mann nahe den sechziger Jahren mit bereits stark grauem Haar, aber aufrecht und kräftig. Das Collet, aber sonst auch nichts, bezeichnete ihn als Geistlichen. Es war der Domherr von Bork. Die stattliche Gestalt, die edlen Züge des beinahe römischen Kopfes, die noch immer blitzenden, schwarzen Augen ließen den schönen Mann von ehedem noch immer erkennen. Seine Haltung war vornehm, um Lippen und Augen lag ein freundlicher, lebemännischer Ausdruck. Man erkannte den geistlichen Herrn älteren Schlages, den die neue, vom Concordat eingeführte Kirchenzucht noch nicht unterjocht und umgewandelt hatte.

Der Domherr schritt, nachdem er die Gitterthüre geöffnet, einem Rasenplatze zu, in dessen Mitte ein Becken mit frischem Wasser funkelte. Es war ein Bassin aus der Rococozeit, in Stein gefaßt, mit weitausgebauchten Bogen, die ein Sechseck bildeten. Eine kleine Insel mit mythologischen Figuren aus Sandstein war in der Mitte zu sehen; ringsum wucherte frischgrünes Schilf, und ein halb abgelassener Springbrunnen plätscherte wie im Traume unter den hingelagerten Steingöttinnen.

Der Domherr hatte von den Beeten, an welchen er vorübergekommen, einige frühzeitige Blumen gepflückt und betrachtete sie nachdenklich. Doch schon kam ein alter Mann, der die Allee gekehrt hatte, herbei und wollte die Hand, welche die Blumen hielt, küssen.

Es war der alte Blasius, der Castellan, der einzige Bewohner und Hüter der Besitzung, ehemals Kirchendiener an der Pfarre, deren Inhaber Herr von Bork gewesen. Der Domherr wehrte den Handkuß mit freundlicher Miene ab nnd sagte:

„Solche untergeordnete Dienste besorgst Du, lieber Blasius? Und noch dazu so früh, wo ein Anderer an Deiner Stelle im Bette liegen würde?"

Der Alte deutete auf ein Holzgestell zum Beschneiden der Bäume und erwiderte:

„Da hinauf wage ich mich nicht mehr, des Schwindels

wegen und meiner Beine. Auch mit der Gartenscheere werde ich recht ungeschickt. Wer aber dreißig Jahre lang Kirchendiener war und täglich zur Frühmesse läuten mußte, der ist an Frühaufstehen gewöhnt. Was bleibt mir übrig, da es mit der andern Arbeit nicht geht, als ein bischen zu kehren und ähnliche Dinge zu verrichten?"

„Nun, thue es, wenn's Dich freut, Alter," sagte der Domherr, dem Diener freundlich auf die Schulter klopfend, „nur plage Dich nicht so sehr."

„Was hat denn aber Sie, gnädiger Herr," fragte Blasius, „in so früher Stunde hergeführt? Das ist noch gar nicht dagewesen!"

„Ein recht freudiger Umstand, lieber Alter! Ein gar freudiger Umstand," erwiderte der Domherr. „Ich komme, Dir anzuzeigen, daß unser Schlößchen heute noch einen Besuch erhält. Ich erwarte meine Nichte."

„Frau von Weyher?" rief Blasius. „Du lieber Himmel, wie kommt denn das? Sie hat doch Fräulein Veronica noch immer bei sich? ..."

„Welche sonderbare Frage!" rief der Domherr. „Warum denn nicht? Ihr Kind —"

„Nun, mein Gott," versetzte Blasius, „das gnädige Fräulein muß ja schon siebzehn bis achtzehn Jahre zählen und könnte auch schon verheirathet sein."

„Allerdings, allerdings," sagte der Domherr. „Achtzehn Jahre ist sie — aber verheirathet noch nicht. Das wird früh genug kommen."

„Nun," rief Blasius, „das ist schön, daß ich die gnädige Frau wiedersehen soll! Ich freue mich auch Ihretwegen, gnädiger Herr. Sie waren nie wieder so heiter und wohlgelaunt, wie ehedem, seit Sie ganz allein sind. Frau von Weyher war immer so lustig, und die wird Ihnen die finsteren Falten, die von lauter Sorgen sprechen, wieder wegplaudern und weglachen! Eine liebe, herzlich gute Frau!"

Da der Domherr betroffen zu schweigen schien, glaubte der Diener zu weit gegangen zu sein und zu viel gesagt zu haben.

Der Domherr aber erwiderte nach einer Pause mit einem wehmüthigen Lächeln:

„Du hast Recht, Blasius, es war sonst schöner, viel schöner!“

„O freilich, freilich!“ rief der Alte mit rasch erleichtertem Herzen, „viel schöner! War's doch sonst, wenn Frau von Weyher Einen mit ihren hellen Augen ansah, als stände man in der Sonne — und wie sie für Jeden ein freundliches Wort hatte — und nun vollends ihr herzliches Lachen — es klingt mir noch immer in den Ohren, wie die schönste Musik — Ihnen geht's gewiß ebenso. Nun, nun, das ist doch die allerschönste Nachricht, die ich nur hören könnte. Und wird Ihre liebe Frau Nichte wieder länger bei uns bleiben?“

„Das hängt von den Umständen ab,“ war die Antwort. „Doch gehe, Blasius. Koche mir eine Tasse Kaffee, ich bin noch nüchtern. Sodann wollen wir die nöthigen Anstalten zum Empfang unserer Gäste treffen. Es giebt da Manches zu thun.“

„Ja wohl, ja wohl,“ rief Blasius. „Zwar habe ich Alles so gehalten, als ob die gnädige Frau jeden Augenblick eintreffen könnte — aber die Zimmer sollten gelüftet, die Möbel abgestaubt werden — mein Gott, so plötzlich —“

Damit eilte er in die Küche.

Herr von Bork fing indeß im Garten auf und ab zu gehen an.

„Fünf Jahre habe ich Beide nicht mehr gesehen,“ sagte er zu sich. „Ich habe viel entbehrt. Zu viel! So sehr sich selbst berauben, sich so kasteien, das sollte man nicht! Und jetzt, ach jetzt ist mir — als wäre Alles vorbei! Wo ist die Jugend! Die Jugend! Und doch ist dem Allmächtigen zu danken, daß er jedem Alter seine Freuden, sein Glück gegeben. Wie sehne ich mich aus tiefstem Herzen, Veronica wiederzusehen —“

Er zog eine Anzahl Photographieen aus der Brusttasche und fuhr, dieselbe Gestalt in verschiedenen Posen aufmerksam betrachtend, in seinem Gedankengange also fort:

„Ein herrliches Mädchen! Eine vollendete Schönheit! Ich bilde es mir doch nicht blos ein? Nein, nein, es ist Wahrheit. Aber auch voll Herzensgüte und voll Geist ist sie. Das leuchtet aus ihren Briefen unverkennbar hervor.“

Er setzte sich in eine Laube, aber die innere Bewegung ließ ihn nicht ruhen, schon eilte er in's Haus und in den Mittelsalon, die Fenster zu öffnen. Wenn nach der Parkseite hin der Blick beschränkt war, so war er auf der andern um so freier: eine großartige Aussicht auf die Ebene und die in der Ferne gelagerte Residenz that sich auf. Der Domherr öffnete die Balconthüre. Von dort wird man erst gewahr, wie hoch die Villa liegt. Darunter fallen die Terrassen eines Weingartens ab und eine steinerne Treppe führt in die Tiefe.

„Wie ich so Fenster und Thüren öffne und sich das lange verfinsterte Gemach erhellt, so geht's auch meiner Seele!" sagte der Domherr zu sich. „Sie kommen — und ein lang entbehrtes Licht fällt in mein Gemüth, das Herz reißt gleichsam die Fenster auf, ich schlürfe neue, frische Luft, die Brust öffnet sich, der Blick wird frei. Sie kommen, sie kommen! Mutter und Kind! Auch der Frühling kommt, der Frühling ist da! Die Blumen blühen, die Vögel singen. Ich soll wieder aufleben — ich werde es! Ach, was giebt es denn für die Menschenbrust Natürlicheres, Unmittelbareres, Reineres, als Luft und Licht — als Weib und Kind! Und doch war es mir versagt, ich habe abgesperrt von Beiden jahrelang wie im Finstern leben müssen! Herz, nun wird es besser werden! Bald! Bald!"

Während der Domherr also monologisirte, war auch der alte Blasius nicht ruhig. Während er das Frühstück bereitete, murmelte er voll innerer Bewegung vor sich hin:

„Das Vaterherz läßt sich nicht verbergen. Auch unter dem schwarzen Kleide des Geistlichen schlägt es unverändert. Der wackere Herr! Wie viel glücklicher wäre er in jedem andern Stande! Er, der so viel Herz hat, so dazu geschaffen ist, etwas auf der Welt zu lieben! Ich bedauere ihn, er thut mir oft leid. Reichthum hat er vollauf, aber ich weiß, er gäbe die Hälfte alles dessen, was er besitzt, hin, um mit den Seinigen leben zu können. Er kann es nicht! Es geht nicht. Und auch ich, der ich Alles weiß, muß die Comödie mitspielen, Frau von Weyher für seine Nichte halten und Veronica — für die Tochter eines Officiers, der wahrscheinlich

nie gelebt hat. Selbst mir, dem alten ergebenen Diener gegenüber darf er sein Herz nicht lüften. Aber — wie sprühen seine Augen, wenn er von seinem Kinde erzählt! Nun, mögen die beisammen leben, die Gott zusammengegeben, und wenigstens heimlich unter sich glücklich sein, da sie es vor der Welt nicht sein können."

Nicht lange darauf war der alte Diener im Garten und servirte den Kaffee seinem Herrn, der inzwischen herabgekommen war.

„Wie gefällt Dir dieses Fräulein?" fragte ihn der Domherr plötzlich und legte Blasius einige der kleinen Photographieen vor.

„Was!" rief der Alte überrascht aus. „Soll das Veronica sein — Fräulein Veronica will ich sagen?"

„Sie ist es!" sagte Herr von Bork mit wohlgefälligem Lächeln.

„Ich sage weiter nichts als: an dieser Nichte können Sie Freude haben!" rief Blasius, nachdem er die Bilder eine ganze Weile stumm angesehen. Und schon eilte er, so rasch ihn die Beine trugen, fort, um die tiefe Bewegung, die sich ihm mitgetheilt, nicht vor den Augen des Domherrn zu verrathen.

Dieser aber sah und errieth, was den alten Blasius fortgetrieben hatte; er sprach zu sich:

„Ein trefflicher Alter! Ein seltenes Glück, in einer Lage, wie die meinige, einen solchen Menschen zu haben! Welchen Verlegenheiten und Gefahren bin ich durch ihn schon entgangen! Ohne ihn wären die einzigen glücklichen Stunden meines Lebens überhaupt nicht möglich gewesen! Du hast ausgesorgt, Alter! Wenn mich der Himmel morgen aus dieser Welt abrufen sollte, Du bist versorgt, wie wenn Du mein Bruder gewesen wärest."

In diesem Augenblicke wurde ein Reisewagen sichtbar, der um das Dorf gebogen hatte und auf das Schlößchen zufuhr.

„Blasius! Blasius!" schrie der Domherr, von Freude durchfahren, „sie kommen! sie kommen!"

Mit diesen Worten lief er auf den Alten zu, der augen-

blicks nicht wußte, ob er dem Rufenden oder dem Wagen entgegeneilen solle.

„Sie kommen!" rief der Domherr. „Sieh den Wagen! Mein Gott!"

„Ja freilich, das sind sie!" rief Blasius. „Der Wagen kann nirgends anders hinwollen, als zu uns."

Beide eilten auf die Einfahrt, wo im selben Augenblicke die Kutsche anhielt.

Aber die Enttäuschung war groß, da es die Erwarteten nicht waren. Ein einzelner Herr, corpulent, klein, kurzgegliedert, mit einem rothen Gesichte, ein Mann im Alter des Domherrn, stieg aus. Es war der Propst und Consistorialrath Lerberger, Herrn von Bork's intimster Freund, sein Duzbruder.

„Wie kommst Du her?" rief der Domherr mit verdrießlicher Miene, gleichsam vorwurfsvoll.

„Du empfängst mich ja," erwiderte Lerberger, „wie wenn ich Dir höchst ungelegen käme..."

„Da hast Du nicht so Unrecht!" sagte Herr von Bork und fuhr sich in's Haar. Dann drehte er sich um und fügte, auf den alten Blasius deutend, hinzu: „Entschuldige, wir Zwei sind nun einmal ein paar recht kindische alte Leute!"

Mit diesen Worten nahm er den Consistorialrath am Arme und führte ihn in den Garten.

„Nun, so sage mir doch, was heute mit Dir vorgeht?" sagte der Consistorialrath unterwegs, nachdem sich Blasius entfernt hatte. „Du nimmst mich so seltsam auf und wunderst Dich gar nicht über mein frühes Erscheinen bei Dir."

„Ich erwarte heute die Weyher und Veronica," gab der Domherr zur Antwort, eine Prise aus der Dose nehmend, mit der sein Freund unermüdlich aufzuwarten pflegte. „Als wir Deinen Wagen kommen sahen, glaubten wir, sie wären es schon. Da begreifst Du Alles! Du wirst aber selbst einsehen, daß Du mir auch da noch sehr ungelegen wärest, wenn Du mir vielleicht die Botschaft zu bringen hättest, daß ich sofort in die Stadt zu gehen habe oder mich unsere Eminenz sofort zu sich bescheide, und das ist klar, daß Dich nur eine besondere Ursache hergesprengt haben kann."

„Wäre es nur das, was Du anführst," sagte Lerberger mit einem sehr ernsten Gesicht. „Ich glaube, daß Dir nicht nur der heutige Tag, sondern Gott weiß wie viele folgende verdorben sind."

„Nun, nun, was giebt es denn?" rief der Domherr ungestüm.

„Du weißt, daß ich gleich anfangs dagegen war, daß wir uns mit dem Grafen Thieboldsegg einlassen! Ich hatte leider Recht. Wir sind so gut wie verrathen."

„Donnerwetter!" rief Herr von Bork ganz frappirt.

„Wir sind denuncirt, verrathen, Alles ist ausgespäht bis auf's Kleinste. Man weiß, daß die Versammlung in Kraßnitz stattgefunden, wer dabei war, was abgemacht wurde."

„Eine schöne Nachricht!" rief der Domherr. „An dem Tage, an welchem ich das Wiedersehen mit den Meinigen feiern will, erfahre ich das!"

Die Sache kann nur durch Einen aus unserer Mitte herausgekommen sein," fuhr Lerberger fort; „es muß einen Judas unter uns gegeben haben. Du warst dabei, Du kennst die Mitglieder — auf wen Anders kann der Verdacht fallen, als auf Thieboldsegg?"

„Thieboldsegg — der Verräther! Das glaub' ich nicht. Er hat von einem Verrathe nichts zu hoffen, am wenigsten so lange unser Vorgehen nicht weiter gekommen ist, als bis zur Aufstellung eines Programms. Auf die Treue und Wahrhaftigkeit des Grafen möchte ich selbst nicht bauen, aber auf seinen Haß glaube ich mich verlassen zu können. Er haßt die jetzigen Machthaber — in diesem Punkte kennt seine verbissene Natur keine Grenzen. Einer Versammlung von Cattundruckern würde er präsidiren, wenn er sich davon den Zweck versprechen könnte, den Fürsten Kronenburg, dessen Partei und Gesinnungsgenossen aus dem Sattel zu heben. Darauf verlasse Dich, er hat uns nicht verrathen. Der Verrath hat keinen entsprechenden Lohn für ihn, wohl aber die Durchführung unserer Pläne. Bei keinem der übrigen Mitglieder unserer Liga, die Du alle kennst, fällt Dir ein Verdacht bei, mir aber auch nicht. Du zweifelst nur an Thieboldsegg, der aber, sage ich Dir, ist es auch nicht."

„Nun, wie wäre dann die Sache herausgekommen?“ fragte Lerberger mit Eifer.

„Von wem weißt Du es überhaupt, daß die Regierung von der Sache Kenntniß haben soll?“

„Graf Mersenburg war vor einer Stunde bei mir und überbrachte mir die Botschaft, von Thieboldsegg eigens damit beauftragt. Das ist bezeichnend; der Angeber warnt, um das Mißtrauen von sich auf Andere abzulenken.“

„Das ist nimmermehr so,“ versetzte Herr von Bork. „Der Graf ist nicht falsch und treulos aus Unverläßlichkeit des Charakters. Nur wo ein Interesse im Spiele ist, möchte ich mich bei ihm jeder Schlechtigkeit versehen. In diesem Falle würde er aber gegen seine Interessen handeln, und das thut er nicht. Hier ist er ehrlich und meint es gut, weil es ihm zu Statten kommt.“

„Ich weiß nicht, ich weiß nicht —“ sagte Lerberger, unfähig, sich von seinem Zweifel loszuringen. „Nur Einer aus unserer Mitte kann es gewesen sein. Thäte ich dem Grafen Unrecht, so könnte es Niemand sonst als unsere Eminenz sein.“

„Wo denkst Du hin!“ rief der Domherr. „Dieser Herr ist wohl durch und durch Priester, aber auch ein hochgeborener Aristokrat und Cavalier, der für eine höhere Machtstellung seiner Standesgenossen nicht unempfindlich ist. Er weiß übrigens zu gut, daß die neuerrungene priesterliche Gewalt nicht von Dauer ist, so lange sie als ein Joch betrachtet wird, welches ein unbeliebtes Ministerium geschaffen und der päpstliche Stuhl sanctionirt hat. Er fühlt es instinctmäßig, so gut wie alle anderen aufgeklärten Geistlichen, daß sich die ausgedehnten Kirchenrechte nur dann sicher und dauernd ausüben lassen, wenn es gelingt, sie auf eine populäre Basis zu stellen. Dazu könnte und würde uns nur eine ständische Verfassung verhelfen. Rom ist unbeliebt und bedarf eher der Hülfe, als daß es Hülfe bringen könnte. Wir haben Rom durch das Concordat in vermehrtes Ansehen gebracht, nicht umgekehrt, Rom uns. Laß erst den Fall eintreten — Alles ist möglich — daß unsere Waffen in Italien erliegen, was wird dann? Wer wäre so kurzsichtig, nicht zu bedenken,

daß es dann über kurz oder lang mit Rom vorbei ist und auch bei uns der Sturm losbricht? Dann müssen wir sehen, wie wir allein durchkommen. Die Nationalitäten werden in ihren Gräbern erwachen und ihrem Ingrimm gegen alles Fremde Luft machen. Wir müssen dann nicht als päpstliche Tribunale angesehen, sondern sollen dann eine Landeskirche sein. Nicht Ultramontane, einheimische Priester. So rede ich über den staatsmännischen Standpunkt unserer Interessen, was ich als Mensch und Bürger des neunzehnten Jahrhunderts denke, brauche ich Dir nicht zu sagen. Darüber haben wir hundertmal gesprochen und uns über die Reformen geeinigt, die unser Stand nöthig, dringend nöthig hat, um nicht als ein fremdartiges Ueberbleibsel, eine Ruine der Vergangenheit, in unsere Zeit hereinzuragen."

„Also gut, gut," versetzte Lerberger. „Graf Thieboldsegg ist nicht der Angeber, die Eminenz hat auch geschwiegen, gut! So wissen wir also nicht, wer uns den Streich gespielt, und das ist am Ende noch schlimmer!"

„Besser nichts wissen, als etwas Verkehrtes. Die Sache ist verrathen, aber wer kann uns beikommen?"

„Unbegreiflich, wie leicht Du das nimmst! In diesem Falle braucht es keine Beweisstücke und gegen uns redende Documente, wie bei einem Civilproceß. Der Verdacht, die Angeberei wird genügen, daß man uns beim Ohre nimmt."

„Da hast Du nicht Unrecht," versetzte Herr von Bork, „aber ich will Dir sagen, was mir den ersten Schrecken vertrieben und mich muthig gemacht. In dem jetzigen Kriegstumult wird die Regierung nichts Ernstliches gegen uns vornehmen; das wäre nur zu erwarten, wenn der Feldzug beendigt und notabene — zu ihren Gunsten entschieden wäre. Ich aber habe eine Ahnung, daß unserem Staate ein Unglück passirt."

„Eine thörichte Ahnung, die Du Dir nur bald ausreden magst!" rief der Consistorialrath. „Unsere Armee ist nicht vernachlässigt, wie vor dem Jahre Achtundvierzig. Man hat zehn Jahre lang Zeit gehabt, sie auf das Höchste auszubilden und auszurüsten. Man hat Hunderte von Millionen daran gesetzt und sich die ganze Zeit hindurch fast mit gar nichts

Anderem beschäftigt, um sie auf die höchste Spitze der Vollkommenheit zu bringen."

„Ich habe eine Ahnung, hab' ich gesagt," versetzte der Domherr. „Gründe habe ich nicht, höchstens eine geheimnißvolle Ueberzeugung, wenn ich es so nennen darf. Vom Militairwesen verstehe ich durchaus nichts. Ich höre allerwärts, daß unsere Armee vortrefflich ist, und will glauben, daß es so sei. Dennoch bleibt meine Ahnung, die mich prophezeien läßt, aufrecht und unerschüttert. Sechzig Jahre bald sehe ich dem Weltlaufe zu und finde, daß es nicht auf die Waffen allein ankommt, sondern auch auf die Sache. Unsere Fahnen tragen die Devise des Don Carlos, der Jesuiten, der Bourbonen von Frankreich und Neapel — sie werden auch nicht glücklicher sein —"

„Vielleicht!" versetzte Lerberger und nahm eine energische Prise, „vielleicht! Aber die Geschichte macht oft die seltsamsten Sprünge. Kriegsglück und Spielglück haben, scheint mir, keine Logik in sich. Man muß sich also auch für den verkehrten Fall vorsehen."

„Will ich das unterlassen?" fragte Herr von Bork. „Heute aber, da ich die Meinigen erwarte, will ich mir den Muth nicht nehmen lassen. Geh in die Stadt und trachte etwas Genaueres zu erfahren, damit Licht in die Sache komme. Morgen besuche ich Dich und wir treffen alle Verabredungen. Alle compromittirenden Papiere —"

„Ich habe nie welche im Hause gehabt," fiel ihm Lerberger rasch in's Wort. „Du solltest meine ängstliche Vorsicht in solchen Dingen kennen! Die Circulare an die Seelsorger auf dem Lande sind freilich schon abgeschickt, jedoch in der Abfassung derselben liegt nichts, was sich nicht ungezwungen auf die gegenwärtige Staatskrise beziehen ließe. Da ist nur der Zweck ersichtlich, den Volksgeist von der Kanzel aus anzuregen. Die Richtung ist keine der Regierung abgeneigte."

„Das versteht sich."

„Wann sehe ich Dich also?"

„Erwarte mich morgen um neun Uhr früh."

„Gut," sagte Lerberger im Weggehen. „Meinst Du nicht, daß ich heute noch den Abt von Birglau be-

suchen sollte? Seine Brüder stehen dem kaiserlichen Hofe so nahe —"

„Nun, wenn Du willst, thue es, alter unverbesserlicher Diplomat! Ich hindere Dich nicht!" sagte der Domherr lachend. „Du bleibst stets der Meinung jener Alten, welche auch dem Gottseibeiuns eine Kerze anzündete. Auf Wiedersehen, lieber Freund und Bruder!"

Die beiden Freunde schüttelten einander die Hände, und ein paar Minuten später jagte der Wagen, der den Consistorialrath hergebracht, wieder in die Stadt.

Als Blasius später wieder in den Garten kam, sah er seinen Herrn auf einer schattigen Ruhebank sitzen, fand ihn aber sehr verändert. Der Zwischenfall hatte auf ihn einen tieferen Eindruck geübt, als er sich selbst und Lerberger hatte eingestehen wollen. Mit der Expansion seines heiter bewegten Gemüthes war es vorüber.

So sagte er zum Alten:

„Ich wollte, Frau von Weyher wäre entweder schon gestern gekommen, oder ich hätte sie erst in ein paar Wochen zu erwarten. Du glaubst nicht, wie dringend meine Rückkehr in die Stadt ist. Ja wirklich, ich muß fort. Kommt meine Nichte und ihre Tochter, so sage ihnen, daß ich hier war und diese Blumen für sie gepflückt ... Sage ihnen auch, daß ich bald zurück bin. Es geht nicht anders."

Umsonst redete Blasius dem Domherrn zu, sich den Ernst seiner Amtsgeschäfte nicht so sehr über den Kopf wachsen zu lassen, umsonst bat er ihn, zu bleiben. Als die Mittagszeit herangekommen war, ohne daß die Erwarteten die angegebene Stunde der Ankunft eingehalten hatten, ließ sich Herr von Bork nicht mehr halten und eilte mit dem Versprechen, thunlichst schnell wieder zurückzukehren, in die Stadt zurück.

Drittes Kapitel.

In welchem sich ein düsterer Schatten blicken läßt.

Ein paar Tage nach der Unterredung des Domherrn mit seinem Freunde hatte die Villa Schönberg bereits ein anderes Aussehen. Die Jalousieen waren geöffnet, neben der Veranda ein farbiges Zeltdach aufgespannt. Aus den Fenstern, in welche seit langer Zeit wieder der Sonnenschein fiel, drangen jetzt die Töne eines Piano, jetzt die einer hellen, klangvollen Mädchenstimme. Die erwarteten Gäste waren eingetroffen.

Frau von Weyher, obgleich am äußersten Rande der dreißiger Jahre, war noch immer eine schöne Frau. Niemand, der sie sah, konnte zweifeln, daß sie in ihrer Jugend eine mächtige Leidenschaft anzufachen gewußt. Ihr Gesicht, von intelligentestem Ausdruck, war ein edles Oval; Nase, Mund, Kinn tadellos. Ihr tiefschwarzes Haar war noch von prächtigster Fülle, ihre dunkeln Feueraugen brannten meist ernst und ruhig, aber man merkte, daß sie auch bannen, fesseln, strafen konnten. Sie lächelte selten, und doch waren ihre Zähne makellose Perlen. Nur der Teint hatte gelitten, die blendend weiße Sammethaut, von welcher Personen, welche Frau von Weyher vor Jahren gekannt, noch immer wie von einem Wunder erzählten, hatte eine dem schärferen Auge unverkennbare Knitterung erlitten, wie das Camellienblatt nach einer kälteren Nacht. Zu ihren Reizen zählte hingegen noch die langgeformte, schmale, edelgebildete Hand, durch deren schneeiges Weiß die kleinsten Venen schimmerten, und die herrlichen Schultern, für jeden Maler oder Bildhauer geradezu entzückend, wenn ihre graziösen Linien unter einem leichten Stoffe sichtbar waren. Wer diese Frau einst gekannt hatte und sie jetzt wiedersah, der meinte wohl, ihre Schönheit habe sehr gelitten, aber wo die Einbuße liegen möge, begriff der-

jenige nicht, der ihr heute zum ersten Male begegnete. Schön, interessant, ja reizend war sie ja noch heute.

Neben dieser Frau, die etwas Stattliches und Gemessenes, ja nicht selten etwas Feierliches hatte, war Veronica wie eine jüngere Schwester. Ein hochgewachsenes, herrliches Mädchen in der Blüthe ihrer achtzehn Jahre, mit dunkelbraunen Augen und dunkelbraunem Haar, war sie das Bild einer Grazie, und doch stand hinter ihrer lächelnden Lieblichkeit ein höherer Ernst, die Gewähr eines festen, frühgereiften Charakters. Der Domherr wurde nicht müde, die so prachtvoll aufgeblühte Mädchengestalt, das edle Gesicht von geistigstem Ausdruck mit den Augen des innigsten väterlichen Stolzes zu betrachten.

Heute hatte im Salon ein kleines Diner stattgefunden; es ging eben zu Ende. Neben Frau von Weyher saß der bewährte Freund des Domherrn, der Consistorialrath Lerberger, und neben Veronica eine schmucke Männergestalt in der weißen Uniform eines österreichischen Infanterieofficiers. Es war ein Freund der Familie, Oberlieutenant Wallberg. Er war in letzter Zeit bei seinem Regiment in Galizien gestanden und hatte sich auf dem Durchmarsch durch Wien auf einige Stunden freigemacht, um auf der Villa Schönberg zu erscheinen. Für den Domherrn ebenso wenig als für Frau von Weyher war es ein Geheimniß, daß er Veronica liebe und daß seine Liebe von ihrer Seite erwidert werde.

Oskar Wallberg war ein schöner, schlanker, junger Mann von fünf- bis sechsundzwanzig Jahren, mit einem markirten Gesicht von südlichem Typus. Sein glänzend schwarzes Haar, der wohlgepflegte Schnurrbart, die funkelnden dunkeln Augen und der freundliche Mund vereinigten sich zu einem äußerst ansprechenden Ganzen. Er war gesprächig, lebendig, ein liebenswürdiger Gesellschafter.

Die Conversation während des Diners war heiter und ungezwungen gewesen, hatte tausend Dinge gestreift, war aber immer auf die Politik zurückgekommen. Wallberg bewegte sich begreiflicherweise ganz im Kreise jener Ansichten, welche in den militairischen Kreisen gang und gäbe waren, und gab ihnen auf's Unbefangenste Ausdruck. Er hielt es für unverantwortlich von den Italienern, sich losreißen zu wollen,

da es ihnen ja doch bisher sogar besser gegangen, als den Bewohnern der übrigen Provinzen. Wenn Andere das System der Lähmung und Abtödtung des öffentlichen Geistes unter der Omnipotenz der Büreaukratie, das Regiment der öffentlichen und geheimen Polizei, der Spionage, Denunciation, der gegenseitigen Ausschnüffelung hinnahmen und duldeten, warum denn nicht auch sie? Uebrigens war er in Italien gestanden und hatte von Fremdherrschaft nie etwas gemerkt, denn das Italienische war ja die officielle Sprache der Beamten, Aemter und Schulen. Verfahre man hier und da mit Härte, was nicht zu leugnen sei, so hätten es die Mißvergnügten durch ihre Verschwörergewohnheiten wohl verdient. Was solle es aber nun heißen, daß sich Frankreich in die inneren Fragen eines andern Staates mischen wolle und von Fremdherrschaft rede? Frankreich stehe selbst unter einer Fremdherrschaft, nämlich der corsischen. Wie könne es Freiheit exportiren, die es ja selbst nicht habe? Am schlimmsten werde zuletzt doch jener unverbesserliche Avanturier und Conspirateur wegkommen, den man allerdings eine Zeitlang wegen seiner energischen Maßregeln gegen die Demokratie habe bewundern müssen, der sich aber jetzt in seiner Treulosigkeit demaskirt habe, indem er Oesterreich zum Kriege zwang. Nun übernehme er, der nie ein Regiment commandirt, in seinem Dünkel sogar den Oberbefehl über die verbündete Armee! Eine einzige Schlappe auf dem Schlachtfelde müsse für ihn die furchtbarsten politischen Consequenzen haben. Die Revolution in Paris, St. Helena oder Cayenne stehen im Hintergrunde.

Der Domherr ließ den jungen Mann reden. Er selbst sah die Sachen ganz anders an. Er war der Ansicht, daß Oesterreich allerdings in der Lage gewesen wäre, dem Kampf aus dem Wege zu gehen, und hatte kein Verständniß, noch weniger Bewunderung für die phantastische Courage, die, für jede Warnung taub, wider den Rath aller Vernünftigen und ohne Bundesgenossen gegen die halbe Welt Front macht und, indem sie in den Krieg geht, das Vermögen des ganzen Landes auf's Spiel setzt. Als liberaler Geistlicher konnte er übrigens im Stillen nur den Sturz des mit Oesterreich ver-

bündeten Ultramontanismus wünschen. Langsam lenkte er das Gespräch wieder von der Politik hinweg und brachte es den persönlichen Fragen näher, indem er das erste Glas Champagner auf die glückliche Rückkehr des „Hauptmann" Wallberg zu trinken vorschlug.

„Hauptmann Wallberg! — das kann kaum fehlen," begann Oskar, als die Gesellschaft angeklungen und getrunken hatte. „Bisher läßt sich Alles für mich gut an. Baron Rosen, mein Oberst, ist mir ein freundlicher Gönner und hat mir die Eintheilung in's Adjutantencorps versprochen. Da kann mir eine Auszeichnung nicht entgehen. Nur ein glücklicher Zufall und ich bringe das goldene Verdienstkreuz heim. O der Krieg, der Krieg! Wie oft habe ich ihn angerufen, dem abstumpfenden Garnisonsleben ein Ende zu machen und mir die Carrière zu öffnen..."

So leichtblütig sah Veronica die Sache nicht an, sie senkte das Köpfchen, seufzte und sagte:

„Ach, lieber Wallberg, Sie sprechen wirklich, als ob es im Kriege nicht Kugeln regnete, welche Tausende niederstrecken —"

„Die wenigsten Kugeln treffen in's Herz, die meisten streifen blos!" entgegnete Wallberg. „Man trägt dann eine Zeitlang den Arm in einer schwarzen Schlinge und ist doppelt interessant. So sehe ich es an. Doch man muß auch an ein Fatum glauben, und wenn es Einen schon so lange freundlich geleitet hat, wie soll man nicht dafür halten, daß es noch etwas mit uns vorhat und uns noch etwas Gutes aufspart? Wie oft nach menschlicher Berechnung hätte der wilde Knabe, der auf alle Bäume stieg und alle morschen Burgruinen in der Nähe seiner Heimath erkletterte, Arm und Bein brechen sollen! Arm' und Beine sind noch da. Wie oft hätte der ungeschickte Reiter den Hals brechen, der Schwimmer, der nie schwimmen gelernt, ertrinken sollen! Ein unbekanntes gutes Etwas half immer wieder heraus. Und endlich — wie viele Epidemieen sind über die Welt gezogen seit den fünfundzwanzig Jahren, welche man auf ihr ist? Und man steht noch da! Ebenso, wie ich ungefährdet aus den Sümpfen der Dobrutscha herauskam, werde ich, das weiß ich,

auch aus diesem Kriege ungefährdet herauskommen. Denn — ich glaube an Instincte. Sollte mich etwas treffen, eine Ahnung würde es mir ankündigen. Ich habe keine, und so bringe ich denn dies letzte Glas wohlgemuth aus auf ein frohes Wiedersehen!"

Indeß blickte der Abendsonnenschein in's Gemach. Alles lockte, sich im Garten zu ergehen. Aber Oskar hatte auf die Uhr gesehen und rief plötzlich in ganz verändertem Tone: „Sechs Uhr! Die Zeit ist da, wo ich fort muß. Meine Herrschaften, ich widerrufe alles vorher Gesagte. Es ist schrecklich schwer, in den Krieg zu ziehen!"

Bald darauf hatte sich die Gesellschaft erhoben, Frau von Weyher nahm des Domherrn Arm und führte ihn einige Schritte abseits.

„Nun," fragte sie, „wie gefällt Dir Oskar?"

„Ich kenne ihn ja," erwiderte dieser. „Er ist, was er immer war, ein exaltirter, heißblütiger Phantast von starker Selbstgefälligkeit, übrigens ein braver Bursche."

„Dein Urtheil über ihn ist ja beinahe ein mißfälliges!" sagte Frau von Weyher, diesmal im Tone der Besorgniß.

„Nein, nein, solche Mängel mäßigt und beseitigt die Zeit!" erwiderte Herr von Bork. „Ich gestehe, daß ich für Veronica jeden Andern lieber gehabt hätte, als einen Officier. Der Militair nimmt nomadische Gewohnheiten an, die kein rechtes Eheglück aufkommen lassen. Indeß — die jungen Leute lieben sich — Du bürgst für Oskar's Charakter — ich darf nichts dagegen haben."

„Oskar ist brav, redlich, voll Strebens. Er hat nur einen großen Fehler: er ist arm!"

„Dafür laß mich sorgen. Ich habe in dieser Hinsicht längst schon meine Pläne gemacht und werde sie Dir und Veronica demnächst mittheilen."

„Du bist der beste, edelste der Menschen!" rief Frau von Weyher und schloß den Domherrn in die Arme.

Während diese kurze Unterredung in der Veranda stattfand, hatte Oskar mit Veronica gesprochen.

„Kennst Du das?" fragte er, indem er ein schwarzsammetnes Band hervorzog. „Das hast Du einst, um die Hand

geschlungen, getragen. Es war mit mir in Polen; tausendmal hab' ich's angesehen, tausendmal geküßt; nun reist es weiter mit mir. Noch hat es den Duft, den es einst gehabt. Dieser Duft soll mich erquicken, wenn die bösen Stunden kommen, die Stunden des Bivouaks bei Nacht und Regen, die Stunden des Marsches bei brennender Sonnenhitze!"

Veronica erwiderte nichts, aber sie seufzte und drückte Oskar's Hand.

Dieser hatte sich umgewandt, als er die Gesellschaft herankommen hörte. Mit dem Ausdruck tiefsten Ernstes im Gesicht sagte er:

„Die Stunde drängt, ich muß fort. Werden Sie mir gestatten, gnädige Frau, Ihnen und Fräulein Veronica manchmal zu schreiben?"

„Allerdings," erwiderte Frau von Weyher. „Wir werden Sie im Geiste begleiten und Ihren Briefen ungeduldig entgegensehen. Der Himmel sei mit Ihnen!"

„Ihr Wort macht mich glücklich," erwiderte der junge Officier. „Nun scheint mir Alles ein Spiel, ich habe Vertrauen zu meinem Sterne! Und komme ich aus dem Kampf — ich weiß, daß ich zurückkehre — so ist mein erster Weg wieder zu Ihnen, denn hier ist etwas, was mir theurer ist, als die ganze Welt! Leben Sie wohl, Veronica," fügte er hinzu, des Mädchens Hand ergreifend und einen langen Kuß auf sie heftend. „Leben Sie recht wohl und gedenken Sie mein."

„Adieu, lieber Oskar, kommen Sie gesund zurück," rief Frau von Weyher, der Domherr stimmte händeschüttelnd ein und die Gesellschaft begleitete den Officier an den Wagen. Veronica folgte zuletzt, sich nochmals abwendend, ihre Thränen zu verbergen.

Nun noch eine Minute, der Wagen setzte sich in Bewegung, die Damen schwenkten die Tücher, Oskar war fort. Lerberger begleitete ihn.

Dieser Abschied hatte noch nicht den erschütternden Charakter, den unter ähnlichen Umständen heute der Abschied von einem in den Krieg Ziehenden hat. Die napoleonischen Schlachten lagen weit zurück und die furchtbaren Menschen-

Hekatomben modernen Krieges sollten erst durch Magenta eröffnet werden.

Mit feuchten Augen hing sich Veronica in des Domherrn Arm und wandelte mit ihm im Garten auf und nieder. Herr von Bork beruhigte das Mädchen mit der Aussicht auf eine frohe Heimkehr Wallberg's, und bei seinen Worten klärte sich ihr Gesicht bald wieder auf, wie eine Frühlingslandschaft sich nach kurzem Regen im Sonnenschein aufklärt und lächelt. Die Jugend glaubt kaum an die Möglichkeit des Mißgeschicks, es muß gekommen sein, um sie ernst zu stimmen.

Vater und Tochter waren noch im Gespräch miteinander, als sie Frau von Weyher, welche allein bis gegen die Gitterthüre des Eingangs gewandelt war, plötzlich raschen Schrittes auf sie zukommen sahen.

Ihr Gesicht war ganz verändert, verstört, blutlos, die Augen blickten finster und ernst.

„Was giebt's? Was giebt's?" fragten Beide zu gleicher Zeit.

„Mein Gott," sagte Frau von Weyher, indem sie sich auf einen Stuhl stützte, „meine Füße zittern. — Ich bin so erschrocken — ein Mann stand an der Gartenthüre und blickte herein —"

„Was für ein Mensch war es denn, daß Du so erschrecken konntest?" fragte der Domherr und wollte aufstehen und nachsehen.

„Bleibe, bleibe, er wird sich schon wieder entfernt haben!"

„Aber, Julie, ich bitte Dich, wie kann man so kindisch sein?"

„Kaum hier, und schon Spione ringsherum" — murmelte Frau von Weyher, indem sie sich setzte.

„Welche Idee! Wer sollte hier spioniren wollen?" rief Herr von Bork. „Du träumst, Du träumst!"

„Nein, nein, meine Ahnungen gehen in Erfüllung..."

Veronica konnte diese Reden nicht begreifen und versuchte den Eindruck wegzuscherzen. Aber sie verstummte, als die Augen ihrer Mutter sich ernst und traurig auf sie richteten.

Am Gitter war längst Niemand mehr zu sehen. Man nahm an, daß irgend ein wild aussehender Strolch Frau

von Weyher durch seine plötzliche Erscheinung erschreckt habe. Sie selbst widersprach nicht, sie blickte nur noch manchmal unruhig in die angedeutete Richtung.

Nach einer Weile äußerte sie, daß es sie fröstle, und ging in das Haus zurück.

Der Domherr fuhr in die Stadt.

Aber die Erscheinung am Gitter konnte wohl nicht die eines Strolches gewesen sein.

Allein auf ihrem Zimmer warf sich Frau von Weyher mit schmerzlich zusammengefalteten Händen auf's Sopha und murmelte:

„Hab' ich recht gesehen? War er es? Oder hat mich meine Angst getäuscht? Ja, er war es! Ich habe sein häßliches Gesicht und sein teuflisches Grinsen erkannt. Er war es gewiß. O mein Gott, mein Gott! Laß mich nicht durch den tückischen Verfolger untergehen — ich will ja noch leben!“

Viertes Kapitel.

Lüftet ein wenig den Schleier über Vorgänge in einer geängsteten Seele.

Nach langen Regentagen war der volle Frühling hereingebrochen. Die Wiesen zeigten das schönste Grün, Ahorn und Birken standen im Schmuck kaum entfalteter zartgrüner Blätter, schon folgten die Buchen nach, und die Eiche, die am längsten schläft, stieß mit schwellenden Knospen das welke, braune, vorjährige Laub von den Zweigen. Die Sonne schien warm in die Welt hinein. Das Wäldchen von Kieferbäumen am Ende des Parks trieb seine zierlichen hellgrünen Nadelbüschel und setzte zugleich Blüthen an. Die großen Blumenbeete auf dem Rasenplatze vor dem Schlößchen, die Blasius

besorgte, zeigten vier Felder in vier Farben, weiß, hellblau, rosa und gelb; drüber hin surrten schon geschäftige Bienen und tummelten Schmetterlinge auf ihren noch unsicheren Flügeln. In der silberhellen, durchsichtig klaren Fluth des Bassins spielten die Goldfischlein und freuten sich der Sonne. Es war, als ob sie schon allesammt Veronica kannten, die sie zu füttern jeden Morgen herbeikam; kaum daß sie sich näherte, war auch der ganze Heereszug in seiner goldverbrämten Silberrüstung da und folgte ihren Bewegungen.

Vom fernen Waldsaum kam bereits der Ruf des Kukuks herüber, eine endlose Reihe von Lebensjahren Jedem verkündend, der ihn befragte; in den Heckengebüschen hatten sich die Grasmücken niedergelassen.

Diesen Grasmücken gleich, die, unähnlich den unruhig umherschießenden Schwalben, mit ihrem Heckengrün zufrieden sind und sich nur in deren Umgebung gefallen, gefiel sich auch Veronica in der mauerumfriedeten Welt des „Schönberg". Hier saß, hier sang, hier las, hier arbeitete sie. Die große, so nahe gelegene Stadt, die sie von ihrem Fenster aus in trübem Dufte hingelagert sehen konnte, diese Stadt mit ihrem Menschengetümmel, ihrem Wagengerassel, ihren geräuschvollen Belustigungsorten lockte sie nicht und blieb ihr beinahe fremd.

Zurückgezogen zu leben, war Veronica von jeher gewohnt, die Mutter sah wenig Menschen. In der Stadt, in welcher sie bisher gelebt, waren Oskar's Eltern fast ihr einziger Umgang gewesen. Jetzt aber vermißte Veronica Gesellschaft weniger als je. Oskar war fern und ihre Gedanken bei ihm. Das Mädchenherz, das Den gefunden zu haben meint, der es durch's Leben begleiten soll, wird eigenthümlich nachdenksam. Wie das erste Begegnen war, wann der erste Blick gesprochen, wie die Worte lauteten, die zugeflüstert wurden, während Beide in raschem Walzer dahinflogen, wie der erste Druck der Hand geantwortet, wie der erste Kuß geraubt und zurückgegeben wurde — das Alles ist für ein junges Gemüth eine ganze, reiche, von Glücksstrahlen erhellte Welt, in die es mit stundenlangem Sinnen versinken kann. Und dieser Welt gegenüber thut sich als Gegenbild eine zweite in unendlicher Perspective auf. Das Mädchen, blühend und frisch dasitzend,

sieht in einem Geisterspiegel sich selbst als alte Frau, ihn, den Geliebten, als alten Mann, ein Paar mit weißem Haar, doch noch ebenso Arm in Arm hinwandelnd, auch dann noch von jenem ersten Begegnen sprechend und es preisend — so groß ist die Zuversicht junger Liebe ...

Mit solchen Phantasmagorieen spielte Veronica, dessenungeachtet war ihr Wesen nichts weniger als sentimental. Sie war im Gegentheil ein heiteres, glückliches Geschöpf. Aber sie hatte es gelernt, sich in sich selbst zu vertiefen. Die Besonderheit ihrer gesellschaftlichen Stellung hatte sie zu einem abgeschlosseneren Leben geführt; sie beklagte das nicht. Zu den Grundzügen ihres Charakters gehörte eine edle Genügsamkeit. Sie hatte sich gewöhnt, an ihren Gedanken Gesellschaft zu haben und sich an ihnen zu erfreuen, wie andere Mädchen an Putz und dem Flitter des Lebens. Fremde Gesichter störten sie mehr, als sie sie anregten. Lectüre war für sie ein reicher Quell des Interesses, die Musik lieh ihren Empfindungen tönende Schwingen, die Blumenwelt um sie herum konnte auf Stunden sie beschäftigen und zerstreuen.

Eines Abends, als die Sonne bereits schräge Lichter auf die hohen Parkbäume warf, war Veronica mit einer Arbeit in der Hand herabgekommen und hatte neben Blasius, der eben sein Abendbrod verzehrte, Platz genommen.

Veronica hatte allerlei Fragen an ihn gerichtet und wollte ihn gar nicht fortlassen. Da machte der Alte plötzlich ein pfiffiges Gesicht und sagte: „Liebes Fräulein, ohne Grund halten Sie mich nicht so auf! Ihnen liegt etwas auf der Zunge, was heraus will!"

„O Du großer Menschenkenner!" rief Veronica, „allerdings wollte ich eine Frage an Dich stellen ..."

„Nur zu, nur zu!" sagte Blasius. „Was ist's denn? Betrifft es den jungen Herrn Wallberg? ..."

„Nein," sagte Veronica. „Ich wollte fragen, wie lange Du schon die Mutter und den Onkel kennst?"

„Wie lange ich sie kenne?" erwiderte Blasius. „Lassen Sie mich ein bischen nachdenken — den gnädigen Herrn etwa zwanzig Jahre, Ihre Frau Mama nicht ganz so lange, doch auch schon eine hübsche Zeit ..."

„So, so," meinte Veronica langsam und nachdenklich, und als ob ihr die Worte entschlüpften, sagte sie rasch weiter:

„Da hast Du wohl auch meinen Vater gekannt?"

„Ihren Vater, Fräulein? Den Herrn von Weyher?" Er wurde roth und dachte: das verfluchte Rothwerden! — „Nein, den habe ich nicht gekannt — hatte nie die Ehre, aber" — ein genialer Einfall, durch den er wieder Alles gut zu machen glaubte, durchfuhr seinen Kopf — „die Selige" — er meinte sein gestorbenes Weib — „die Selige hat ihn gekannt, Ihren Herrn Papa —"

„Nun," sagte Veronica, „und wie hat sie ihn denn geschildert?"

„Wie sie ihn geschildert hat?" fragte Blasius, und seine Verlegenheit stieg — „O — lobte ihn sehr. War ein freundlicher junger Herr, ein Lebemann, ein schöner Mann, groß, schlank, stets nach der letzten Mode gekleidet —"

„Was? Er war doch Officier?"

„Was ich doch plappere, wenn ich lügen soll," dachte Blasius, und feuerroth im Gesicht verbesserte er sich: „ich meine, trug sich stets so militairisch — denn das war er auch, mit Leib und Seele Militair! So wenigstens hat ihn mir die Selige beschrieben ..."

„Es ist seltsam," meinte Veronica, „wie ungern meine Mutter meine Fragen nach dem Vater beantwortet! Sie bittet mich, das bei Seite zu lassen. Ueberhaupt — wie mag es auch wohl gekommen sein, daß er uns so bald verließ? An der Mutter lag gewiß nicht die Schuld!"

„Ja, da haben Sie Recht, liebes Fräulein! An Ihrer Frau Mutter lag gewiß nicht die Schuld," sagte Blasius im treuherzigsten Tone. „Eine liebe, gute, brave Frau. Aber — wie soll ich's nur sagen: er muß ein unruhiger Geist gewesen sein, dem die Welt zu enge war — und da wollte er, wie Sie wissen werden — anderswo sein Glück machen. Ob er, wie die Einen sagen, nach China oder Japan, oder blos in die Türkei zog, wie Andere behaupten, das weiß ich nicht." ...

Veronica senkte nachdenklich ihr Köpfchen.

„Ich wollte," sagte sie zuletzt, „daß ich mir von meinem

Vater eine Vorstellung machen könnte. Ich denke mir oft: besinne dich nur recht, sein Bild taucht gewiß noch in dir auf. Kannst du denn Den so ganz vergessen haben, der dich gewiß so oft auf den Armen geschaukelt? Aber denke nur, Blasius, es gelingt mir durchaus nicht, mich auf ihn zu besinnen! Die Mutter hat kein Bild von ihm, hat mir's mindestens nie gezeigt. Ich frage mich oft, wie mir zu Muthe wäre, wenn er so plötzlich einträte... Wäre es denn möglich, daß er am Leben wäre und kein Verlangen trüge, uns einmal wiederzusehen? Was meinst Du?"

„Ich glaube, daß er nicht mehr auf der Welt ist!" sagte Blasius. „Im Fall er noch lebte, müßte man doch etwas von ihm hören.... Und wenn ich die Wahrheit, wie ich sie mir denke, offen heraussagen soll, ich halte es für besser so: käme er wieder, er wäre Ihnen, Sie wären ihm fremd. So viele, viele Jahre sind inzwischen dahingegangen — zum Glück haben Sie einen zweiten Vater gefunden, an den Sie sich halten können — Ihren Herrn Onkel!..."

„Da hast Du Recht! Ein zweiter Vater!" sagte Veronica. „Der beste, den die Welt hat!"

Während Blasius sich langsam entfernte, war Veronica mit nachdenklichem Gesicht auf der Bank zurückgeblieben. Sie hatte nicht ohne Grund dieses Gespräch begonnen. Im Gemüth ihrer Mutter ging — das konnte als ausgemacht gelten — seit einiger Zeit eine Veränderung vor. Ein ihr sonst fremder, mißtrauischer Zug blickte oft durch ihre Worte hindurch oder verrieth sich auf ihrem Gesichte. Sie war seltsam unstät, unruhig, wie Jemand, der eine Nachricht oder das Eintreffen von irgend Jemand erwartet. Ein Läuten an der Thüre des Gartens, eine ihr unbekannte Gestalt, die über den Weg kam, konnte sie so erschrecken, daß das Buch oder die Stickerei ihr aus der Hand fiel. Sie war wie nervenkrank.

Dies veränderte Benehmen hatte Veronica viel zu denken gegeben. Wenn sie sich fragte, seit wann es seinen Anfang genommen, so mußte sie sich sagen, daß ihre Mutter schon seit ungefähr einem Jahre ihren sonst so lebensheitern Geist verloren, daß aber diese scheinbare Unruhe und Unstätheit erst

seit ein paar Monaten hervorgetreten sei. Es gab auch noch sonst Dinge, die einem so scharfblickenden Mädchen wie Veronica auffällig sein mußten. Zweimal waren Briefe gekommen, welche Frau von Weyher nicht, wie sie sonst gewohnt, ihrer Tochter zu lesen gab, sondern sogleich bei Seite brachte. Es kam vor, daß sich Frau von Weyher bei dem Kommen des Briefträgers unruhig zeigte und daß sie, wenn er in ihrer Abwesenheit gekommen war, gleichsam mißtrauisch fragte: ob er keinen Brief außer den ihr vorgelegten gebracht?

Unter den verschiedenen Erklärungsversuchen des Zustandes ihrer Mutter, die Veronica machte, war auch ein exorbitanter und phantastischer, der, daß ihr verschollener Vater wieder in Europa aufgetaucht sei oder irgend eine Nachricht von sich gegeben habe. Damit war Vieles erklärt. Aber stimmte es zu den Aeußerungen der Frau von Weyher, die ihres Gemahls von jeher mit größter Gelassenheit gedachte, daß eine Nachricht von seiner Wiederauffindung sie so beunruhigen sollte? Vielleicht doch. Mancher, der, so lange er in der Ferne weilt, uns höchst gleichgültig ist, kann ein Schreckbild werden, sobald er sich nähert. Aber warum sollte sie die Nachricht von seinem Wiedererscheinen ihrer Tochter verborgen halten?

Die Dämmerung war schon hereingebrochen, im Mittelzimmer brannte bereits die Lampe auf dem Tische, Veronica wandelte noch im Garten. Frau von Weyher aber war mehrere Mal auf den Balcon getreten. Jedesmal fragte sie, ob der Onkel schon gekommen sei.

Veronica verneinte es.

„Sehr sonderbar!" sagte Frau von Weyher. „Dies Ausbleiben hat etwas zu bedeuten!"

„Aber, Mama," erwiderte Veronica ganz unbefangen, „was kann es zu bedeuten haben? Irgend eine kleine Abhaltung."

„Nein, nein! Der Onkel versprach um Sieben zu kommen und jetzt ist es weit über Acht. Das ist keine bloße Abhaltung — ein Unglück ist schnell da —"

„Schon wieder diese Besorgnisse" — dachte Veronica und wollte zu ihrer Mutter hinaufgehen, als die Gitterthüre

knarrte und die hohe, stattliche Gestalt des Domherrn in der Allee erschien.

„Da bist Du endlich, Liebster!“ rief Veronica, auf ihn zufliegend. „Es ist die höchste Zeit, daß Du kommst. Die Mutter ist jedesmal so unruhig, wenn Du etwas länger ausbleibst . . .“

Sie zog ihn an der Hand fort.

Herr von Vork hatte sich in der That blos durch einen Zufall verspätet. Nichts rechtfertigte die Besorgnisse seiner Geliebten. Da diese ihn zuerst mit einer gewissen befremdenden Zurückhaltung ansah, dann aber sich in seine Arme warf und ihn bewillkommte, als ob er von einer weiten Reise glücklich zurückgekehrt wäre, da konnte er eine lächelnde Bemerkung nicht unterdrücken.

Frau von Weyher antwortete zuerst nur mit einem leisen Seufzer, als aber Veronica inzwischen in ein anderes Zimmer gegangen war, sagte sie ernst und bedeutsam:

„Du weißt nicht, was das heißt, im Gemüth krank zu sein. Ich bin krank. Ich fürchte stets das Aergste und sehe allenthalben Schreckbilder.“

Wieder sank sie an seine Brust.

„Mein Gott, was ist inzwischen mit Dir vorgegangen, Julie?“ rief der Domherr. „Ich erkenne Dich nicht mehr. Das war sonst gar nicht Deine Art und Weise!“

„Mit den Jahren kommt Manches,“ murmelte Frau von Weyher.

„Wie kannst Du Dich auf die Jahre ausreden?“ erwiderte Herr von Vork, „Du bist im besten Alter.“

„So meinte ich es nicht,“ versetzte die Frau. „Mit den Jahren, wollte ich sagen, kommt Einsicht, und die führt nicht selten — zur Reue.“

„Das Wort hätte ich von Dir nicht erwartet!“ rief der Domherr, auf den diese Rede den peinlichsten Eindruck gemacht hatte. „Was hättest Du zu bereuen? In den ersten Jahren warst Du, scheint mir, die glücklichste der Frauen. Als wir hierauf eine unfreiwillige Trennung zu tragen hatten, that ich Alles, was in meinen Kräften stand, um sie Dir minder fühlbar zu machen. Uebrigens hattest Du Dein Kind bei Dir!

Jetzt sind wir wieder vereinigt, unsere Tochter ist so wohl gediehen, sie kann die Freude und der Stolz ihrer Eltern sein. Was ist da zu klagen? Welcher Grund, um noch ferner so melancholisch zu sein?"

„Es kommt Alles darauf an, wie man etwas auffaßt," erwiderte Frau von Weyher. „Ich kann nichts dafür, daß ich seit einiger Zeit in dem Verhältniß, in welchem ich lebe, leben muß, Seiten entdecke, die mich drücken."

„Das wird immer schöner!" rief der Domherr lachend, aber in stiller Verzweiflung.

„Verstehe mich wohl!" berichtete Frau von Weyher. „Ich kenne keinen Mann auf Erden, den ich mehr lieben, mehr achten könnte, als Dich, ich kann mir keinen denken, der sich um mich hätte verdienter machen können. Deine Liebe war tief und edel. Das erkenne ich jederzeit dankbar und tiefgerührt an. Aber die Welt, die Welt! Gefühle, die Jeden ehren, welcher von ihnen beseelt ist, sind an mir sträflich. Ich muß Jedermann scheuen, Jedermann ausweichen, von dem ich fürchten muß, daß er sie durchblickt. So lebe ich einsam, wie eine Ausgestoßene. Und es ist schwer, sehr schwer auf die Dauer, gleichsam nur in einem Verstecke glücklich zu sein..."

Der Domherr schwieg eine Weile, von der Wahrheit der gesprochenen Worte betroffen, still und griff mit der Hand an die Stirn. Dann sagte er leise, gleichsam tröstend:

„Julie, meine Julie — bin ich denn nicht im gleichen Fall?"

„Der Mann ist stärker," gab Frau von Weyher zur Antwort. „Auch ich, als ich jünger und kräftiger war, hatte noch nicht solche Gedanken. O, ich möchte meinen einstigen Leichtsinn oder — meine frühere Blindheit wiederhaben! Wenn ich aufrichtig sein soll — und das muß ich sein, denn wem könnte ich mein Herz lüften, wenn ich vor Dir schweigen müßte? — wenn ich aufrichtig sein soll: ich habe keine heitere, keine frohe Minute mehr, denn wer kann sie haben, der immerfort und immerfort ein Geheimniß bewacht, das in den Augen der Menschen beinahe ein Verbrechen ist?"

„Das ist eine krankhafte Uebertreibung!" sprach der Dom-

herr. „Deine Nerven sind überreizt. Aber es liegt auch ein Mangel an Aufopferung darin. In den meisten Verhältnissen der Menschen, die wir Ehe nennen, kommt eine Stelle vor, über welche nur moralische Kraft hinweghilft. Einen wunden Punkt giebt's fast allenthalben, wo Menschen beisammen leben. In einem Falle kränkelt der Mann, oder er hat mit Nahrungssorgen zu kämpfen, in einem zweiten giebt es ein ungerathenes Kind, eine Schwester, die uns Unehre macht, in einem andern fehlen Kinder. Wer gleich von Unglück reden will, wo nicht jederzeit Alles so beisammen ist, wie er es beisammen haben möchte, der ist ein kleiner, ein trauriger Mensch. Ich gebe zu, daß die Ehe, das Verheirathetsein mit einem katholischen Priester abnorm ist, aber nicht an und für sich, sondern nur der herrschenden Denkart der Menschen gegenüber. Der beste Beweis, daß Du kein Unglück anzuführen hast als ein lumpiges Vorurtheil, das Dich aber leider stärker zu beherrschen scheint als alle Anderen, die darunter zu leiden haben."

„Du hast Recht," versetzte Frau von Weyher. „Es mag von mir kleinlich sein. Dessenungeachtet kann ich es nicht von mir abwälzen. Wenn Du immer um mich gewesen wärest, hätten sich diese krankhaften Anschauungen gewiß nicht so sehr in mir ausgebildet. Ohne Deine Zusprache und ohne Dein Beispiel bin ich den trüben Eindrücken erlegen. Das kommt so allmählich, man wird zuletzt widerstandslos. Jahrelang habe ich allein gelebt, nur mit dem Kinde, dem ich nicht einmal sagen kann, wer sein wirklicher Vater ist —"

„Du hattest doch auch Deine Schwester bei Dir? —"

„Ja, ja, ich war an eine Schwester gewiesen, die so wenig zu mir paßt und mit mir so wenig gemein hat, daß ich mich zuweilen frage, ob es denn wirklich wahr ist, daß uns dieselbe Mutter geboren!"

„Das ist das erste Mal, daß ich Dich so über Deine Schwester reden höre," sagte der Domherr. „Nach Deinen Briefen zu urtheilen, vertrugt Ihr Euch — —"

„Soll man in Briefen mit Klagen belästigen?" sagte Frau von Weyher. „Ich ertrug sie, aber nie harmonirten wir. Jetzt sehe ich, daß ich nur aus Noth, nur eben im Ge-

fühl der Vereinsamung ihr Vertrauen in Anspruch nahm und daß sie es eigentlich nie verdiente. Jetzt sehe ich, daß sie eher dazu beigetragen, mich in den Zustand zu bringen, in welchem ich mich befinde, als daß sie mich davor bewahrt hätte. Ihr Neid, ihre Mißgunst, hundert gehässige Seiten ihres Wesens sind mir auch früher nicht entgangen, aber nie hätte ich geglaubt, daß eine Zeit kommen würde, wie die jetzige, wo die Meinung, die ich von ihr habe, mit voller Verachtung zusammenfällt. Dies datirt freilich erst seit Kurzem, seit sie die Dummheit beging, wieder zu heirathen. Schon früher hat sie mich zu beherrschen gesucht, jetzt aber mich auch zu quälen angefangen —"

„Ist das Alles der Fall," sagte der Domherr, „so bist Du wohl selbst daran Schuld. Wer bindet Dich an Deine Schwester, als Dein freier Wille? So lange sie Wittwe war, hat sie nur von den Wohlthaten gelebt, die Du ihr erwiesen, da hast Du es wahrlich nicht nöthig gehabt, Dir etwas gefallen zu lassen. Jetzt, da sie an einen Mann gekommen, muß sie doch auf Deine Gaben verzichtet haben? Du brauchst, wenn sie Dir so lästig und widerwärtig ist, doch nur die Thüre zu schließen, um Dich ihrer zu entledigen."

„Solche alte Verhältnisse wird man nicht so leicht los," versetzte Frau von Weyher. „Wen wie mich ein Geheimniß drückt, dem fehlt der Muth, zu seiner Vertheidigung aufzutreten. Das weiß meine Schwester und darauf hat sie in ihrer niedrigen Denkungsart gebaut, wahrscheinlich von ihrem Manne gehetzt, der das ordinärste und schlechteste Geschöpf auf Gottes Erdboden ist —"

„Was hätte er davon, Deine Schwester gegen Dich zu hetzen?" fragte der Domherr.

„Es geschieht, um mir Geld abzupressen," war die Antwort. „Meine Schwester hat die Dummheit begangen, einen Taugenichts, der sich in allen möglichen Fächern herumgetrieben hat, zu heirathen. Kurz nach der Heirath hat er seine Stelle verloren. Ich zweifle nicht, daß er wieder eine findet, aber bisher war er brodlos. Ich brauche Dir nicht zu verhehlen, daß ich Beide so gut wie ernährt habe. Ich habe sogar vor meiner Abreise hieher das Versprechen gegeben, etwas

für sie zu thun, das heißt ihnen etwas zu schicken, bis sich eine Stelle gefunden haben wird."

„Und für solche Leute hast Du Geld?" rief der Domherr indignirt. „Nichts darfst Du ihnen geben, wenigstens mit meinem Wissen und Willen nichts!"

„Du glaubst nicht," versetzte Frau von Weyher, „was das für ein boshafter Mensch ist. Meine Schwester, die unser Verhältniß kennt, operirt offenbar mit ihm unter einer Decke. Nie hätte ich sie dessen fähig gehalten. Du begreifst, daß es besser ist, böse Mäuler auf so leichte Art zu stopfen —"

„Und wozu sie stopfen?" fragte Herr von Bork. „Wirklich, ich erkenne Dich nicht mehr! Du warst sonst so frisch und resolut, jetzt bist Du ein schwaches, zaghaftes Weib geworden."

„Wie Du nur so reden kannst!" rief Frau von Weyher. „Ich finde Deine Ruhe unbegreiflich. Noch ängstlicher als ich solltest Du vor solchen Leuten sein, denn Du hast in Deiner Stellung noch mehr als ich zu fürchten, wenn überhaupt unser Beider Schicksal von einander getrennt gedacht werden könnte."

„Ich habe ebenso wenig zu fürchten," antwortete Bork. „So schutzlos ist man nicht, daß man unverschämte Zudringlichkeiten und giftige Nachreden so ruhig hinnehmen und dulden müßte. Wer kann Dir oder mir beikommen? Du bist mit Herrn von Weyher vermählt, das ist Thatsache; Veronica ist das Kind aus Eurer kurzen Ehe — so weit steht Alles fest und das genügt. Keinen rothen Heller darfst Du diesen Leuten mehr schicken, wenn Du es nicht mit mir zu thun haben willst. Sie werden anfangs murren, vielleicht drohen, uns aber schließlich in Ruhe lassen, wenn ihnen ihre Bosheiten nicht mehr bezahlt werden."

„Uns in Ruhe lassen, o denke das nicht!" rief Frau von Weyher lebhaft. „Ich kenne die Dinge besser. Du weißt nicht, welches rücksichtslose Subject der Mann meiner Schwester ist, und am Ende — so schwach ist Niemand, um nicht Anderen Verdruß, Kränkung und Schaden bereiten zu können."

„Ich habe meine Meinung gesagt," versetzte der Domherr mit Entschiedenheit. „Es wäre sündhafte Verschwendung,

solchen Creaturen einen Kreuzer hinzuwerfen. Ich werde mit Deinem saubern Schwager, wenn er mir über den Weg kommen sollte, schon fertig werden. Verlaß Dich darauf — der Domherr von York" — er betonte die Worte — „nimmt eine Stellung ein, welche auch ein ganzes Schock solcher Strolche, wie Dein Schwager einer ist, nicht erschüttern könnte."

„Nun, wie Du willst — mache Dich gefaßt —" murmelte Frau von Weyher ganz bestürzt.

„Du bist ein Kind," versetzte der Domherr und streichelte ihre Wange. „Ich sehe, daß Deine Nerven eine Cur nöthig haben."

So weit war das Gespräch gekommen, als es durch Veronica's Wiedererscheinen abgebrochen und auf heiterere Gegenstände abgelenkt wurde.

Fünftes Kapitel.

Macht den Leser mit dem Sieger von Elfhatalma bekannt.

Oesterreich hatte am vorletzten Tage des April den Tessin überschritten, keineswegs, wie Giulay in der vorausgeschickten Erklärung sagte, in feindseliger Absicht, blos, um die gutgesinnte Majorität im Königreich Piemont von der Herrschaft der liberalen Minorität zu befreien. Damit waren alle Applanirungsversuche des Kaisers Napoleon — ob sie nun Spiegelfechterei oder ernstlich gemeint waren, gilt gleich — mit einem Schlage zunichte gemacht. Ganz Europa war in fieberhafter Spannung, und dieselbe Stimmung, welche eine vom Erdbeben heimgesuchte Gegend überfällt, wenn sich neue Stöße melden, hatte sich aller Bewohner Oesterreichs bemächtigt.

Während die österreichischen Colonnen in Piemont vorrücken und sich bis an die Sesia und den Po längs der Eisenbahn festsetzen, führen wir den Leser mitten in das großartige Kriegslager, welches sich vom adriatischen Meere bis an den Fuß der piemontesischen Alpen erstreckte, und zwar nach Mailand.

Die mächtige Stadt, bald von Truppen überfüllt, bald wieder entleert, bald mit Nachschub vollgepfropft, kurz, in Pausen wie von Fluth und Ebbe durchstrichen, hatte sich jetzt, nach erfolgtem Einmarsch, in ihrem Aussehen ganz verändert: sie schien nur dem Militair und den unteren Klassen anzugehören. Die Equipagen waren verschwunden, statt derselben rasselten nicht enden wollende Züge von Verpflegswagen daher. Die Fenster der Paläste waren verhangen, die glänzendsten Verkaufsgewölbe geschlossen, alle Gewerbsthätigkeit schien eingestellt, aber die Bahnhöfe wurden nicht müde, Mannschaften, Pferde, Kanonen, Munition, mörderische Waare auszuspeien.

Mit der großartigen militairischen Thätigkeit contrastirte auf's Grellste die unheimlich lauernde, feindselig blickende Ruhe der Bevölkerung. Selten sah man über drei Civilpersonen in einer Gruppe beisammen; stumm und finster ging jeder Italiener seines Wegs; Facchins und unbeschäftigtes Volk lungerte schweigend an den Straßenecken, an welchen nur Proclamationen der Polizeidirection oder des Militaircommando zu sehen waren.

An einem der ersten Nachmittage im Mai wandelten zwei Officiere nebeneinander von der Piazza d'armi daher. Der ältere, durch die silbernen Sterne auf der goldenen Borte am Kragen seines Waffenrockes als Oberst bezeichnet, war Baron Rosen, der Typus eines heitern, liebenswürdigen, echt österreichischen Officiers, in dessen Gesicht Offenheit und Wohlwollen ausgeprägt waren; der jüngere, durch die beiden goldenen Sterne auf dem Kragen als Oberlieutenant bezeichnet, war unser Bekannter, Oskar Wallberg.

Seit seinem Abschied auf der Villa Schönberg sind erst zwölf Tage vergangen, aber diese haben ihm große Dinge gebracht. Veronica hat ihm geschrieben, daß der Onkel den Bund ihrer Herzen genehmigt. Die Folge davon ist, daß des

jungen Officiers Herz in Jubel schwimmt. Er sieht in den Schlachten, die so nahe bevorstehen, nur Gelegenheiten, sich auszuzeichnen und seiner Geliebten eine noch ehrenvollere Zukunft zu bieten.

Die Beiden waren auf einer Inspection gewesen und hatten auf dem Wege das Krankenbett eines verwundeten Kameraden besucht. Sie sprachen noch über seine traurige Geschichte. Der Freund, ein braver, liebenswürdiger Officier, Auditor, und als solcher begreiflicherweise besonders verhaßt, hatte von einer schönen jungen Mailänderin, der er seit einiger Zeit den Hof machte, ein Rendezvous erhalten und war, als er des Morgens das Haus verließ, von mehreren Personen überfallen und dermaßen zugerichtet worden, daß von seinem Aufkommen wenig zu hoffen war.

Die seit Kurzem eingeleitete gerichtliche Untersuchung hatte nachgewiesen, daß das Mädchen mitschuldig und er das Opfer einer ihm gestellten Falle gewesen sei.

Auf den Obersten, einen lebenslustigen Mann, der, wiewohl verheirathet, den schönen Frauen Mailands von jeher hold gewesen, hatte dieser Fall einen großen Eindruck gemacht. Die Reflexionen, die ihn im Stillen beschäftigt, machten sich endlich Luft.

„Doch ein schreckliches Land," sagte er, „wo man dergleichen erlebt! Wenn man schon Niemandem auf der Welt mehr trauen soll, der sollte man trauen dürfen, die man in den Armen hält und küßt! Auch in Ungarn hat man uns nicht gern, aber doch könnte dort so etwas nicht geschehen! Schreckliches Land, wo der österreichische Soldat selbst vor seinem Liebchen nicht sicher ist!"

„Allerdings," sagte Oskar, „wenn man bedenkt, daß wir schon so lange hier stehen —"

„Und doch nicht die unangenehmsten Leute sind —"

„Und dessenungeachtet immer wie Soldaten einer Occupationsarmee angesehen werden."

„Da wird Einem," fuhr Rosen fort, „der ganze Zwiespalt klar, in welchem der Soldat steht! Einerseits soll er den Boden, auf welchem er herumgeht, mit seinem Blut wie eine Festung vertheidigen, andererseits muß er sich und allen

Kameraden wünschen, so bald als möglich aus diesem Teufelslande fortzukommen. Dies Dilemma löse wer kann, ich kann es nicht!"

„Wir sind eben mit dem Gesindel zu zart umgegangen! Da sitzt der Haken!" sagte Oskar. „Es wird nicht besser, bevor wir nicht andere Saiten aufspannen."

„Wenn's überhaupt noch zum Saitenaufziehen kommt!" erwiderte der Oberst und verstummte plötzlich.

Unterdessen waren Beide über die Piazza dei mercanti und an der Hauptwache vorübergekommen und näherten sich dem Domplatze.

Auf diesem befand sich und befindet sich vielleicht noch heutigen Tages ein im maurischen Styl decorirtes Café, welches einem Mohamedaner, einem gewissen Hadschi, gehörte und fast ausschließlich von österreichischen Militairs besucht wurde. Eis, Sorbetti und nach türkischer Art eingemachte Früchte waren nirgends so ausgezeichnet wie bei Signor Hadschi zu bekommen.

Diesem Café wandten sich die Beiden zu und nahmen zusammen an einem der auf das Trottoir hinausgerückten Marmortischchen Platz. Trotz des Rangunterschieds war Oberst Rosen gewohnt, Oskar wie einen Kameraden zu behandeln. Dieser war in dem großen Hause, welches der Oberst in Wien, in Lemberg und zuletzt in Mailand gemacht, wie ein Freund aus und ein gegangen.

Ringsherum klang es von allen Seiten: Fuoco! — Aqua! — Un sorbetto! — Resta servito! und die weißbeschürzten Kellner machten unnöthigerweise einen ganz erschrecklichen Lärm, indem sie zuerst das Verlangte mit voller Lungenkraft in die Bottega hineinriefen und dann es wieder laut ausrufend dem Gaste präsentirten. Die beisammen sitzenden Officiere ließen sich weit weniger hören. Die einen lasen die Zeitung, die anderen schwatzten, eifrig zwar, aber nur halblaut; die Namen französischer Generale, die in Genua erwartet wurden oder bereits in Alessandria standen, wurden immer wieder genannt; weit weniger war von den „Lateinern" die Rede, wie der österreichische Soldat die Italiener zu tituliren gewohnt war.

Unser junger Freund war auch mehrmals in das Gespräch über die Kriegsoperationen hineingezogen worden, hielt aber nie Stich. Die Krise, in welcher der Staat lag, kümmerte ihn nur so obenhin. Weit lieber wäre es ihm gewesen, wenn er Veronica's Brief, den er bei sich trug, wieder einmal hätte hervorziehen und lesen können. Aber das war jetzt ganz unmöglich.

Oberst Rosen war ein gescheidter Mann und von dem größten Wohlwollen für Oskar, den er durch und durch kannte, erfüllt. Als er den jungen Kriegskameraden von jedem ernsteren Gespräch abspringen sah, zog er ihn bei Seite und sagte lächelnd halblaut:

„Doch nun von etwas Anderem, als von den Franzosen und ihren gezogenen Kanonen. Ich weiß etwas, was Sie ganz anders anzieht. Was giebt's Neues in Gollhausen? Hat Veronica lange nicht geschrieben?"

„Mein Gott, erst heute habe ich einen Brief von ihr erhalten," antwortete Oskar und wurde roth, als ob der Oberst in seinem Herzen gelesen habe. „Ich wollte, es wäre hier der Ort, ihn noch einmal zu lesen —"

„Zum zweiten Mal?"

„O das nicht! Ich habe ihn so oft gelesen, daß ich ihn fast auswendig weiß — aber — ich sage Ihnen, jedes Wort, ja jeder Buchstabe —"

Rosen lächelte.

„Lachen Sie nur zu!" rief Oskar. „Den wollte ich kennen, der so viel Glück hat, als ich, und der nicht zeitweilig ein Narr würde! Veronica ist mein, ihr Onkel erlegt für mich die Caution und giebt uns für unsern Haushalt noch so viel Mittel hinzu, daß ein General daran genug hätte. Das Alles fällt mir vom Himmel herab. Wie soll ich armer Teufel, wenn ich recht daran denke, nicht halb von Sinnen kommen?"

„Ei," rief der Oberst, „der Oheim zahlt die Caution? Das freut mich und überrascht mich. Die geistlichen Herren greifen sonst nicht gern tief in die Tasche."

„Herr von Bork ist eine Ausnahme von der Regel,"

rief Wallberg enthusiastisch. „Eine glänzende Ausnahme! Sie wissen, daß ich ihn seit einiger Zeit persönlich kenne —"

„Jawohl, Sie haben mir das erzählt."

„Da habe ich die Bekanntschaft eines Ehrenmannes gemacht," sagte Oskar. „Das ist kein demüthiger Duckmäuser, sondern ein liebenswürdiger Weltmann, bei welchem Kopf und Herz auf dem rechten Flecke sitzen. Wenn alle Pfaffen so wären, wie er ist, ich würde ein Ultramontaner sein!"

Rosen lächelte; einige Minuten vergingen, da stellte er die Frage:

„Wie ist eigentlich Herr von Bork mit Frau von Weyher verwandt?"

Oskar, der einen Moment lang betroffen geschwiegen, gab rasch zur Antwort:

„Wie Herr von Bork mit Frau von Weyher verwandt ist? Weiß Gott, das habe ich mir nie erklären lassen..."

„'s ist freilich eine Nebensache!" — warf Rosen hin.

„Wie man's nimmt," murmelte Oskar nachdenklich. „Ich weiß, was Sie denken —"

„Sie irren —"

„Schwerlich, denn dasselbe, was Sie denken, habe ich mir selbst gedacht und denke es noch immer. Sie sind mir aber ein viel zu lieber Freund und Gönner, als daß ich vor Ihnen mit irgendwas hinter dem Berge hielte — also —"

„Sie wissen, daß ich nicht aus Neugier frage," versetzte Rosen, „sondern aus wahrer Theilnahme —"

„Von dieser haben Sie mir schon so viele Beweise gegeben," sagte Oskar, die Hand seines Obersten schüttelnd, „daß Sie mich deren nie mehr zu versichern brauchen. Also: aufrichtig gesprochen, Veronica's Stammbaum habe ich nicht geprüft, eigentlich — nicht prüfen wollen. Dies und Jenes ist mir aufgefallen, woraus ich Schlüsse ziehen konnte, ich zog sie nicht. Frau von Weyher soll in ihrer Jugend eine wunderschöne Frau gewesen sein — Veronica's Abbild bezeugt es, — eigentlich ist sie noch immer schön. Ueber ihren Lebenslauf habe ich mich nie erkundigt, ich habe nur immer sagen hören, daß ihr Gemahl, ein abenteuerlicher Mensch, sie unmittelbar nach der Trauung verlassen. Möglich, daß diese

Ehe vor einer eingehenderen Kritik nicht besteht und sich als eine Fabel oder als ein Deckmantel erweist. Ich sage: möglich! Was mich betrifft, so gefalle ich mir im Glauben, daß Derjenige, der das Mädchen so trefflich erzogen und für dessen Zukunft mit so aufopfernder Liebe sorgt, ihr Vater sei, auch wenn es nicht so sein sollte. Dagegen habe ich eine wahrhafte Aversion gegen die Annahme, Veronica sei die Tochter eines unruhigen Strolchs, welcher, kaum verheirathet, Mutter und Kind unversorgt sitzen ließ und sich in die weite Welt davonmachte ..."

„Da haben Sie Recht!" rief Rosen. „Das ist auch mein Gefühl von der Sache. Alle Daten, die Sie mir gelegentlich über den Punkt gegeben, lassen mich übrigens schließen, daß letzteres nicht der Fall sei, und — das ist mir lieb in Ihrem Interesse —"

„Veronica bleibt Veronica," rief Oskar, „und ist darum nicht minder schön, nicht minder gut und macht mich darum nicht minder glücklich, wenn auch ihre Existenz gegen alle katholischen Kirchengesetze verstoßen sollte! Nicht wahr, darum wird man nicht unglücklich, weil der Schwiegervater ein Geistlicher ist?"

„Gewiß nicht. Und auch das darf Einen nicht unglücklich machen, daß man sich das Vergnügen versagen muß, ihn öffentlich oder unter vier Augen Papa zu tituliren."

In diesem Augenblicke hatte sich Oskar's Aufmerksamkeit auf einen Mann gelenkt, der, vor dem Café auf und ab flanirend, auffallend scharfe und forschende Blicke auf die dasitzenden Gruppen warf.

Er war ein hochgewachsener, spindeldürrer Mann von einem zweifelhaften Alter. Er konnte vierzig Jahre zählen, aber auch jünger oder viel älter sein. Das sonnen- und wettergebräunte Gesicht war tief eingefallen, die grauen Augen blickten scharf und ernst, die geschwungene Nase, der lange, wilde, graudurchmischte Schnurr- und Knebelbart gaben ihm ein verwegenes Aussehen, aber das Kecke und Soldatische in dieser Physiognomie wurde durch einen so derben Zug von Selbstgefälligkeit beeinträchtigt, daß die Totalwirkung dieser Erscheinung vorwiegend eine groteske war.

Der Fremde trug einen schwarzen Rock, in dessen oberstem Knopfloch ein roth und blau gestreiftes Bändchen sichtbar war, quarrirte bauschige Pantalons, deren Aussehen vom Wetter nicht minder viel gelitten hatte, als sein Gesicht; ein sehr alter, aber sehr glatt gebürsteter Hut saß ihm schief auf dem buschigen Kopfe. Der Mann war eine jener Erscheinungen, welchen man eine ängstliche Bemühung ansieht, elegant zu erscheinen und die bei allem Vorhandensein von Kleidungsdefecten dennoch durch Schwung und Grazie der Haltung Effect zu machen gesonnen sind.

„Sehen Sie sich doch diese Gestalt an," sagte Oskar. „Eine originelle Figur! Wer kann das sein?"

„Man kann ihn trotz seiner Civilkleidung für einen Militair halten," erwiderte Rosen, „aber ebenso gut kann er ein Comödiant oder ein ausrangirter Kunstreiter sein."

„Und für was für einen Landsmann halten Sie ihn?"

„Ja, mein Gott, das ist schwer zu bestimmen. Ein exceptionelles Individuum!

Der Fremde hatte indeß, plötzlich ein Lorgnon hervorziehend, den Obersten fixirt, wie Jemand, der einen Bekannten zu erkennen glaubt und näherte sich mit lebhafter Gesticulation dem Tische. Aber das Dazwischentreten des Caféhausbesitzers verzögerte eine Erkennungsscene. Hadschi begrüßte den Unbekannten mit orientalischer Devotion und redete ihn türkisch an. Der Fremde ließ es sich mit einem eigenthümlichen Gemisch von ernster Gemessenheit und wohlwollender Huld gefallen, während seine forschenden Seitenblicke verriethen, daß er sich auf seine Geläufigkeit im Türkischen etwas zu Gute thue und einige Sensation bei den Umsitzenden erwarte.

Dies erreichte er auch in einem gewissen Grade bei einem Theile der Gesellschaft, wie auch bei Rosen und Wallberg, welche die Toilette des Unbekannten wie seine ganze Erscheinung mit fortwährend sich steigernder Neugier musterten.

Nachdem der Fremde eine kurze Weile mit dem Türken gesprochen, riß er das Gespräch ab, entließ den Devoten mit einer wohlwollenden Handbewegung und wendete sich gegen

den Oberst Rosen, auf den er schon von allem Anfang an heranzukommen geschienen.

„Bei allen Göttern," rief er mit mehr Pathos als Wärme, „ich täusche mich nicht! Du bist Rosen! Du erkennst doch Deinen alten Kameraden?"

Ohne eine Antwort abzuwarten, schritt der Fremde zu einer wiederholten Umarmung, die sich Rosen gefallen ließ, obwohl er sich dieses Duzbruders nicht im entferntesten zu entsinnen vermochte.

„Ich habe Dich schon eine ganze Weile fixirt," fuhr der neue Freund, sich am Tische niederlassend, fort. „Mein Himmel, es ist seit der Militairschule so lange her, daß uns die besten Freunde aus dem Gedächtniß zu kommen drohen."

Rosen, den es genirte, noch immer nicht zu wissen, wen er vor sich habe, war froh, in dem Worte „Militairschule" einen kleinen Anhaltspunkt gefunden zu haben. Er hoffte im Laufe des Gespräches noch weitere Entdeckungen zu machen, welche ihm die Unannehmlichkeit des Geständnisses ersparen sollten, daß er einen so warm entgegenkommenden Freund so gründlich vergessen habe.

„Du bist mir gleich von Weitem aufgefallen," gab Rosen zur Antwort. „Freilich hast Du Dich bedeutend verändert, aber seit der Zeit der Militairschule ist auch ein gutes Vierteljahrhundert vergangen. Weißt Du genau, wie lange wir uns nicht mehr gesehen haben?"

„Zwanzig Jahre," versetzte der unbekannte Freund, ein Glas Absynth in's Wasser gießend, worauf er einen langen Glimmstengel von der schnöden Sorte, die den schönen Namen Virginia führt, herauszog und langsam anzündete. „Gerade zwanzig Jahre! Ich kam als Lieutenant nach Lemberg, Du kamst nach Croatien. Von da ab — wie ich an Deinem Kragen sehe — hast Du eine ganz hübsche Carrière gemacht ..."

„Das Glück hat mir wohlgewollt," versetzte Rosen, „und wie ist es Dir gegangen?"

„Wechselvoll, stürmisch, aber doch im Ganzen vorzüglich," gab der Fremde zur Antwort. „Im Jahre Neununddreißig habe ich quittirt, weil die damalige Friedensepoche meiner

Thatkraft keinen Spielraum bot. Eigentlich war mir Europa zu eng geworden. „Unus Pelaeo juveni non sufficit orbis“, sagt der römische Dichter, so war auch mir zu Muthe. Da zog ich fort und bin in persische, sodann in ägyptische Dienste getreten. Auch ich habe es zu etwas gebracht. Ich bin Major, und daß ich nicht General bin, verschuldet mein Eigensinn, oder mein Stolz, oder — wie man es nennen will!“

„Das ist ja eine höchst romantische Laufbahn,“ sagte Rosen. „Und wo kommst Du jetzt her?“

„Direct von Kairo,“ war die Antwort. „Ich bin seit einigen Tagen in Mailand. Ich hatte die Absicht, nach dem Rathe meines Arztes die Bäder von Acqui in Piemont zu gebrauchen, aber Euer Einmarsch in die Lomelina hat meinen Plan vereitelt. Meine Nerven bedürfen dringend einiger Stärkung. Die Wetter des Krieges, die Stürme des Lebens und alle Leidenschaften der Jugend haben ein bischen gar zu arg an mir gezaust. Seit zwanzig Jahren ist mein Leben ein einziger langer Feldzug. Ich kenne gar kein Garnisonleben, es wäre denn die Zeit, die ich nöthig hatte, meine Wunden zu pflegen. Diese Strapazen, nebst den im Orient unvermeidlichen Hofcabalen, denen gegenüber selbst der schlaueste Diplomatenkopf sich fortwährend auf dem Qui vive halten muß, haben meinen Geist und meinen Körper sehr erschüttert, aber auch die Genüsse des raffinirtesten Luxus, in welche sich ein Mann in meiner Stellung im Orient nach und nach von selbst hineinlebt, haben zu meiner Conservirung nicht beigetragen. Ja, ich bin sehr angegriffen, und dieser Umstand ist Ursache — nicht allein mein Stolz, wie ich früher erwähnt —, daß ich mich in's Privatleben zurückgezogen habe.“

„So, so!“ rief Rosen. „Du wirst Dir hoffentlich eine recht fette Pension ausbedungen haben —“

„Wo denkst Du hin!“ erwiderte der ägyptische Major mit souveräner Miene. „Ich beziehe keinen Piaster, keinen Para!“

Diese Antwort, welche schon durch den abgenutzten Anzug des Majors die nachdrücklichste Bestätigung erhielt, schüchterte

den Obersten, der derlei Persönlichkeiten, wie der vor ihm sitzenden, gegenüber, einen Scherz höchlichst goutirte, nicht ein. Er sagte mit großem Ernst, den Kopf schüttelnd:

„Nimm mir's nicht übel, wenn ich mich darüber verwundere."

„Deine Verwunderung ist sehr erklärlich," versetzte der Andere rasch. „Wenn Dir auch manche Eigenthümlichkeit meines Charakters schon von den Jugendjahren her in Erinnerung sein mag, Du kannst nicht wissen, wie sehr sich diese im Laufe der Jahre gesteigert. Ja, ich beziehe keine Pension, ich habe sie zurückgewiesen; es wird Dir aber angenehm sein zu hören, daß ich mein Schäfchen in's Trockene gebracht habe und an die Gnaden keines Sterblichen gewiesen bin! Ich besitze Fonds, besitze Grund und Boden dicht am Nil, auf der fruchtbarsten Stelle, ich besitze ferner ein Haus in der Hauptstraße von Kairo, das ich nicht Palais nenne, um nicht unbescheiden zu erscheinen — ein Haus mit Gartenanlagen, Kiosk und Fontainen, die mir Tausende gekostet haben —"

„In dieser Aufzählung, Freund, solltest Du auch das Beste, den Harem, nicht vergessen!" warf Rosen lachend ein.

„Es wird Dir nicht unbekannt sein," erwiderte der Aegypter mit unerschütterlichem Ernst, „daß es im Orient für unschicklich gilt, des Harems zu erwähnen. Auch ich bin es nicht gewohnt, diesen Punkt zu berühren. Also — um auf das früher Gesagte zurückzukommen — unter solchen Umständen begreifst Du, daß man seinem Point d'honneur die Verzichtleistung auf die Pension gestatten darf —"

„Ja, da begreift man es," antwortete Rosen, den die Bekenntnisse seines Jugendfreundes immer mehr zu amüsiren anfingen, je offenkundiger sie den Stempel der Aufschneiderei an der Stirne trugen.

Eine mächtige Kette, durch deren abgeschliffene Vergoldung das Messing hindurchblickte, baumelte prätentiös auf der Weste des ägyptischen Kriegers. Seine wohlgepflegten, mit langen Nägeln ausgestatteten Finger hatten wohlgefällig mit ihr gespielt, während er die reiche Fülle seiner irdischen Glücksgüter aufzählte.

„Du hast da eine Kette," sagte der Oberst mit der ernsthaftesten Miene, „welche nach europäischem Geschmack unbescheiden prunkvoll und übermäßig werthvoll genannt werden kann."

„Alte, englische Arbeit," erwiderte der Fremde. „Hat mir dreißig Livres Sterling gekostet. Um so überraschter wirst Du von der Uhr sein, die daran hängt."

Er zog aus der Westentasche eine gar ärmlich aussehende silberne Zwiebel hervor.

„Ei, ei! wie kommt denn das?" rief Rosen belustigt, Oskar Wallberg anblickend, auf dessen Gesicht gleichfalls ein Lächeln sichtbar wurde.

„Diese Uhr," begann der Major sehr ernsthaft, „ist mein Talisman. Du wirst vielleicht lachen. Ich wiederhole es Dir: mein Talisman! Es mag von mir abergläubisch sein und zu meinen übrigen aufgeklärten Ideen wenig passen, aber Du weißt, daß bei Soldaten, deren Leben immerfort vom Zufall abhängt, ein solcher Aberglaube leicht Wurzel zu fassen pflegt. Diese Uhr hat mir dreimal das Leben gerettet und bei meiner glänzendsten Waffenthat die Hauptrolle gespielt."

„Auf welche Art?" fragte Rosen, sein Lachen niederkämpfend.

„Du wirst Deine Wunder hören," antwortete der noch immer in's Dunkel des Geheimnisses gehüllte, unenträthselte Jugendfreund. „Du wirst meinen soldatischen Aberglauben auf schlagende Weise begründet finden, zugleich wirst Du würdigen können, was in der Schlacht und im ganzen Menschenleben der Zufall wiegt! Du wirst sehen, daß meine glänzendste Waffenthat, die mir den Ruf eines Feldherrn erworben, zugleich der Wendepunkt wurde, welcher meinem thatendurstigen Ehrgeiz vielleicht für alle Zeiten sein Ziel gesteckt... Im vorjährigen Feldzuge in Oberägypten gegen aufständische Tribus gab mir der Pascha, ein Vetter des Vicekönigs, der den Oberbefehl führte, die Ordre, auf die Oase von Elshatalma vorzurücken und um zehn Uhr Morgens loszuschlagen, während er schon bei Sonnenaufgang in einer andern Richtung auf die Hauptmacht des Feindes vorwärts marschirte und sie angriff.

„Diese combinirte Bewegung, bei der ich mitzuwirken hatte, war ein Unsinn in strategischer Beziehung, aber ich mußte stumm gehorchen. Ich war vorgerückt und erwartete hinter einem Palmenwäldchen die zehnte Stunde, um mich auf den Feind zu werfen. In diesem Momente wirbeln von der Seite, nach welcher der Pascha ausgezogen, am Horizonte der Wüste furchtbar verdächtige Staubwolken auf. Sie kommen immer näher und man konnte mit einem mittelmäßigen Fernrohr erkennen, daß es die Unsrigen auf der wildesten Flucht seien. Der Pascha war einer der ersten, die herangesprengt kamen. „Allah ist groß!" ruft er, mich und die Meinigen in imposanter Ordnung erblickend. „O weiser Franke! Stern unserer Armee, wie recht war es, daß Du nicht gehorcht hast und nicht vorgerückt bist, Du bist jetzt die Säule unserer Rettung, um unsern Rückzug zu decken."

„Ich bin Soldat," erwiderte ich scharf, „und hätte gehorcht, wenn die bestimmte Zeit dagewesen wäre."

„Ich zog bei diesen Worten die einfache silberne Uhr, die ich da trage, aus dem Gürtel.

„Der Pascha blickte das Zifferblatt an und rief: „Allah ist wunderbar! Deine Uhr hat uns gerettet. Sie ist seit einer Stunde stehen geblieben."

„Was?" rief ich, die Uhr an mein Ohr legend. Und es war so. Die Uhr war stehen geblieben, obgleich sie aufgezogen war und von jeher so exact lief wie ein Himmelskörper.

„Die Uhr muß ich haben!" rief der Pascha, während er die seinige, ein Pariser Prachtstück, als Tausch anbot. Du siehst, Rosen, daß die Lockung zu schwach war!"

„Eine merkwürdige Uhr!" rief Rosen belustigt. „Auf dem Schlachtfelde ist sie so unvergleichlich und im Versatzamte würde sie allen übrigen nachstehen."

„Hierauf," fuhr der Krieger in seiner Erzählung fort, „führte ich meine Mannschaft in's Feuer, während der Pascha weiter floh, von seinen zersprengten Schaaren zu Fuß und zu Pferde gefolgt, um ein unweit gelegenes Fort zu erreichen. Lange ehe die Sonne gesunken, war der Rückzug glücklich bewerkstelligt, aber als es Abend geworden und ich weder zurückkam, noch etwas von mir hören ließ, wurde der Pascha

sehr besorgt um mich und es war nicht eben Kleinmuth von ihm, daß er annahm, ich sei von der Uebermacht vernichtet worden. Wer aber malt sein Erstaunen und das Erstaunen seiner ganzen Armee, als bald darauf die Meldung einläuft, daß ich den Feind nicht blos aufgehalten, sondern total auf's Haupt geschlagen habe! Als mich der Pascha am nächsten Morgen wiedersieht, glüht sein Gesicht vom Feuer der Bewunderung, aber nur einen Moment lang, unwillkürlich gewinnt Neid, Mißgunst, Haß die Oberhand in seiner erbärmlichen Seele! Heuchlerisch spielt er die Rolle eines Bewunderers weiter; heimlich mit seiner Coterie arbeitet er wüthend gegen meine Rangerhebung und läßt alle Minen springen. Denn daß ich zum General befördert werde, ist schon ein allgemeines Gerücht, der Vicekönig aber hatte mit mir noch ein Höheres vor, wie mir zu meinem eigenen Erstaunen meine nächste Audienz enthüllt.

„Bey," sagte er, indem er mich auf's Freundlichste begrüßte und sich von seinem Sitze erhob, was er beim Vortritt der höchsten Würdenträger des Landes nicht thut, „ich freue mich, Ihnen meinen Dank für Ihre glänzende militairische Action von neulich aussprechen zu können, und bin nicht gesonnen, meinen Dank auf bloße Worte zu beschränken. Nächsten Monat ist Paschaernennung. Doch zuvor eine Frage. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich Sie für einen Mann ohne Vorurtheile halte. Habe ich Recht?"

„Es kommt darauf an, Hoheit, was man unter Vorurtheil versteht," erwiderte ich ausweichend.

„Sie denken freisinnig im Punkte der Religionen und halten eine für so viel werth als die andere."

„Ich halte alle Religionen für Bildungsmittel, insofern sie den Einzelnen lehren, sein Vertrauen in eine höhere Macht zu setzen und ihn zur Menschenliebe und Menschenachtung anhalten."

„Dann verstehen wir uns bereits," erwiderte der Vicekönig, „diese Ansicht ist auch die meinige. Ich komme zur Sache. Die Ernennung zum Pascha wäre Ihnen schon lange nicht entgangen, wenn ich Ihre Verdienste allein hätte berücksichtigen können. Doch Sie haben lange genug im Orient

gelebt, um den religiösen Eifer, ja den Fanatismus unserer Bevölkerungen kennen gelernt zu haben. Sie haben Feinde. Die ganze Partei der Orthodoxen, Alle, welche sich von den Mollahs beeinflussen lassen, grollen Ihnen und grollen mir der Auszeichnungen wegen, die ich Ihnen bereits zu Theil werden ließ; diese Clique würde in ihrem Haß keine Grenzen kennen, wenn ich, meinem Herzen allein folgend, das Unerhörte thäte und einen sogenannten Ungläubigen mit unserem höchsten Rangtitel bekleidete! Ich bitte Sie daher, Ihren Feinden allen Grund des Anstoßes selbst hinwegzuräumen, indem Sie zum Islam übertreten!"

„Alle Wetter," rief der Oberst, „das war ein kritischer Augenblick! Was thatest Du?"

Der ägyptische Major, auf diesem Höhepunkte seiner Erzählung angelangt, hatte plötzlich geschwiegen; es war, wie wenn die Mächte der Erinnerung sein Gemüth auf's Tiefste aufgeregt hätten. Langsam erhob er sein Haupt und sprach mit gedämpfter Stimme, jedes Wort gemessen betonend:

„Was ein Anderer in meiner Lage gethan hätte, weiß ich nicht, aber darnach frage ich auch nicht! „Hoheit," sprach ich, während Alles in mir emporflammte, zum Vicekönig, „es giebt Thaten, welche, indem sie den Menschen mit dem ganzen Bewußtsein seines sittlichen Werthes erfüllen, ihm auch mit vollem Nachdruck die entsprechenden Pflichten anweisen. Eine solche That ist das Treffen bei Elfhatalma, das in den Annalen ägyptischer Geschichte mit unvergänglichen Buchstaben eingeschrieben bleiben wird. Ich bin nicht so blind über das, was ich vollbracht, als daß ich nicht wüßte, was ich beanspruchen darf, das aber, was mir mit gutem Rechte zukommt, erkaufe ich mir nicht durch Concessionen, gleichwie ich mich nicht durch eine Hinterthüre in ein Gemach stehle, dessen Pforten vor mir weit auffliegen sollten! Ich habe während eines wilden Soldatenlebens vielleicht weniger an mein bischen Christenthum gedacht, als in der Ordnung war, aber ich darf auch nicht vergessen, daß ich von Denen stamme, die mit dem Kreuzesbanner vor Jaffa gezogen, und daß Ahnen von mir als Bischöfe und Cardinäle in Marmorsärgen ruhen! Um die Zeit, Hoheit, als Karl der Große meinem Ahnherrn den Reichs-

adel schenkte, waren die Vorfahren des Sultans von Constantinopel wahrscheinlich noch halbwilde turkomannische Räuber. Die Enkel Derer, die den großen Saladin geschlagen, wechseln den Glauben nicht! Was? Ich sollte ein Glaubensbekenntniß ablegen, dem mein Inneres fremd ist, ein Sprosse solcher Väter sollte sich zur Lüge erniedrigen? Hoheit, nicht ohne ein Gefühl bitterer Ueberraschung höre ich aus Ihrem Munde das Geständniß, daß mein Verdienst und meine Erfolge allein nicht genügen, mich unter die Paschas der ägyptischen Armee zu stellen! Sie sagen, daß Sie dem Drange der Umstände weichen, indem Sie meine Erhebung von dieser Concession abhängig machen. Wahrlich, ich habe den Vicekönig am Nil für mächtiger gehalten! Die Forderung, die Sie an mich stellen, kann ich nicht erfüllen, aber ebenso wenig kann der Sieger von Elfhatalma Denen fürderhin untergeordnet sein, welche ohne ihn einer schmachvollen Niederlage nicht entgangen wären. Hoheit, ich danke für alle Ihre Gnaden —!"

„Bey, was thun Sie —" hörte ich noch den Vicekönig rufen, aber schon hatte ich alle meine Orden und Auszeichnungen auf den Tisch vor ihm hingelegt — mein Gott, ich sehe ihn noch vor mir —, ein Tisch, ganz klein, von schwarzem, weißgesprenkeltem Porphyr —"

„Bravo! bravo! Das heißt charaktervoll, ja erhaben handeln!" rief Oberst Rosen, den die Windbeuteleien des Unbekannten in die ergötzlichste Stimmung versetzt hatten. „Alle Auszeichnungen, alle Orden hinzuwerfen — ein heroisches Opfer! Dennoch" — fügte er nach einer kurzen Pause hinzu, „sehe ich ein Band in Deinem Knopfloch —"

„Es ist der persische Sonnen- und Löwenorden!" erwiderte der Fremde. „Der hat mit Aegypten nichts zu thun! Es ist das Band, welches mein unvergeßlicher Gönner Schach Feth-Ali-Khan eigenhändig auf meiner Brust befestigte, als ich eine der schwierigsten diplomatischen Missionen erfolgreich beendigt. Das große Crachat, das dazu gehört, mit hundert Stück Brillanten besetzt, will ich Dir gelegentlich zeigen. Doch genug für heute von Kriegs- und Staatsactionen —" er warf einen Blick auf die wunderbare Uhr, die den Sieg von Elfhatalma entschieden — „Sieben — ich habe einen Lohndiener

zum Scheich Barada, der sich zufällig hier in Mailand befindet, geschickt und erwarte ihn mit Ungeduld —"

Er stand auf und machte einige Schritte gegen die Thüre des Café hin, wo er sich an einen Kellner wandte.

„Hat der ein Mundwerk!" rief Oskar in heiterster Stimmung, „wer mag denn der Mensch sein?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte Rosen, „ich finde es nicht heraus; wie sehr ich mir auch den Kopf zerbreche, ob ich denn wirklich auf der Militairschule mit ihm zusammen war? Sie haben es wohl merken müssen, daß ich nie seinen Namen nannte? Es ging nicht anders. Konnte ich ihn fragen, der so cordial mit mir that: Bruderherz, wie heißt Du denn eigentlich?"

In diesem Augenblicke kehrte der Fremde zurück. Sein Gesicht trug den Ausdruck des Unmuths. „Wie ungeschickt," rief er, „diese Leute doch sind! Ich gebe dem Lohndiener meine Karte mit — er verliert sie, ja noch mehr, er vergißt meinen Namen! Mein Gott, der Mann ist doch ein Deutscher! Fällt denn nicht Jedem bei meinem Namen der edle Weih, der Fürst der Lüfte, ein, von welchem so viele Lieder und Märchen melden? Kein Mann, der nicht eben ein Dummkopf war, hat je meinen Namen vergessen!"

Der Oberst sah seinen jungen Freund beziehungsvoll an. Jetzt war durch's größte Ungefähr der Name des Helden so interessanter Abenteuer an den Tag gekommen!

Was aber diesen betrifft, so war er, der sich bisher als stummer Zuschauer belustigt hatte, bei der Nennung des edlen Weihs wie von einem elektrischen Schlage berührt, aufgefahren.

Er hatte möglicherweise in dem kühnen Abenteurer den Vater Veronica's, oder doch den Gatten deren Mutter vor sich.

Von diesem Gedanken durchzuckt, brach er sein Schweigen. Es galt, sich möglicherweise über einen Incidenzfall Licht zu verschaffen, der für seine Liebe von nicht hoch genug anzuschlagenden Folgen sein konnte.

„Herr Major," sagte er möglichst leichthin, „wir sind vorhin mit großem Interesse Ihren Erzählungen gefolgt. Eins ist auffallend, da Sie doch mehrere Jahre im Orient lebten —"

„Zwanzig Jahre, mein junger Herr!“ fiel ihm der Fremde rasch in's Wort.

„Dann ist es recht auffallend,“ fuhr Wallberg fort, „daß Sie ein Kapitel, das im Leben unternehmender Menschen meistens eine Rolle spielt, ganz unberührt gelassen haben — ich meine die orientalischen Frauen —“

„Ja, das ist wahr,“ rief Oberst von Rosen, der die Absicht seines Freundes errieth und sie unterstützen wollte. „Von den orientalischen Frauen hast Du uns nie etwas erzählt. Ueberhaupt — bist Du ledig oder verheirathet?“

„Ich bin beides,“ gab der Fremde, indem er das Haupt gedankenvoll auf die Hand stützte, zur Antwort. „Meine Ehe ist ein Traum, ein Märchen, wie das Buch Elf-Karafat oder Tausend und eine Nacht kein seltsameres kennt.“

Die Augen der beiden Freunde wandten sich einander zu, als ob sie sich zuriefen: „Er ist es!“

In diesem Augenblicke trat Hadschi herbei und sagte, gleichsam den Lohndiener entschuldigend, etwas auf türkisch.

Diesmal aber führte der Aegypter das Gespräch mit dem Wirthe italienisch weiter. Hatte er früher seine Geläufigkeit in der Sprache des Propheten zur Schau getragen, so mußte er jetzt ein Interesse haben, in einer seinen Nachbarn verständlichen Sprache zu reden.

Hadschi, der leidlich italienisch sprach, sagte:

„Die Sache muß auf einem Irrthum beruhen. Der Scheich muß verreist sein, — oder —“

„Nein, nein,“ fiel ihm Jener mit großer Bestimmtheit in's Wort. „Senden Sie nur den Menschen an die angegebene Adresse noch einmal fort. Wenn er den Scheich findet, erhält er von mir ein paar Ducaten.“

Hadschi hatte sich kaum entfernt, als der Fremde fortfuhr:

„Scheich Barada von Kairo ist da. Der reichste Mann Aegyptens nach dem Vicekönig. Heute Morgen habe ich ihm in einem Bijouterieladen der Contrada di San Margarita dreihundert Ducaten geliehen. Es wäre mir höchst unangenehm, wenn er abgereist wäre, ohne an dies Darlehn mehr zu denken —“

„Auf alle Fälle ist der Mann sicher!“ sagte Rosen, mit Oskar einen Blick wechselnd.

„Ha! Wie wenn ich bei Rothschild etwas gut hätte!“ Er erhob sich und fügte, Rosen die Hand bietend, sogleich hinzu: „Lieber Kamerad, es freut mich von Herzen, Dich hier zu haben. Vielleicht suche ich Dich morgen in Deiner Wohnung auf, wenn ich nicht nothgedrungen abreisen muß.“

Nachdem er auch Oskar gegrüßt, schritt er fort.

„Da hat wieder einmal meine Ahnung Recht gehabt!“ rief der Oberst in komischer Verzweiflung. „Für die eilige Abreise des Scheich Baraba werde ich gestraft werden. Tribut oder Glaube! war das Feldgeschrei der Mohamedaner. Unser Krieger da fordert nicht allein Glauben, sondern auch zugleich Tribut.“

„Und dieser Lügensack,“ brach es aus Wallberg heraus, „sollte Veronica's Vater sein? Ein solcher Vagabund sollte — Adieu, adieu, ich muß den Vorfall sogleich dem Domherrn melden! Das wird ihm eine Veranlassung sein, mir volle Auskunft über diesen Menschen zu geben — Ich bin außer mir . . .“

Er rannte blitzschnell fort.

Sechstes Kapitel.

Führt einen gar zweideutigen Freund der Wahrheit vor.

Kurze Zeit nach dem Einzug der Frau von Weyher und deren Tochter in Villa Schönberg war zu wiederholten Malen in der Stadtwohnung des Domherrn von Bork ein Mann erschienen, der ihn „in einer dringenden Angelegenheit“ zu sprechen wünschte und eine Karte, mit Dr. Theodor Pante

gezeichnet, zurückließ. Da er aber den Grund seines Kommens nicht näher bezeichnen wollte, und Doctor Pante's Erscheinung eine solche war, daß der solchen Besuchen gegenüber äußerst feinfühlige Bediente sich keines andern Motivs als dessen der Bettelei versah, wurde er jedesmal abgewiesen. Es fielen in's Haus des Domherrn solcher Gäste nur allzu viele ein.

An einem rauhen, regnerischen Abend in den ersten Tagen des Mai kam Herr von Bork in seinem Jagdwagen von einem Streifzug aus seinem in der Donauniederung gelegenen Revier zurück. Er wollte eben, während der Büchsenspanner die Gewehre heraushob, die Treppe hinangehen, als ein Mann in den mittleren Jahren, in ziemlich schoflem Anzug, mit affectirt degagirter Tournure an ihn herantrat, ihm zwei Visitenkarten überreichte und um eine kurze Unterredung bat.

Der Domherr warf einen Blick auf die beiden Karten. Von der einen blickte ihm schon wieder der oft abgewiesene **Dr.** Theodor Pante entgegen, aber die zweite war von Frau von Weyher. Er bedeutete den Besucher, daß er eintreten könne.

Nachdem Herr von Bork die Kleider gewechselt und den Diener entlassen hatte, wandte er sich dem Unbekannten zu und musterte mit einem flüchtigen aber scharfen Blick die vor ihm stehende Gestalt. Es war ein gemeines Lümmelgesicht, das ihm entgegen sah, und zwar, wie wir dem Leser mittheilen können, dasselbe, das vor einigen Wochen Frau von Weyher an der Gartenthüre so in Schrecken gesetzt. Von der Stirn bis zum linken Mundwinkel lief eine Narbe herab, auch nahe am rechten Auge kreuzten sich ein paar Schrammen; der Mann mußte manche Rauferei bestanden haben. Aus seinen zwinkernden Augen lauerte eine gemeine Pfiffigkeit, so etwas, wie man es bei Bauern findet. Dabei leuchtete das Streben vor, das Ordinäre der Erscheinung möglichst zu verdecken. Der röthliche Backenbart zeigte die beliebte englische Cotelletenform, dem langen, gesteiften Schnurrbart war besondere Pflege geschenkt worden. Wenn auch dieser Mann dem Schneider schon lange kein Geld zu verdienen gegeben, mit dem Pomadetiegel sparte er nicht. Das roch der Domherr von Weitem

und blieb dem Besucher immer etwas fern. Mit ernster, ja verdrießlicher Miene wies er auf einen Fauteuil und fragte womit er dienen könne?

„Die Zudringlichkeit, mit der ich Ihre so streng verwahrte Thüre stürme," erwiderte Doctor Pante nicht ohne einen gewissen Humor, „sollte es glauben lassen, daß ich Hülfe suche und in einer eigenen Angelegenheit komme. Dem ist nicht so. Ich komme vielmehr, Hochwürden, Ihnen einen Dienst zu erweisen, von der Verehrung gedrängt, die ich für Sie empfinde."

„Lassen Sie hören!" sagte Herr von Vork ironisch lächelnd, und Beide nahmen Platz.

„Bevor ich beginne," sprach der Doctor mit einer eigentlich sehr befremdenden Jovialität des Tones, „muß ich die Bitte voranschicken, es freundlich entschuldigen zu wollen, daß ich mich nicht unter meinem wahren Namen, sondern unter dem Pseudonym eingeführt habe, welches ich für kleinere schriftstellerische Arbeiten — schon aus Bescheidenheit — angenommen. Verzeihen Sie, Hochwürden, diese kleine — wie soll ich sagen — tactische Finte? also ja, tactische Finte einem Manne, dem Offenheit in einem übergroßen Maße angeboren ist, der aber auch weit öfter im Leben ein Märtyrer der Wahrheit geworden, als er sich dazu herbeiließ, durch das Gegentheil Vortheil zu ziehen."

„Seltsam," fiel ihm der Domherr in's Wort. „Doctor Pante ist mir völlig unbekannt. Sie wären auch unter Ihrem wahren Namen vielleicht weit anständiger eingelassen worden."

„Ich wage es nach dieser Aussage nicht zu bezweifeln," sagte der Pseudonymus, „allein wiederholte Abweisungen haben mich mißtrauisch gemacht. Mich bestimmte Zweierlei. Einerseits glaubte ich annehmen zu können, daß der Name Pante, Doctor Theodor Pante, als der eines Mitarbeiters des „Reichs-Paniers", einer in klerikalen Kreisen gern gesehenen Wochenschrift, auch Ihnen öfter zu Gesichte kommen dürfte. Andererseits fürchtete ich bei der Nennung meines wahren Namens auf ein Vorurtheil zu stoßen. Ich fürchtete, daß eine gewisse Person, die, aller sittlichen Grundsätze bar, ihr Lebenlang mit

den heiligsten Gefühlen Handel getrieben, das Schlangengift ihrer Zunge gegen mich gespritzt und mich bereits unbekannterweise bei Euer Hochwürden in das schlechteste Licht gestellt habe — aus dem angeborenen Hasse schuldiger Menschen gegen alle Unbescholtenen, in welchen sie ihre Rächer, Richter, Vernichter ahnen."

„Ich bitte, ohne Umschweife," bemerkte der Domherr, in peinlichster Spannung.

„Ich muß um Entschuldigung bitten, wenn ich belästige," versetzte der unverschämte Besucher. „Aber ich weiß gewiß, daß Sie meinen Eröffnungen das größte Interesse schenken und mir für meinen Besuch dankbar sein werden."

„Also, was ist Ihr Name und Ihr Wunsch?" fragte der Domherr ungeduldig. „Ich habe wenig Zeit —"

„Mein Name ist Burda," war die Antwort. „Secretär Seiner Durchlaucht des Fürsten Kronenburg außer Dienst, und dieser Name dürfte Ihnen nicht allein aus meinen dienstlichen Beziehungen ein bekannter sein."

„Entsinne mich nicht —" murmelte der Domherr, von einer höchst unangenehmen Ueberraschung durchzuckt, da er jetzt erfuhr, daß der Mann der Schwester der Frau von Weyher vor ihm stehe.

„Ich bin," begann der ehemalige Spion, „in die Familie der Frau von Weyher hineingerathen, ohne es eigentlich gewollt zu haben. Meine Frau zwang — soll ich sagen: zwang? ja, zwang mich beinahe, ein Bündniß, das ich mir als ein kurzes dachte, in ein lebenslängliches zu verwandeln. Der Abstand unserer Jahre — meine Frau ist zehn Jahre älter als ich und war selbst in der Jugend schwerlich mit besonderen Reizen begabt — mein Trieb, mich in der Welt, die mir, ich darf sagen, nach allen Seiten offenstand, umzuthun — stand zwischen uns Beiden. Nun — es ist geschehen und nicht zu ändern, ich bin der Mann der Schwester der Frau von Weyher. Allerdings habe ich seitdem Eigenschaften an meiner Frau kennen gelernt, die in mir das Gefühl der Achtung und Seelenübereinstimmung wecken. Vor Allem lebt in meiner Gattin eine große, von den strengsten Grundsätzen eingegebene Wahrheitsliebe, welche sie allerdings zur

Gegnerin von Personen macht, welche anders erscheinen, als sie sind, sollten sich diese Personen auch in ihrer nächsten Nähe befinden und ihre Anverwandten heißen."

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte der Domherr heftig auffahrend, seinen Zorn kaum bemeisternd.

„Ich werde gleich klar werden!" sagte Burda mit hämischer Miene und fuhr fort:

„Der Mangel an Zuneigung, der zwischen den Schwestern herrscht, hat seinen Grund vorzüglich in der Abneigung, die meine Gattin vor gewissen Schattenseiten im Charakter der Frau von Weyher empfand, besonders in dem Theil ihrer Handlungsweise, die Ihnen, Hochwürden, zugewandt ist. Diese Empfindung hat sich bei meiner guten Therese endlich bis zur Entrüstung gesteigert und sie angetrieben, das Interesse ihrer Schwester hintanzusetzen und in dem Ihrigen, Hochwürden, aufzutreten! Sie thut es, obwohl sie niemals eine Wohlthat von Ihnen empfangen, während Frau von Weyher, ihre Schwester, durch Ihre Hand in Ueberfluß praßt und die Ehre hat, sich Ihre Nichte nennen zu dürfen —"

„Herr," schrie Herr von Bork auf. „Meine Geduld reißt! Beschränken Sie sich auf die Thatsachen, die Sie mir mitzutheilen willens sind, und verschonen Sie meine Ohren mit allen diesen Zusätzen."

„Es thut wehe," versetzte Burda mit unerschütterlicher Ruhe, „sich von jahrelang gehegten Ueberzeugungen zu trennen. So beurtheile ich Ihre Aufregung. Aber wenn diese Ueberzeugungen irrig waren — auf Illusionen basirten — die Wahrheit ist edlen Seelen doch immer lieber als die Illusion! Mißkennen Sie mich nicht! Frau von Weyher würde mir jede Summe gegeben haben, um mich von meinem heutigen Besuche abzubringen. Sie hat auch einen derartigen Versuch vor Wochen gemacht! Aber, Hochwürden, Sie sehen einen Mann vor sich, der der Bestechung unzugänglich ist und seinem eigenen Vortheil entgegenhandelt! Ich habe Frau von Weyher schwerer Dinge bei Ihnen anzuklagen!"

„Genug!" rief Herr von Bork, in größter Entrüstung. „Ich bin kein Tribunal für Ihre Differenzen mit Frau von Weyher. Sie ist eine unabhängige Frau und ebenso wenig

wie ich Jemandem in Bezug auf ihre Handlungsweise verantwortlich."

Er war im Begriffe, dem Besucher energisch die Thüre zu weisen.

„Sie werden mich aber doch anhören," versetzte der schreckliche Schwager, „wenn ich Ihnen sage, daß Ihre Ehre, Ihre Priesterehre auf dem Spiele steht? —"

„Was reden Sie da!" rief Herr von Bork, aber seine Klugheit rieth ihm zugleich, in einer so häkeligen Angelegenheit einen offenbar gefährlichen Menschen nicht allzu sehr herauszufordern.

Er rang nach Fassung und beherrschte seine Gesichtszüge wie seine Bewegungen.

„Ist es nicht schändlich," fuhr Burda, den Zornerhitzten spielend, fort, „und ist nicht Frau von Weyher zur Verantwortung zu ziehen, wenn sie meiner Frau jederzeit versichert hat, ihre Tochter Veronica sei Ihr Kind, Hochwürden? Ja, das hat sie stets meiner Frau gegenüber versichert; ob sie es noch — Gott weiß wem Andern — gesagt hat, weiß ich nicht. Was ich davon halte, brauche ich nicht zu sagen. Ich habe in klerikalen Kreisen gelebt und kenne die allgemeine Hochachtung, welche Sie, Herr von Bork, Ihrer Frömmigkeit und christlichen Tugenden wegen genießen. Ich weiß, daß Sie diese Hochachtung verdienen. Ich weiß auch nur zu gut, daß dem nicht so ist, wie Frau von Weyher behauptet, und daß Sie nicht der Vater Veronica's sind! Und gerade deswegen bin ich so frei gewesen, hier zu erscheinen. Ich komme nämlich nicht blos, um Ihnen zu sagen, welche ehrenrührigen Reden Frau von Weyher über ihren Wohlthäter führt, ich bringe auch die Mittel mit, die freche Behauptung der Verleumderin niederzuschlagen... Ja, gehörig auf den Mund schlagen kann man sie! Ich habe documentarische Beweise, daß Veronica ein Findling, ein Kind unbekannter Eltern ist und daß Frau von Weyher dieses Mädchen seinerzeit nach dem Tode ihres Kindes untergeschoben hat..."

Der Domherr bebte an allen Gliedern. Seine Hand, die auf der Stuhllehne lag, zitterte so heftig, daß der Sessel auf dem Parquet auf und abklapperte. Noch nie im Leben

hatte er den drückenden Zwang, den ihm das Nichtgestehenkönnen seines Verhältnisses zu Frau von Weyher auferlegte, so im tiefen Innern gefühlt, als in diesem Augenblicke, wo er vor einem Menschen stand, der mit teuflischer Schlauheit sich stellte, als ob er den Domherrn, indem er ihn nicht für den Vater Veronica's halte, noch ganz besonders ehre. Frau von Weyher hatte ihn auf Auftritte mit dem saubern Ehepaare vorbereitet, aber der gegenwärtige schien Alles, was er fürchten zu müssen glaubte, weit zu übertreffen. Er war in einem schrecklichen Kampfe. Bald wollte sein Stolz und das Bewußtsein seiner Stellung die Oberhand gewinnen, bald neigte er sich wieder dem Gedanken zu, die bösartigen Mäuler, welche seine Familiengeheimnisse in ihrer Gewalt hatten, mit irgend einer hingeworfenen Beute abzufinden. Allein die raffinirte Bosheit, ihn des sträflichen Umganges mit Frau von Weyher anzuklagen und sein Vaterherz durch die Fiction eines groben Betruges zu verwunden, schien ihm der härtesten Züchtigung werth, und es fiel ihm schwer, sich zu sagen, daß er diese Fiction noch mit Geld bezahlen solle.

Endlich siegte die Klugheit.

„Was kosten die Documente, die Sie mir bringen?“ fragte der Domherr ebenso offen, als die an ihm versuchte Erpressung war.

„Gar nichts! gar nichts!“ gab Burda zur Antwort, einige Papiere aus der Brusttasche ziehend, sie aber nicht ausliefernd. „Eigennutz war nie die Triebfeder meiner Handlungen.“

Dabei strahlte sein Gesicht den Eindruck eines Triumphes wieder und verlor einigermaßen den widrigen und bösartigen Zug, den es im Ernst hatte.

„Gar nichts? Was haben Sie dann mit der Ablieferung für eine Absicht?“ fragte Herr von Bork so offen, wie es ihm mit einem solchen Subject zu reden in der Ordnung schien.

„Welche Absicht?“ gab Burda zur Antwort. „Eine Betrügerin will ich entlarven und Ihnen, Hochwürden, einen Dienst leisten, damit Ihre Güte nicht länger gemißbraucht und Ihre priesterliche Ehre nicht gefährdet werde, wenn eines Tages die Schande dieser herzlosen Frau an den Tag kommt.“

Die Hand des Domherrn ballte sich unwillkürlich, als müsse er auf Burda losgehen, allein die Rücksicht auf seine Stellung hielt ihn wieder zurück.

Er sagte nach einer Pause:

„Gut; Sie haben mir gesagt, was Sie zu wissen glauben. Ich berücksichtige es, insoweit es mich angehen kann. Es geht mich aber gar nichts an. Was die Handlung betrifft, deren Sie Frau von Weyher beschuldigen, so weiß ich überhaupt nicht, wer dadurch zu Schaden gekommen sein kann. Angenommen, diese Frau sei in der von Ihnen angegebenen Weise zu ihrem Kinde gelangt, so steht es ihr frei es zu thun, sie ist ohne Mann. In diesem Falle ist kein Betrug, kein Verbrechen vorhanden, und Fräulein Veronica hieße ein angenommenes, aber nicht ein unterschobenes Kind. Ich fürchte, daß es Ihnen nur um Skandal zu thun ist, aber ich will mir Mühe geben und Sie für klüger halten, als Sie scheinen wollen. Ich will annehmen, daß Sie eine zarte, der Mißdeutung fähige Situation benutzen, um sich die monatliche Subvention, die Ihre Frau sonst von ihrer Schwester empfing, wieder zu verschaffen, oder gleich in den Besitz einer Abfindungssumme kommen wollen, mit der vielleicht ein rentableres Geschäft zu beginnen wäre, als das Correspondiren für das „Reichs-Panier" sein mag —"

„Diese Auffassung meines Charakters ist empörend!" rief Burda im bösartigsten Tone. „Wäre es mir um Skandal zu thun, käme ich dann zu Ihnen zu einer rein confidentiellen Unterredung, von der Niemand außer meiner Frau etwas ahnt? Ich würde das gewiß unterlassen und andere Wege suchen! Sie kamen auf meine schriftstellerische Thätigkeit zu reden. Glauben Sie mir, daß ich noch in anderen Blättern als im „Reichs-Panier" den pikanten Gegenstand so lange und so consequent zu ventiliren verstände, bis ich Diejenigen, die mich zu fürchten haben, so weit getrieben, gegen mich klagbar aufzutreten oder ihr verdientes Urtheil durch die Veröffentlichung ihres schmählichen Treibens schambedeckt hinzunehmen."

„Desto besser," erwiderte Herr von Bork, dem diese Antwort die Perspective erweiterte und die Gefährlichkeit des vor

ihm stehenden Subjects noch klarer beleuchtete. „Ich habe Ihnen die Unterredung gewährt und Sie haben sich ausgesprochen. Was sind das für Documente, deren Sie vorhin erwähnten? —"

„Es sind Papiere," versetzte Burda, die in seiner Hand befindlichen Blätter mit innigster Genugthuung anblickend, „welche meinen Anschuldigungen den richtigen Nachdruck geben. Ich begnüge mich nämlich nicht damit, mich auf die Aussagen einer Frau wie meine Schwägerin zu berufen — diese würde ja jetzt Alles ableugnen und abschwören. Ich berufe mich auch nicht auf die Aussagen meiner Frau, obwohl auch diese ihren Werth haben, da sie ihrem persönlichen Vortheil zuwiderlaufen. Ich habe es mir weder Zeit noch Geldauslagen verdrießen lassen, kostbare Blätter, Belege, in meinen Besitz zu bekommen. Zuerst" — er hielt eins der Blätter empor, „den Todtenschein des Kindes Veronica, das wirklich da war und bald nach der Geburt gestorben ist, — hier —" er zeigte ein zweites und hielt es vor die Augen des Domherrn, „den Taufschein eines zweiten Kindes, abermals auf den Namen Veronica. Warum wieder Veronica? Merken Sie etwas? Nun, der Todtenschein ist vom 15. Mai 1841, der Taufschein vom 20. Mai 1841, also einige Tage später ausgestellt. Man könnte sagen: warum sollte nicht Frau von Weyher, als ihr erstes Mädchen, das Veronica hieß, gestorben war, ein zweites, kurz darauf geborenes auf denselben Namen haben taufen lassen? Aber hat sie Ihnen je etwas davon gesagt? Fragen Sie sie doch, ob ihr je ein Kind gestorben ist, Sie werden ihre Antwort hören. Aber das Kind wird ja hier als Veronica Weyher bezeichnet, und das widerstrebt wohl meiner Behauptung, daß dies Kind ein Findling? Nein, es zeigt nur, daß der Geistliche, der dies Blatt ausfüllte, getäuscht oder zur Ausübung eines Betrugs mißleitet wurde. Die wahre und einzige Veronica Weyher, 1840 geboren, ist ja am 15. Mai 1841 gestorben, die jetzt existirende Veronica kann somit nur ein unterschobenes Kind sein. Hätte die Frau, von der wir sprechen, das Kind noch einmal auf den Namen Veronica taufen lassen, wenn sie es einfach als das ihrige angenommen und nicht die Vaterschaft

desselben irgend Jemandem hätte anhängen und einreden wollen? Ein solcher Betrug, durch Täuschung eines katholischen Priesters oder Verführung desselben zum Mißbrauch seines heiligen Amts verstärkt, muß Sie, hochwürdiger Herr, ganz besonders empören — es ist ja dargethan, daß diesem Weibe weder im Himmel noch auf Erden etwas heilig ist!"

„Die Papiere, die Sie da vorzeigen," antwortete der Domherr mit einer eigenthümlichen Bestürzung, „scheinen echt; es frägt sich nur, ob sie auch die Bedeutung und den Zusammenhang haben, den Sie ihnen geben. Der Mißbrauch, der mit ihnen getrieben worden ist, beruht doch wesentlich auf Ihrer Interpretation, die nicht ganz zulässig sein dürfte, da Ihre Gesinnung Frau von Weyher überaus feindselig ist."

„Welcher Interpretation?" sagte Burda höhnisch, da er den furchtbaren Eindruck, den diese Enthüllungen hervorgerufen, von dem bleichen und entstellten Gesichte des Domherrn ablas. „Die Papiere reden, nicht ich! Hier ist der Todtenschein! Hat Ihnen Frau von Weyher je gesagt, daß ihr ein Kind gestorben sei?"

„Die Sachen liegen weit hinaus — ich entsinne mich nicht mehr" — murmelte der Domherr. „Ich weiß nur von einem Kinde, von Veronica, und dieses hielt ich für das Kind des Freiherrn von Weyher —"

„Der damals, als das Kind geboren wurde, schon zwei Jahre im Orient war!" rief Burda mit schneidender Ironie. „Wenn ich aufrichtig sein soll — was überhaupt diese Ehe betrifft, so cursiren zwei Versionen. Nach der einen soll Herr von Weyher, damals ein unerfahrener junger Mann, wie ein halbflügger Gimpel auf die Leimruthe, so in die Fallstricke seiner nachherigen Gattin gegangen sein und diese geheirathet haben, um gleich hinterher zu erfahren, daß man ihn nur genommen, um überhaupt einen Mann zu haben, worauf er verzweifelnd in die weite Welt geflohen sei. Der andern Version zufolge soll dieser Weyher ein sittenloser Taugenichts und gemeiner Strick gewesen sein, der einer unehrenhaften Handlung wegen den Militairdienst quittirt hatte und sich für Geld dazu hergab, eine Ehe mit Frau von Weyher zu schließen, unter der Bedingung, sofort nach der Trauung für immerdar

zu verschwinden. Wie dem nun auch sei, klar ist es, daß wir es da mit einem Pfuhl unsauberer Verhältnisse zu thun haben und Frau von Weyher, auch nur von dieser Seite betrachtet, eine Person ist, welche ein unbefangener Sinn kaum noch von einer gemeinen Hetäre zu unterscheiden vermag. Hochwürden ahnen gewiß von dieser Scheinehe nichts, denn sonst wäre es unbegreiflich, daß Ihre Sympathieen einem Wesen angehören, welches mit allem Heiligen das frivolste Spiel getrieben!"

Der Domherr, wie gefesselt, senkte seinen Kopf in der peinlichsten aller Lagen.

„Wer nun auch der Liebhaber sein mag," fuhr Burda fort, „welchem zu Gefallen Herr von Weyher seinen Platz abgetreten, das habe ich nicht zu untersuchen. Aber die Verehrung, die ich für Euer Hochwürden empfinde, macht mich verpflichtet zu bekennen, daß Sie von den Gerüchten als dieser bezeichnet werden! ... Sie haben sich aber auch, ich wage es zu sagen, diesem Gerede selbst ausgesetzt. Was soll die Welt denken, wenn sie sieht, daß Sie Frau von Weyher mit einem Füllhorn von Gaben überschütten, jedoch deren Schwester, die doch nicht weniger Ihre Nichte ist, nicht allein unberücksichtigt lassen, sondern geradezu verleugnen! Ich constatire blos das Gerede der Leute und bitte zu glauben, daß ich es für Schein und Lüge halte. Doch sehen wir uns nochmals das zweite Document, den Taufschein Veronica's, an. Er dient den eigenen Worten der Frau von Weyher zum Beleg, die sie zu meiner Frau geäußert. Sie hat das fremde Kind zu sich genommen, um sich das für sie so vortheilhafte Band mit irgend einem reichen Liebhaber auf die Dauer zu sichern. So hat sie einst in schwerer Krankheit und bei tiefgedrücktem Gemüthe gestanden. Meine Frau war die langjährige Mitwisserin dieses Geheimnisses — oder dieses Betruges, und obwohl Frau von Weyher ihre Schwester an den Wohlthaten, die sie Euer Hochwürden verdankt, niemals hat participiren lassen — oder doch so wenig, daß von Dank nicht die Rede sein kann — so hat sie nie gegen ihre Schwester auftreten wollen. Sie hat nämlich — meine gute Therese — ein herrliches, tiefes Gemüth! Auch sogar vor mir, ihrem

Gatten, hat sie die Sache lange verborgen gehalten. Endlich, allmählich hat sie ihre Seele gelüftet, welche ein solches Geheimniß gar nicht länger allein zu ertragen vermochte!"

„Ich weiß jetzt Alles!" rief Herr von York, sich den Schweiß von der Stirn trocknend, mit einer verzweiflungsvollen Entschlossenheit. „Machen Sie der Sache ein Ende. Sie haben Alles gethan, um mir die Augen zu öffnen. Ueberlassen Sie es mir jetzt, was ich davon zu halten habe. Ich bitte Sie um die Papiere —"

„O, die kommen nicht aus meinen Händen!" rief Burda.

„Ich stelle sie Ihnen wieder nach Belieben zurück," versetzte Herr von York. „Wenn, was ich nicht hoffe, nicht mein Wort genügt, so will ich bei Ihnen ein Geldpfand deponiren —"

„Ihr Wort genügt mir," gab Burda sehr complaisant zur Antwort. „Wenn ja schon von Geld die Rede sein soll, so handelt es sich nicht um ein Unterpfand, sondern lediglich um Ersatz der Auslagen für Herbeischaffung der Documente. Diese belaufen sich auf zweitausend Gulden und einige — aber sagen wir in runder Summe zweitausend Gulden."

Der Domherr ging an sein Büreau und öffnete ein Schubfach.

„Hier sind zweitausend Gulden!" sagte er und zählte die Summe auf den Tisch.

Nachdem Burda das Geld überzählt und eingestrichen, überlieferte er die Papiere.

„Hier, zum beliebigen Gebrauch, die Documente! Mit der Offenheit eines Beichtkindes habe ich meine geheimsten Gedanken in Beziehung auf diese Angelegenheit ausgesprochen und meine gute, brave Frau sieht endlich den Stein von ihrem Gewissen herabgewälzt. Ich bitte, mich in freundlichem Andenken zu behalten und überzeugt zu sein, daß ich mit gleicher Energie jederzeit bei der Hand sein werde, wenn es gilt, Euer Hochwürden zu dienen oder deren Interesse zu vertreten. Ich habe die Ehre —"

Er verschwand mit Verbeugungen aus dem Gemache.

Siebentes Kapitel.

Wie der für den Domherrn von Bork so verhängnißvolle Tag zu Ende geht.

Domherr von Bork hielt es nach der eben erlebten Scene nicht lange mehr auf seinem Zimmer aus. Er meinte zu ersticken. Ohne die zurückgebliebenen Papiere weiter näher geprüft zu haben, steckte er sie zu sich und eilte im Wagen nach Gollhausen.

Aber so stark war die Wirkung des soeben Gehörten auf seine Nerven, daß sein Gesicht noch, als er in den kleinen Salon eintrat, den vollen Ausdruck rathloser Bestürzung trug.

„Was ist Ihnen, gnädiger Herr?“ fragte Blasius, der eben den Tisch zum Thee deckte. „Sie sehen verändert aus. Sind Sie unwohl?“

Der Domherr schüttelte den Kopf.

„Wünschen Sie, daß ich Frau von Weyher hole? Sie ist vor einer Stunde mit Fräulein Veronica in das Treibhaus gegangen. Sie dürfte noch dort sein.“

„Laß, laß, es hat keine Eile.“

Blasius ging rasch hinaus; auch die Stimme seines Herrn war ihm wie eine fremde erschienen. Der Domherr blieb mitten im Zimmer stehen und warf einen langen Blick nach allen Seiten. Wer diesen Blick hätte belauschen können, hätte viel darin gefunden. Er hatte etwas von dem des Kranken, der sich erhebt und sich in seinem eigenen Zimmer nicht mehr zurechtfindet, und etwas von dem des ruinirten Mannes, der von allen Dingen um ihn herum, die ehemals sein waren, Abschied nimmt. Er seufzte mehrere Male tief auf und rang die Hände.

Er blieb nicht lange allein, Schritte bewegten sich heran, ein seidenes Kleid rauschte, Frau von Weyher flog herbei.

„Mein Gott,“ rief sie, „wie siehst Du aus?“

Herr von Bork warf sich auf einen Stuhl und blieb eine Weile sprachlos.

Endlich, nach vielen Aufforderungen zu reden, begann er: „Burda, Dein Schwager, war vor einer Stunde bei mir —“

Frau von Weyher zuckte zusammen.

„Das ist eine Canaille von einem Menschen,“ fuhr der Domherr fort, „die man gleich todtschlagen sollte —“

„Habe ich es nicht gleich gesagt?“ rief Frau von Weyher, vor Aufregung und Bestürzung zitternd. „Du hast mir nicht geglaubt. Du hast meine Angst für übertrieben gehalten. Du hast Dir auf Deine Macht so viel eingebildet! Was hilft das in einer Lage, in welcher man vor der Oeffentlichkeit eine so gerechte Scheu haben muß! O, hätte ich doch der Schwester Alles erfüllt, jede Forderung. Ich habe Alles vorausgeahnt... Nun, was gab es, was wollte er von Dir?“

„Geld,“ flüsterte der Domherr, „und — ich wollte, Geld wäre das Einzige, was er mir abgenommen! Aber was mehr als Geld — mehr für mich, als alle Schätze der Erde, das — das — doch laß mich ruhig sitzen, ich bin zu bewegt, zu erschöpft, zu erschüttert — später, später —“

Er schloß, wie todtmüde, die Augen.

„Ich ahne, ich errathe Alles,“ sagte Frau von Weyher. Die Aufregung gestattete ihr nicht, sich still zu verhalten. „Ich sehe, daß Burda gesprochen hat und Du Dir seine Reden zu Herzen genommen hast. Daß Du, als Veronica's Vater —“

„Wenn ich das aber nicht wäre?“

„Was?“ rief Frau von Weyher, „Du könntest Dir wünschen, nicht der Vater des Kindes zu sein, von dem Du noch neulich sagtest, daß es Dein Alles sei?“

„Du verstehst mich nicht — ein anderes Mal, ein anderes Mal!“

„Was soll ich denken!“ rief Frau von Weyher und schlug die Hände in Schmerz zusammen.

„Da — sieh dies an —“ sagte der Domherr und legte ihr die von Burda empfangenen Papiere vor. Als Frau von Weyher Einsicht von ihnen genommen, wandte sie sich ruhig um und sagte:

„Fälschungen!"

„Verstehst Du ihre Bedeutung?"

„Wohl verstehe ich sie."

„So laß hören!" sagte Herr von Bork, indem er aufstand. Es war, als ob schon das einzige Wort, das Frau von Weyher gesprochen, ihm neue Kräfte gegeben habe.

„Soll ich das aussprechen, was Du nicht zu sagen wagst? Wir denken Beide gewiß dasselbe."

„Du bist mir doch eine Erklärung schuldig!"

„Eine Erklärung? Habe ich mir nach einem neunzehnjährigen Zusammenleben erst so viel Vertrauen bei Dir erworben, daß es ein Mensch, dem der Halunke auf die Stirn geschrieben ist, im Nu umstoßen könnte?"

„Hier handelt es sich nicht um Worte, nicht um das, was er gesprochen. Hier liegen Beweisstücke."

„Wenn Sie echt wären. — Ich hätte Dich nicht für so schwach gehalten."

„Julie," rief der Domherr in gehobenem Tone, „ich beschwöre Dich bei allem, was Dir werth und heilig, bei den glücklichen Tagen, die wir zusammen verlebten, bei dem Haupte Veronica's, die Deinem Herzen wie dem meinigen Alles ist, sage mir offen und furchtlos — Du weißt ja, wie ich Dich liebe und Dir Alles und Alles verzeihen könnte — ob diese Beweisstücke falsch sind, und folglich falsch alle Folgerungen, die daraus fließen."

„Ich schwöre es Dir!" rief Frau von Weyher. „Möge ich in derselben Stunde in's Grab fahren, in welcher Du die Entdeckung machst, daß ich gelogen habe!"

Eine lange Pause trat ein, während welcher der Domherr mit Blicken, in welchen seine ganze Seele lag, Frau von Weyher fixirte. Dann ergriff er ihre beiden Hände, seufzte tief und rief, die Geliebte seiner Jugend stürmisch an seine Brust ziehend:

„Du schwörst mir. Ich habe Dich stets wahr befunden. Ich glaube Dir! Julie, Julie, Du erleichterst mein Herz. Verzeih mir meine Zweifel — man ist ein schwacher Mensch —"

„Schwächer bist Du, als ich gedacht hätte," sagte Frau von Weyher. „Die Bosheit jenes Menschen ist so klar, so

einleuchtend — wenn auch nicht die Mäuler so verdächtig wären, aus welchen das Gift geflossen, man müßte ihren teuflischen Plan durchschauen! Wir sind so fest verbunden, so treu, durch viele, viele Jahre! Man konnte uns nirgend beikommen — nur dies Eine konnte die Niederträchtigkeit erfinden, die mein Dasein an der Wurzel angreifen und zugleich Dich mir entreißen wollte! Nur der Verdacht, daß Veronica nicht Dein Kind, konnte Dich mir abwendig machen! Dich überrascht, Dich bestürzt es, begreiflicherweise! Ich weiß nicht, wie mir wäre, wenn ich es zum ersten Mal gehört hätte. Ich aber bin vorbereitet. Meine elende Schwester und ihr Mann haben ähnliche Aeußerungen oft genug hingeworfen, daß ich nun nicht mehr staune. Hätten wir der Bande den Brocken, an den sie gewöhnt war, hingeworfen, dies Alles wäre nicht geschehen."

„Du magst Recht haben," sagte der Domherr. „Dieser Burda," fuhr er nach einer Pause fort, „ist eine so ungewöhnliche Erscheinung incarnirter Gemeinheit, daß man, wenn man ihn eine Zeitlang vor sich hat, völlig aus der Fassung fällt. Er hätte mich nicht tiefer demüthigen können, als er's gethan, wenn er die Hand gegen mich erhoben hätte!"

„Gott! Gott!" — hauchte Frau von Weyher voll theilnehmenden Bedauerns.

„Und noch würde ich Alles gut nennen, wenn wir fernerhin für immer vor ihm Ruhe hätten. Aber solch ein Mensch, fürchte ich —"

Er konnte nicht seinen Satz beendigen; Blasius trat ein und überreichte Herrn von Bork einen Brief, der ihm aus der Stadtwohnung nachgesendet wurde.

Der Brief, nur wenige Zeilen lang, von Mailand datirt, war von Oskar Wallberg und lautete folgendermaßen:

„Hochverehrter, väterlicher Freund!

In höchster Aufregung melde ich Ihnen, daß ich hier in Mailand eine Persönlichkeit kennen gelernt habe, die ich für den Freiherrn von Weyher, den Vater meiner theuren Veronica, halten muß. Ich habe kaum einen Zweifel mehr darüber. Unglück! Unglück! Er ist ein Vagabund, ein Taugenichts! Die Nachricht, daß der Verschollene wieder

aufgetaucht, dürfte für Sie, für Frau von Weyher, für Veronica von Interesse und von Folgen sein, daher die rasche Anzeige.

Ich bitte um Information über die fragliche Person des verschwundenen Herrn von Weyher, damit ich mich darnach richten kann, denn wahrscheinlich komme ich mit dem Individuum wieder zusammen, das ich nur mit Zähneknirschen den Vater meiner Veronica nennen würde..."

Beide sahen, nachdem sie so weit gelesen, sich wie vom Blitz getroffen an.

Endlich rief der Domherr:

„Das ist ein schrecklicher Tag! Er ist's! Er ist's! Nicht umsonst ist Oskar so alarmirt. Aber ein Hauptschlag wäre es, wenn dieser irrende Ritter mit Burda zusammen operirte. Doch — dieser Gedanke mag ein Spiel meiner gemarterten Phantasie sein! Was meinst Du?"

Statt aller Antwort drückte Frau von Weyher die geballte Hand an die Stirn und wankte an das Sopha hin.

Während diese aufregenden Scenen zwischen Vater und Mutter vorgingen, spielte Veronica ahnungslos Clavier. Das Scherzo aus Beethovens D-dur-Sonate tönte aus dem dritten Zimmer herüber.

Achtes Kapitel.

Handelt von zwei jungen Virtuosinnen.

Ueber „Künstlers Erdenwallen" ist schon in Prosa und Versen unendlich viel geklagt worden. Seit Homer's Zeiten scheint sich eigentlich darin nichts verändert zu haben. Der Musenberg ist einmal ein Grundstück, das bei allem Eifer der Bebauung kein Erträgniß liefert. Der castalische Quell

hat keinen Goldsand am Boden. Und seltsamerweise hat es selbst in den glücklichsten Zeiten des Alterthums nie so von Künstlern gewimmelt, als in unseren prosaisch-industriösen Tagen. Die Unzahl der Menschen beiderlei Geschlechts, welche um jeden Preis Genie haben möchten, soll ganz unerwähnt bleiben, da ihr Unglück das Loos ihres Wahnes und ihrer Selbstverkennung ist. Es giebt der edlen Opfer genug, deren wirkliche Begabung an den Klippen des Lebens scheitert oder doch erst spät, nach schweren Kämpfen, in den Hafen des Erfolges einläuft.

Die Kunst sollte nie nach Brod gehen müssen, sie sollte es schon von vornherein haben, und nicht Brod allein, denn das genügt nicht. Indem sie nach Brod geht, ja es mühsam suchen muß, erfüllt sie sich schon mit einem unreinen, ihrem Wesen widersprechenden Inhalt. Der Geist, der in einer idealen Welt zu Hause ist und sich in ihr frei bewegt, der sollte der Sorge um Haus und Tisch entzogen sein. Aber dem ist selten so. Nur zu oft zieht hinter dem Künstler ein aufdringliches Gespenst, die Sorge, einher und es geht nicht anders, als sich von ihrer tyrannischen Herrschaft von Station zu Station mit der Verzichtleistung auf einen Theil seines Selbst loszukaufen.

Darin liegt eine der Gefahren des Künstlerthums, und diese Gefahren steigern sich noch bedeutend, wenn ein Weib auf dem Boden dieses Berufes die Existenz zu gründen sucht. Das Weib ist nun einmal durch die Natur und die gesellschaftliche Ordnung an das Haus gewiesen. Künstlerin zu sein ist eine Ausnahmsstellung. Einmal zu Schiff mit den Musen gegangen, kann das Weib in der Regel nicht mehr in's Haus zurück. Hat es zum Talent auch noch Schönheit erhalten, so hat es an der letzteren allerdings einen mächtigen Empfehlungsbrief, aber gerade deßhalb sind ihm auch besondere Fallstricke gelegt, welche jugendliche Unerfahrenheit leicht übersieht. Da sind besondere Schutzgeister von Nöthen....

Aus zwei Hoffenstern eines großen Hauses in der Jägerzeile tönt zu den meisten Stunden des Tages Violinspiel heraus. Bald rauscht ein Csardas dahin, bald klagt die Melancholie von Ernst, jetzt erklingt ein hüpfender Satz aus

der Teufelssonate von Tartini. Wer den Csardas hört, der meint, ein wildlockiger Zigeuner führe den Bogen, wer die Melancholie erkennt, der glaubt, Ernst sei wieder da, wer zum Satz aus der Tartini'schen Sonate kommt, der meint, ein Hexenmeister treibe seinen Spuk mit Geistern und lasse ein Dutzend kleiner Kobolde gymnastische Künste auf dem Turnplatz vor dem Geigensteg ausführen. So kräftig ist der Ton, so sicher das Spiel, daß jeder schwören möchte, ein Mann sei der Ausführende; dem ist aber nicht so, zwei Mädchen spielen in dieser Hofwohnung.

Sie heißen Rosa und Emma Stöckler. Rosa, die ältere, ist eine vollendete Schönheit. Sie mag achtzehn Jahre zählen. Ein Zauber ruht auf ihrem rein gezogenen, wenig gefärbten Gesicht, das von herrlich dunkelbraunen Locken eingerahmt ist. Ihr Wuchs ist noch sylphenhaft, ihre Büste wenig entwickelt. Sie hat braune Augen, von langen Wimpern beschattet, und diese Augen blicken eigenthümlich traurig in die Welt. Das ganze Wesen des Mädchens ist einfach, still, anspruchslos. Gegen sie gehalten ist ihre jüngere Schwester mit dem blonden Haar ein rechter Wildfang.

Diese Mädchen sind mit ihrem Vater nach Wien gekommen. Das ist ein kleiner, untersetzter Mann, der mit unruhigen Augen umherblickt und heftig gesticulirt. Er spricht viel. Sein Gesicht ist das verwitterte, sorgenzerwühlte Gesicht eines Mannes, in dessen Kopf Intentionen, Anläufe, Pläne gähren, auftauchen und wieder zerschellen, ohne ihn reicher oder glücklicher gemacht zu haben.

Dieser Mann war Friseur, oder sagen wir Haarkünstler, in einer kleinen Provinzialstadt, in Olmütz. Er hatte musikalisches Talent in seinen Kindern entdeckt und, nachdem er in Büchern und Zeitungen von dem enormen Glück gelesen, welches Künstlerinnen in der Welt gehabt haben, diese zu Virtuosinnen auf der Geige heranbilden lassen. Von dem durchschlagenden Erfolg seiner Töchter überzeugt, hat er, ehe er die Kunstreise antrat, sein bescheidenes Geschäft verkauft und damit gleichsam die Schiffe hinter sich verbrannt. Die Baarschaft, die er nach Wien mitgebracht, war nicht groß, nur sein Vertrauen war riesig. Er sah die Wege seiner Kinder

mit Blumen und Huldigungen gepflastert, er träumte von Kränzen, Einnahmen, Triumphen. Sich selbst hat er zwei Aufgaben zugedacht, er will einerseits Tugendwächter, andererseits Kassirer sein.

Aber vier Wochen in Wien haben hingereicht, den armen Mann in seinen Hoffnungen und Erwartungen schrecklich herabzustimmen. Eine Ahnung und ein Vorgeschmack der tausendfachen Schwierigkeiten und Hindernisse der Laufbahn, auf welche er die Seinigen führt, ist ihm aufgegangen. Die Zeit gehört der Politik und will von Concerten nichts wissen. Umsonst ergießt sich der Mann in Klagen über Louis Napoleon, der eben zu der Zeit den Einfall gehabt hat, die italienische Frage lösen zu wollen, wo er, Stöckler, seine Töchter vorführen will. Seine Geldmittel schmelzen, die Träume von gefüllten Chatoullen schlagen in's Gegentheil um, und voll Bestürzung sieht der Arme, daß er wohl als Tugendwächter vollauf Beschäftigung, aber, worauf es ihm am meisten ankam, als Kassirer keine Verwendung findet.

Kurz, des Mannes Lage ist unhaltbar, und mit Grausen sieht er den Augenblick voraus, in welchem er einen schamvollen Rückzug in die Heimath wird antreten müssen. Ein schrecklicher Weg, dieser Rückzug von der Höhe geträumter Hoffnungen in einen kleinen Laden zu Kamm und Brenneisen.

Eben um die Zeit, wo sich die Dinge so bedenklich gestalten, hat aber Stöckler eine Persönlichkeit kennen gelernt, die ihm von der Glücksgöttin selbst zugeführt scheint, einen sogenannten „Mäcenas," den jungen Fürsten Hugo Kronenburg. Dieser, von der militairischen Carrière zur diplomatischen übergegangen, befindet sich, seitdem die Macht, bei der seine Gesandtschaft accreditirt war, mit Oesterreich brouillirt ist, auf Urlaub. Er ist ein Mensch von den ordinärsten Manieren, aber der Sprosse einer der ersten Familien, und reich, sehr reich. Was ihn zur Diplomatie befähigt, ist schwer zu begreifen, doch man weiß auch, daß sehr hohe Geburt von Talenten wie von Bildung dispensiren. Nicht in den Kreisen politisch geschulter Intelligenz, in den Reihen einer starren, unwissenden, dem Zeitgeiste abgewandten Aristokratie rekrutirt Oesterreich seine Diplomaten, fest überzeugt, daß so „große

Namen" vor Dupirung sicher sind; schließlich wundert es sich jedesmal, daß die Resultate seiner Politik Fiascos sind. Und so ist der junge Kronenburg vorerst Attaché, in Erwartung eines selbstständigen Postens an einem auswärtigen Hofe, der ihm, wenn die Verhältnisse dauern, unmöglich entgehen kann; sein Vater, dessen Name im Lande wie Eulenruf klingt, nimmt ja einen maßgebenden Einfluß auf die Leitung des geistigen Lebens insbesondere und der österreichischen Politik im Allgemeinen.

Fürst Hugo Kronenburg also hat sich, als er eines Tages den Vater mit den beiden bildschönen Töchtern in einem öffentlichen Garten sitzen sah, der Familie höchst herablassend genähert und ist, nachdem er seinen Namen genannt hat, vom Vater mit großer Begeisterung aufgenommen worden. Stöckler ist nicht so dumm, daß er die Motive der Annäherung von Seiten des flotten Cavaliers nicht richtig zu schätzen wüßte, auch nicht so schlecht, daß er die Ehre einer seiner Töchter auf's Spiel setzen möchte, aber — die Verlegenheiten sind groß, ein Mann, wie der Fürst, vermag mit einem Worte mehr in der Welt, als tausend Menschen, einen solchen darf man nicht vor den Kopf stoßen. Stöckler beschloß, aus des Fürsten Begeisterung für Rosa, die dieser bald offen zu Tage treten ließ, den möglichsten Nutzen zu ziehen, dabei aber die Augen offen zu behalten. Inzwischen ließe sich durch den mächtigen Gönner das wirkungsvolle Auftreten der Töchter vielleicht doch ermöglichen.

Die Sache ließ sich anfangs ganz zu Stöckler's Zufriedenheit an. Der Fürst schickte heute ein paar Fasanen, morgen ein Reh, übermorgen einen Korb Veuve Cliquot in's Haus. Er sorgte für die Raucherbedürfnisse des Vaters in exquisiter Weise und war ein unermüdlicher Spender von Theater- und Concertbillets. Gab es hier oder dort etwas zu sehen, so stand sein Wagen bereitwillig zur Verfügung. Er hatte auch bereits die jungen Künstlerinnen gelegentlich musikalischen und literarischen Notabilitäten als vielversprechende Talente vorgestellt. Er verbürgte sich endlich dafür, wofern die Concerte wirklich schon jetzt veranstaltet werden sollten, ein brillantes Auditorium zusammenzubringen.

Auch Hugo Kronenburg war mit dem Anfang ganz zufrieden. Die an Kälte streifende Ruhe der schönen Rosa beirrte ihn nicht. Er erschöpfte sich in Aufmerksamkeiten und sann auf immer neue Mittel, sich den Vater, wie er es nennt, vollkommen abhängig zu machen. Dieser aber fühlte sich der Schlauheit des Fürsten vollkommen gewachsen und hatte auf dem schlüpfrigen Wege, den er in seinen Verlegenheiten betreten, große Fortschritte gemacht. Je mehr er die Leidenschaft des Fürsten wachsen sah, desto erfinderischer wurde sein Kopf, unter allerlei, halbwegs anständigen Vorwänden Geld zu erpressen. Den Fürsten hatte die Bekanntschaft schon viel gekostet; das Einzige, was er davon hatte, war, daß er das Vorrecht genoß, den ehemaligen Haarkünstler „Papa" nennen zu dürfen.

Schon wiegte sich der Fürst in den süßesten Hoffnungen, als er eines Tages, da er zum dritten oder vierten Mal in der Wohnung Stöckler's erschienen war, einen großen Schrecken erleben sollte.

Der Papa redete ihn folgendermaßen an:

„Durchlaucht wissen, zu welcher seltenen Ehre ich es mir anrechne, Sie bei uns zu sehen. Ich bedaure, Ihnen heute sagen zu müssen — ich weiß gar nicht recht, wie ich es vorbringen soll — daß ich Sie bitte, Ihre ferneren Besuche einzustellen. Unsere Wohnung ist eine viel zu kleine und eine derartige, daß wir am wenigsten daselbst so hohe Besuche annehmen können. Unsere Nachbarn auf dem Flur sind unausstehlich neugierige Leute und controliren jeden Besuch, den wir erhalten. Rosa's Ruf kann nur darunter leiden. Es ist auch der jüngeren Schwester wegen. Wir haben nur zwei Zimmer. Es ist unausweichlich, daß oft auch andere Leute zu uns kommen, wenn Durchlaucht sich eben bei uns befinden, und in dieser Welt deutet Niemand solche Besuche auf ehrenhafte Weise."

Der Fürst, durch die ernste Haltung des Papa und den kategorischen Ton seiner Rede verwirrt, biß sich die Lippen und murmelte in einem verlegenen Tone: „Was? Sie geben mir den Abschied? Sie verbieten mir Ihr Haus?"

„Es geht nicht anders! Es geht nicht anders!" sagte

Stöckler, sich gleichsam zwischen Vaterpflicht und Dankbarkeits=rücksichten windend.

Da raffte der Fürst seine Geistesgegenwart zusammen und sagte rasch: „Ich begreife Ihre Gründe — Sie haben Recht! Wenn ich diese überbescheidene Wohnung ansehe — Künstlerinnen sollten allerdings anders wohnen. — Papa — wenn Sie vier oder fünf Zimmer auf dem nobelsten Platze miethen wollten — die Miethe — aber mein Gott, von der Seite sollten Sie mich doch kennen — die Miethe sollte meine Sache sein!"

„Das wäre noch schöner!" rief Stöckler aufbrausend. „Nein, nein, das nehme ich nicht an. Wo denken Sie hin, Durchlaucht!"

Der Fürst stand auf's Neue verdutzt da. Der Vater war edler, als er sich ihn einen Augenblick lang gedacht.

Kronenburg schritt ein paar Mal im Zimmer auf und nieder. Dann sagte er: „Ich habe einen Einfall, einen Ein=fall, der meiner Ansicht nach Alles vermittelt! Wir haben da — in der Nähe der Stadt — in Gollhausen — ein kleines Landhaus. Vor langen Jahren hat meine Mutter da ihre Sommerwohnung gehabt, aber seit so viel reiche Juden hingezogen sind und sich da angekauft haben, mag sie es nicht mehr. Das Häuschen steht seit Jahren leer, zugeschlossen. Seien Sie mein Miethsmann —"

Stöckler konnte es nicht verhindern, daß bei dieser Wendung des Gesprächs eine innere Zufriedenheit durch den strengen Ernst seines Wesens hindurchleuchtete. Es war Zufriedenheit über sein diplomatisches Talent. Er hatte den Fürsten dort, wo er ihn hinwollte. Eben dieses Landhaus mit den ge=schlossenen Jalousieen hatte ihm neulich bei einem Ausflug nach Gollhausen in die Augen gestochen, er hatte gefragt, wem es gehöre, und die heutige Scene war eine Folge der er=haltenen Auskunft.

„Sie vergessen, Durchlaucht," versetzte der Papa, „daß eine Landwohnung, die seit Jahren leer gestanden, allerlei Reparaturen erfordert, die meine Mittel weit übersteigen..."

„Was reden Sie da! Darüber lassen Sie sich keine grauen Haare wachsen!" rief Kronenburg.

„Auch was die Möbel betrifft, hat es seine Schwierigkeiten," fuhr Stöckler fort, entschlossen, eine eiserne Consequenz an den Tag zu legen. „Eine größere Wohnung braucht deren mehr —"

„Auch das lassen Sie meine Sorge sein!" rief der Fürst. „Sie sollen das Häuschen in einigen Tagen nach Ihrem Wunsche eingerichtet finden. Angenommen?"

„Ich weiß wirklich nicht, ob ich den Antrag annehmen darf..." sagte Stöckler, den Zögernden spielend. „Ueber die Miethe haben wir noch gar nicht gesprochen..."

„Nun, das wird sich finden," rief Kronenburg. „Darüber müssen Sie mit unserem Verwalter reden. Aber drücken werde ich Sie nicht, Papa, drücken werde ich Sie nicht!"

Er lachte herzlich.

„Und werden es die Leute nicht bös deuten?" fragte Stöckler.

„Die Leute? Was können die Leute sagen? Das Haus steht leer. Sie ziehen ein, Sie sind Miethsmann. Nun, Papa, ich denke, wir sind einig?"

„Durchlaucht haben sich wieder einmal als echter Kunstmäcen bewiesen, ich denke, ich kann es dankbar annehmen."

Nun hatte Stöckler, was er wollte; noch zufriedener als er war aber der Fürst. Eine sichere Hoffnung auf die schöne Beute stellte sich bei ihm ein.

Um so betroffener waren die Mädchen, als ihnen der Vater kurz vor dem Schlafengehen den neuen Plan und den bevorstehenden Wohnungswechsel ankündigte.

„Vater," sagte Rosa und erhob sich von ihrem Sitze, während ihre sonst so sanften Augen einen beinahe finstern Ausdruck annahmen, „das kann doch nicht Dein Ernst sein, daß wir ein Haus beziehen, das dem Fürsten gehört? Du hast schon zu viel von ihm angenommen! Er benutzt das und nimmt zuweilen mir gegenüber einen Ton an, wie ihn noch kein Mann vor mir angeschlagen. Mancher Blick, manches Wort von ihm scheint mir wie die ärgste Beleidigung —"

„Seltsam!" rief der Vater dazwischen, „mir scheint sein Benehmen stets zuvorkommend und höflich. Wäre es anders, würde ich es nicht dulden. Bedenke aber nur — ein Mann

seines Standes der ist geradeaus, der ist nicht gewohnt, immer Complimente und Kratzfüße zu machen, wie ein armer Schlucker."

„Neulich war er geradezu unverschämt," sagte Rosa.

„Und ich hätte nichts gemerkt? Wie wäre das, mein Kind?"

„Schon längst hatte er allerlei Anspielungen gemacht, daß Du immer in der Nähe seiest, Deine Gesellschaft sei recht entbehrlich. Und als Du darauf zufällig hinausgingst, da faßte er meine Hand und sagte: Rosa, ich bitte Sie, wirken Sie dahin, daß wir doch einmal allein sind!"

„So, und was sagtest Du?"

„Ich sagte, daß das die Schicklichkeit verbiete."

„Nun, das war in der Ordnung. Was meinte er darauf?"

„Er machte plötzlich das wilde, finstere Gesicht, das ihm manchmal eigen, murmelte etwas vor sich hin, stand auf, griff nach Hut und Stock, da kamst Du wieder herein und hieltest ihn zurück. Lange richtete er kein Wort mehr an mich, als sei er böse, und doch hatte ich ihm nichts geantwortet, worüber er beleidigt sein konnte."

„Kind," sagte der Vater, „es mag dies und jenes an unserem Fürsten zu tadeln sein, immerhin ist es ausgemacht, daß er ein Mann von seltener Großmuth ist, dessen Bekanntschaft uns hier in den Augen der Leute gar sehr hebt."

„Seine Großmuth brauchen wir nicht!" rief Rosa mit hocherhobener Stimme. „Und wenn Du sagst, daß seine Bekanntschaft uns in den Augen der Leute hebt — ich weiß nicht — aber mir ist, als sähe die alte Hauptmannswittwe, die gegenüber wohnt, mich ganz anders an, seitdem sie den Fürsten hier eintreten gesehen..."

„Da haben wir's! Alte Weiber! Und ihre Blicke, ihre Meinungen! So viel Verstand solltest Du doch haben, um die Schwierigkeiten einzusehen, die wir hier finden. Ohne Gönner, mit dem Fidelbogen allein —"

„Leider! Leider!" klagte Rosa, während große helle Thränen ihre Augen füllten und langsam die Wangen herabrollten. „O, wie hatte der alte stelzbeinige Bettler Recht!"

„Ja, er hatte Recht," fiel die jüngere Schwester, von den Thränen der älteren ergriffen, ein. „Wir hätten bleiben sollen was wir waren: Bürgermädchen. Da hast Du Künstlerinnen aus uns machen wollen. Ich hatte nie besondere Vorliebe dazu, aber weil die Schwester Rosa so viel Talent hat, ergriff auch ich den Beruf. Du hast immer mit einem Schlage reich werden wollen. Ich wollte mir Alles gefallen lassen, wenn Du wirklich dabei reich würdest, aber —"

Sie war ebenfalls in's Weinen gerathen.

„Wollt Ihr mir Vorwürfe machen?" rief der Vater und fuhr sich wild in die Haare, „weil ich Euch etwas Tüchtiges habe lernen lassen und dafür mein bischen Hab und Gut geopfert? Nun, das fehlte noch! Thue ich nicht mein Möglichstes, um Euch hier Anerkennung zu verschaffen? Denke ich nicht Tag und Nacht darüber nach, wie ich Euch am passendsten vorführe? Ach, ich habe schon den Kopf so voll — wenn auch Ihr noch anfangt, so ist es zum Erschießen!"

Er stürzte zur Thüre hinaus und die Mädchen blieben allein in ihrem Schlafzimmer zurück.

„Du wirst sehen, Rosa," sagte die Jüngere mit leiserer Stimme, damit es der Vater im Nebenzimmer nicht höre, „daß wir gar nicht zum Auftreten kommen. Das Frühjahr ist da, der Krieg vor der Thüre, Niemand denkt an Musik. Denke ich dann an Kronenburg, so sehe ich nichts Gutes herauskommen. Soll das der Vater vor Gott verantworten, was er diesen Menschen hoffen läßt!"

„Hoffen? O schweig, schweig!" rief Rosa mit einem Anfall plötzlichen Entsetzens, daß sie vom Kopf bis zur Zehe zusammenschauderte.

„O, wir sind ein paar rechte Unglücksschwestern!" jammerte die Jüngere mit thränenerstickter Stimme und umschlang die Schwester mit beiden Armen. Was weiter in ihnen vorging, verrieth kein Wort, aber die Köpfchen blieben aneinander gelehnt, die Arme umfaßten sich, als solle Eine die Andere verlieren oder als wollten sie sich gegenseitig stützen in einem großen Gram. Sie sprachen nicht mehr, aber sie weinten noch lange. Was ist entsetzlicher für brave, ehrenhafte Kinder, als den Glauben an die Redlichkeit und den sittlichen Werth

ihrer Eltern verlieren! Schon mit dem ersten Zweifel entstellen sich Züge, die man bisher verehrt, und wie soll das Herz lieben, wo es zu achten aufgehört? Solch ein Erkenntniß kann einen Mann für's Leben ernst machen; ein zartfühlendes Mädchenherz droht es zu brechen.

Neuntes Kapitel.

Gewährt einen schüchternen Einblick in die Welt der „Societät“.

Kronenburg hatte keine Ahnung von der häuslichen Tragödie, welche sein Erscheinen in der Familie Stöckler zur Folge gehabt, eine Tragödie, in welcher der Vater nur scheinbar eine groteske, in der That aber eine unheimliche Rolle spielte. Das spröde, fremde, kalte, vor ihm zurückweichende Wesen des Mädchens erschien ihm nur als Befangenheit, die bald schwinden würde. Da er den Vater für sich hatte, was konnte fehlgehen? Er überwachte die Instandsetzung des Landhäuschens, fuhr öfter hinaus, sie zu beschleunigen und war keinen Augenblick in Zweifel darüber, daß ihm Alles in nächster Zeit gelohnt werde.

Da inzwischen bei der Fürstin Hohenstein eine größere Soiree in Aussicht stand, wirkte er dahin, daß sich die Schwestern dabei producirten. Dies wäre, meinte er, ein kleiner Ersatz für das Concert, dem jetzt mit Hinblick auf die Ungunst der Zeit allgemein widerrathen wurde. Die Kinder in einem hocharistokratischen Kreise vorgeführt zu sehen, war endlich ein Schritt vorwärts, eine vielverheißende Aussicht. „Endlich! endlich!“ rief Stöckler und rieb sich die Hände.

Die Schwestern hätten am liebsten auch das Unverfänglichste, wenn es ihnen von Kronenburg zukam, abgelehnt,

aber hier ging das nicht an, seine Bemühung war wirklich Dankes werth. So konnten sie auch nicht, als der Abend herankam, weder den Wagen zurückweisen, den der Fürst schickte, noch die Bouquets aus seinen Treibhäusern. Zwei prachtvolle Roben, die eine Woche zuvor aus der ersten Modehandlung bei ihnen abgegeben worden waren, hatten sie bereits — natürlich ohne Wissen des Vaters — zurückgehen lassen.

Papa hatte keine Einladung und durfte nicht mitgehen; schüchtern und zaghaft stiegen die Mädchen allein das ungeheure, in einen Garten verwandelte Stiegenhaus hinan. Endlich standen sie auf einer weiten Terrasse, die einem beleuchteten exotischen Walde glich. Die Wände waren hoch hinauf mit Camelienstöcken bekleidet, farbige Laternen funkelten allenthalben, Diener in blauen silbergestickten Livreen, langen Westen, Kniehosen und Schnallenschuhen nisteten, Papageien ähnlich, schaarenweis unter den Palmen und Araucarien. Einer von ihnen geleitete die Schwestern in einen Salon, wo eine ältliche Dame — nicht die Fürstin — vor allerlei Kesseln und Kannen und Vasen von funkelndem Silber hantierte. Ein kurzes Wort, ein Nicken des Kopfes, und schon wieder hatte die ältliche Dame vor lauter Befehlen an die Diener keine Aufmerksamkeit mehr für die Mädchen übrig. Scheu drückten sie sich in eine Ecke — die eine hatte die Hand in die Hände der andern gelegt — und blickten in den, nur durch zwei offene Flügelthüren getrennten Saal, dessen glänzende, mit Stuck bekleidete Wände und bis an die Decke steigende Trumeaux das Licht der Girandolen tausendfach zurückwarfen. Ein Gewühl von Herren, in besternten Fracks und glänzenden Uniformen, und geputzten Damen zog wie das Bild einer Wandelgallerie an ihnen vorüber, ein gedämpfter Lärm von hundert zu gleicher Zeit sprechenden Menschen, dann und wann von einem lauteren Lachen oder Ausruf unterbrochen, kam herüber...

Die beiden schüchternen Kinder waren eine ganze Weile so dagestanden, als ein blasser junger Mann in schwarzem Frack an sie herantrat.

„Ich vermuthe," redete er sie an, „in Ihnen das interessante

Schwesterpaar zu begrüßen, das sich heute produciren wird. Ich bin so frei, mich Ihnen als College vorzustellen, der gleichfalls herbeigerufen worden ist, um diese Gesellschaft dort, die sich schrecklich ennuirt, ein bischen zu zerstreuen. Ich bin Pianist und heiße Weißborn."

Die Schwestern freuten sich der Ansprache, der junge Mann fuhr fort:

„Sie fühlen sich fremd und einsam hier, ich sehe es Ihnen an, Sie würden sich hier auch fremd und einsam fühlen, wenn Sie jahrelang in Wien gelebt hätten. Wir sind für die Gesellschaft, aber wir gehören nicht zu ihr. Trösten wir uns darüber, so gut wir können! Man läßt uns unbeachtet und wird uns rufen, wenn man unser bedarf; das gehört so zur eigenthümlichen Sclaverei der Kunst..."

„Ach," seufzte Rosa, „wenn wir gewußt hätten, daß es so ist..."

„Wären Sie nicht gekommen? Sagen Sie das nicht. Wir dürfen unsere Ansprüche nicht so hoch spannen. Was sind wir am Ende? Musiker, Leute, die aus Saiten von Darm oder Metall Töne zu locken verstehen — also etwas ganz Geringes! Dieser hochgeborene Kreis verhielte sich noch gegen ganz andere Leute renitent. Man könnte Columbus, Beethoven, Uhland sein — diesen Leuten wäre man doch nicht ebenbürtig. In diesem selben Saal erschien vor einigen Jahren, als die auswärtigen Mitglieder der kaiserlichen Akademie in Wien versammelt waren, ein Astronom von europäischem Ruf und stand eine Weile ohne Handschuhe da. Die Fürstin ließ ihm durch einen Diener ein Paar neue Handschuhe auf einer silbernen Platte reichen. Aber da war sie an den Unrechten gekommen! Der Gelehrte — er war ein Preuße — zog das Portemonnaie hervor und legte einen Gulden auf die Tasse. Dann aber erzählte er laut lachend, wie er in der Eile einen weißen und einen dunkeln Handschuh ergriffen — da sei er lieber in bloßen Händen wie als Harlekin erschienen... Nun aber lassen Sie uns in den Saal treten, denn hier werden Sie doch nicht bleiben wollen? Gottlob, unsere Handschuhe sind tadellos!"

Die Schwestern folgten der Aufforderung ihres neuen

Bekannten, hielten sich aber scheu in einer Ecke. Der Pianist sprach in seiner herben Weise noch eine ganze Weile fort, bis das Gespräch auf die Compositionen kam, welche die Schwestern mit Vorliebe vortrugen. Weißborn erbot sich, bei vorkommenden Fällen am Piano mitzuwirken, was den Schwestern nur äußerst erwünscht sein konnte. Die Art und Weise des Künstlers war so offen und natürlich, daß Beide ein Vertrauen zu ihm faßten, als ob er ihnen schon seit Jahren bekannt wäre.

Inzwischen war Fürst Hugo im Gewühl aufgetaucht. Er trug die Uniform des diplomatischen Corps, mehrere Decorationen auf der Brust. Die Hände auf dem Rücken, mit weit zurückgeworfenem Kopf, den Zwicker auf der Nase, wandte er sich nach allen Seiten, es war sichtlich, daß er Jemand suche.

Rosa hatte sich noch tiefer in ihre Ecke zurückgezogen, doch schon hatte der Fürst sie gesehen und eilte herbei.

„Wie eine verlorene Stecknadel such' ich Sie überall!“ rief er schon von Weitem. „Ich glaube gar, Sie verbergen sich vor mir? Kommen Sie, kommen Sie, wir wollen eine Promenade durch die Säle machen.“

Er bot ihr den Arm und sie mußte ihn annehmen.

„Sie sehen heute wie ein Engel aus!“ begann er. „Wenn ich nicht schon sterblich in Sie verliebt wäre, heute müßte ich's werden. Diese Augen, diese blumenbekränzte Stirn, diese Lippen, dieser lilienweiße — ach, es ist Alles wunderschön, schön, um Himmel und Erde zu vergessen... Nun runzelt sich Ihre Stirne wieder und Ihr Auge blickt finster! Verzeihen Sie, ich will von Anderem sprechen. Wie gefällt's Ihnen hier? Etwas steifleinen, rococo, langweilig, nicht wahr? Auch ich säße lieber bei Ihnen im trauten Kämmerlein, als daß ich hier in diesen kalten Prachtgemächern herumspazierte. Nur Eins gefällt mir, daß der Papa nicht hier ist, der Unvermeidliche, der Unabwendbare, der — guten Abend, Gräfin! Eine Tante von mir, wandelnder Gemüse- und Rosengarten, einst lustig, jetzt fromm, Tugenddromedar, Blaustrumpf. Lernt Latein, um den Thomas a Kempis in der Ursprache zu lesen, natürlich bei einem jungen Semi-

naristen. Und hier — in Heidelberger Faßdimensionen, die alte Wallhof! Guten Abend, noch in Wien, Baronin? Noch nicht bei Freund Thieboldsegg in Kraßnitz? Pardon, ich vergaß, daß ihm Doctor Bach eine Kur in einem ausländischen Bade verordnet hat! Ich fürchte aber, der Mann ist incurabel und kömmt nicht mehr auf. — Wer das ist, fragen Sie? dieser General? Graf Clam, eben auf dem Punkte zur Armee abzugehen. Genialer Feldherr, der sich bereits bei Custozza ausgezeichnet. Der wird der Spada d'Italia und dem Abenteurer von Boulogne zeigen, was wahre Kriegskunst ist! Doch wovon sprach ich? Vermuthlich von meinem Herzen. Sie behandeln mich gar zu grausam. Darf ich hoffen, daß es besser wird? Daß diese Nordpolkälte, diese wahrhaft sibirische Temperatur ein Ende nehme?"

So, als geistreicher Stallknecht schwatzend, mit lauter Stimme und in kurzen Sätzen bald Liebeserklärungen hervorschleudernd, bald dazwischen Bekannte grüßend und Bemerkungen über sie hinwerfend, ohne Rücksicht, ob sie Der oder Jener höre, war der Fürst, Rosa am Arm, mehrmals durch die Säle spaziert. Rosa war, als sich immer mehr Augen auf sie richteten, als würde sie geschleift. Sie fühlte sich wie erlöst, als das Piano unter Weißborn's Händen erklang und die Gesellschaft einen Kreis um den Vortragenden schloß. Jetzt mußte auch ihr geräuschvoller Begleiter verstummen.

Ein sinniges Notturno, ein bizarres Capriccio waren erklungen und verklungen, Weißborn hatte sich als ein seltener Meister gezeigt, nun kam die Reihe an die Schwestern. Das erste Stück, das sie vortrugen, war ein Duett, das ihr alter Lehrer eigens für sie componirt, ein Werk nicht eben von sonderlichem Kunstwerth, aber wohlgeeignet, die Uebereinstimmung ihrer Instrumente und dabei das jeder der Schwestern eigenthümliche Talent zu zeigen. Beide waren gleichsam Eins und stellten doch zwei Seiten eines Wesens dar: die Eine decidirter und herber, die Andere weicher, sympathischer, im Leben wie im Spiel. Jetzt fuhren ihre beiden Bogen, als wäre es ein einziger, in reinem Einklange dahin, jetzt wetteiferten sie im zweistimmigen Satze miteinander, die Eine eigensinnig

Schwierigkeiten herausfordernd und mit ihnen spielend, die Andere weicher und seelenvoller, ein Arabeskenwerk von idealer Reinheit auf ein Gewebe von Silberfäden stickend.

Still, aber von Rosa's Schönheit wie von einem Himmelsfeuer durchleuchtet, saß indeß Weißborn in einer Ecke und lauschte. Er wußte nicht, was er mehr bewundern solle: das technisch vollendete Spiel, den seelenvollen Ton, den künstlerischen Geschmack. Die Composition selbst machte auf ihn einen eigenthümlichen Eindruck. Ihm war, als blicke er von einer alterthümlichen Steinrampe herab in einen Garten. Es war eine wolkenlose Nacht, das Mondlicht fiel auf kleine regelmäßige Blumenparterres und sorgfältig gepflegte Kieswege und zitterte auf den Fensterreihen vorspringender Gebäude. Aus dem Schatten unter der Steinbalustrade hoben sich zwei weiße Gebilde empor, man konnte sie für zwei Mädchengestalten halten, aber es waren zwei blüthenbedeckte Bäumchen, welche miteinander sprachen. Das eine schmuckloser und farbenärmer, der schlanke Jasmin, wandte sich zur Rose und sagte: Wie zauberisch du bist an Farbe, Gestalt und Duft, wahrlich die Königin der Blumen! — Die Rose antwortete: Du aber bist frischer und kräftiger, lebst immerfort. Wollte lieber weniger Schönheit und ein längeres Leben haben! — Ach ja, sprach der Jasmin, dich liebt Alles! Deine Schönheit ist mit Dornen umzäunt, daß dich fast Niemand ohne blutige Hände anrühren kann, und doch nie sicher. — Nie sicher? Hieher dringen keine Menschen, — wollte die Rose entgegnen, da weht es stärker vom Meere her, Blatt um Blatt der Rose löst sich los — flattert zur Erde — der Traum ist aus!

Die erste unter den hohen Damen, welche aufsprang und die Künstlerin einer freundlichen Ansprache würdigte, war eine junge Frau von großer Schönheit, deren blaue Augen mit der Rabenschwärze ihres Haares eigenthümlich contrastirten.

„Sie sind Meisterin auf Ihrem Instrumente,“ sagte sie zu Rosa, „aber das ist nicht das Einzige und nicht die Hauptsache! Ihr Spiel ist so voll Seele, daß man Sie küssen möchte —“

„O gnädige Frau —“ stotterte Rosa hocherröthend, fühlte aber ihr Herz freudig emporhüpfen.

„Ehe Sie begannen,“ sagte die schöne Frau, „zitterten Ihre Hände, Aengstlichkeit und Unsicherheit waren in Ihren sonst so ruhigen Zügen zu lesen. Als Sie aber die ersten Striche gethan hatten, waren Sie ein anderes Wesen. Man sah Ihnen eine Versenkung des Gemüthes, eine seelische Vertiefung an, wie wenn Sie in die Welt der Töne aufgenommen und darin verschwunden wären, selig, dem Alltagsleben entronnen zu sein. Sie haben eine große, große Zukunft!“

„Sie meinen es so gut mit mir,“ gab Rosa dankgerührt zur Antwort, „daß ich nicht weiß, ob ich mich freuen oder weinen soll. Es ist wahr, daß ich für Musik schwärme und daß mir immer am wohlsten ist, wenn ich bei meinem Instrumente bin. Aber das ist nur, wenn ich für mich selbst spiele. Jetzt, da ich vor der Welt spielen soll, ist mir bange, doch nein, das sagt nicht genug — vor allen Blicken ausgestellt, fühle ich mich so entmuthigt — es ist eigen — aber Sie würden mich schon verstehen, gnädige Frau, wenn Sie in meiner Lage wären —“

„Ich kann mir denken,“ sagte die schöne Frau mit einem auf dem Mädchen theilnahmsvoll ruhenden Blicke, „was in Ihrer Seele vorgeht. Der Concertsaal ist fast ein Theater. Nicht Alle sind dafür geschaffen. Es giebt sensitive Gemüther, die ihr schönstes Gefühl wie entweiht fühlen, wenn sie damit hervortreten sollen...“

Rosa senkte den Kopf und blickte zu Boden, als ob sie sagte: „Das ist's ja, was ich sagen wollte!“

„Wie dem auch sei,“ sagte die Dame, „Ihre Hand braucht vor der Violine nicht bange zu sein. — Wer war Ihr Lehrer?“

„Ich hatte mehrere,“ erwiderte das Mädchen. „Der erste war ein alter Organist, der zweite ein sehr verdienter Künstler. Mein Vater hat überhaupt viel auf unsere Ausbildung verwendet —“

„Ihr Vater, der gewiß selbst musikalisch ist, wird Ihr Talent wohl frühzeitig entdeckt haben? —“

„Mein Vater versteht wenig oder gar nichts von Musik," gab Rosa zur Antwort. „Ich bin selbst darauf gekommen. Es hat so in mir gesteckt — ob zu meinem Glück oder Unglück weiß ich nicht —"

„Das ist das wahre Talent, das selbst auf die Fährte geräth," sagte die Dame lebhaft. „Aber wie gerieth Ihre Vorliebe eben auf die Violine? Ein Mädchen —"

„Ich war acht Jahre etwa alt," begann Rosa. „Damals kam zwei- bis dreimal in der Woche ein alter Musikant zu uns in's Haus, ein Bettler, der ein Stelzbein hatte, der stellte sich immer auf den Hof und spielte dort seine Stücklein. Ich hatte nie Musik gehört, außer auf der Wachtparade, diese aber hatte keine besondere Anziehung auf mich geübt. Sobald ich aber die Geige des alten Bettlers hörte, der eigentlich immer nur altmodische und traurige Melodieen spielte, ließ ich Alles stehen und liegen und eilte in den Hof hinab —"

„Merkwürdig, merkwürdig," warf die Dame dazwischen.

„In dieser Zeit," fuhr Rosa fort, „pflegte ich oft zu unserem alten Organisten hinüberzugehen, dessen Frau mich lieb gewonnen hatte. Dort, über dem Bette hingen mehrere Geigen an der Wand. Eines Tages langte ich eine herunter und bat den alten Grell — so hieß der Organist — mir doch die Griffe zu zeigen, ich wolle ein Stück, das mir nicht aus dem Kopfe gehe, spielen lernen. Ich trällerte es ihm vor. Der gutmüthige Alte lächelte und that mir wirklich meinen Willen. Wenige Tage später wußte ich auch schon die Weise. Nun konnte ich's ich nicht mehr erwarten, bis der stelzbeinige Bettler wiedererscheine. Da hörte ich einmal sein Lied; die Mutter schickte mich hinunter, ihm einen Teller Suppe zu bringen. Während er sich auf einen Stein setzte und die Suppe aß, hatte ich seine Violine zur Hand genommen, that die ersten Striche darauf und trug ihm seine eigene Weise vor. Die großen Augen, halb erstaunt, halb zornig, die er machte, vergesse ich nie! Er bat mich, das Lied zu wiederholen, und ich that es. Der Vater hatte vom Gange zugesehen. Er kam heruntergelaufen und war über meine Geschicklichkeit ganz außer sich. „Morgen sollst Du Violinespielen zu lernen anfangen," rief er und umarmte

mich. Der alte Bettler aber sah finster drein mit seinem unveränderlich mürrischen, runzelvollen Gesicht und sagte: „Es ist ein Mädchen, dem schadet das Violinspielen nichts. Wäre es ein Knabe, so wäre es besser, ihm beide Arme zu brechen!“ Diese sonderbaren Worte haben mich erschreckt, obwohl ich damals nicht verstand, warum. Noch heute, gnädige Frau, klingen sie mir in den Ohren, und ich fange an sie zu verstehen...“

„Sie träumen, seltsames Mädchen —“

„Nein, nein! Mit der Kunst geht ein Verhängniß.“

„Nehmen Sie es für keine Redensart,“ sagte die Dame nach einer Pause, während welcher sie den Sinn der eben gehörten Worte suchte, „nehmen Sie es für keine Phrase, wenn ich sage, daß Sie mir das lebhafteste Interesse einflößen. Wir werden uns wiedersehen. Einstweilen behalten Sie diese Blumen zur Erinnerung an Eine, die Ihnen von Herzen gut ist.“

Sie gab Rosa ihr prachtvolles Bouquet und drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

Die Gesellschaft war in Bewegung gerathen. Auf die schöne Frau, welche so freundlich mit Rosa gesprochen, trat ein junger Mann zu und bot ihr den Arm. Auch Kronenburg stürzte an Rosa heran.

„Ist das der Shawl, der das Recht hat Ihre Schultern zu umhüllen, die eigentlich einen Hermelin verdienen?“ fragte er.

„Ist denn die Soiree schon zu Ende?“ fragte Rosa.

„Jetzt beginnt das Souper, zu welchem wir nicht geladen sind,“ erwiderte Weißborn, „und die Musikanten gehen nach Hause.“

Rosa nahm schweigend das Tuch um.

„Ich bringe Sie in meinem Wagen nach Hause.“

„Danke, Durchlaucht! Der unsrige erwartet uns!“ erwiderte das Mädchen.

„Ihr Wagen? Den lassen Sie nur ruhig nach Hause fahren!“

„Der Vater erwartet uns aber!“ warf Emma darein.

„Was?“ rief der Fürst, „der Vater, der Unglücksmann,

gönnt sich selbst bei Nacht keine Ruhe? Das ist ja der wahre Argus! Ich vereitle es, daß man ihn einladet, da wartet er unten!"

Er brummte verdrießlich barbarische Laute in den Bart.

„Gute Nacht, Durchlaucht!" sagte Rosa, die jüngere Schwester unter den Arm nehmend und sich mit ihr entfernend. „Noch Eins — wer war denn die Dame mit den großen blauen Augen und schwarzem Haar, die zuletzt mit mir sprach?"

„Das war die Greifenstein!" antwortete Kronenburg kurz und verdrießlich.

„Eine Frau, zu welcher man im ersten Moment Vertrauen und Zuneigung fühlt —"

„Ja, trauen Sie nur Der!" sagte Kronenburg. „Eine Erzschlange, eine Erzcoquette — eine — doch was wollen Sie! Zweimal ist sie schon ihrem Manne davongelaufen, zweimal hat sie der arme Tropf wieder zu sich genommen, statt die Hetzpeitsche zur Hand zu nehmen, die ihr gebührte. Jetzt läßt sie sich von einem spanischen Attaché den Hof machen."

„Das sollte man nimmermehr glauben," sagte Rosa in ernsthaftem Tone. „So war wohl der Herr, der ihr den Arm bot, nicht ihr Gemahl?"

„Ha, ha, den sollten Sie sehen!" lachte Kronenburg. „Der dicke Greifenstein und dieser hagere schwarzlockige Hidalgo — das ist ein Unterschied!"

„Seltsam, seltsam!" hauchte Rosa, indem sie die Treppe hinabzugehen sich anschickte. „Gute Nacht, Durchlaucht!"

„Gute Nacht, Fräulein Rosa, gute Nacht, Fräulein Emma! Ihrem Papa melden Sie meinen allerhöchsten Unwillen!"

Er entfernte sich langsam, den Trost seines Verdrusses, die Cigarre, bereits zwischen den Zähnen.

„Der Fürst urtheilt scharf," sagte Weißborn zu Rosa, ihr den Arm bietend. „Die Baronin Greifenstein ist gewiß keine böse Frau und in ihren Liebschaften wohl auch nicht schlimmer als die Anderen ihrer Kaste. Dafür hat sie Eins vor diesen voraus: sie hat Geist. Alle Anderen hätten Ihnen

als Lob Ihrer Leistungen nichts Anderes zu sagen gewußt, als: deliciös! deliciös! Dies verdammte Wort und kein anderes höre ich von ihnen... Doch über den Erfolg dieses Abends können Sie nur froh sein; Ihnen ist ein seltener Triumph zu Theil geworden, Sie haben diese blasirte Gesellschaft wirklich zu einer lebhaften Empfindung hingerissen. Doch da sind wir im Thorweg. Gute Nacht! Sie gestatten mir wohl, Ihnen dieser Tage meinen Besuch zu machen?"

„Wir zählen mit Bestimmtheit auf ihn," erwiderte Rosa, Weißborn die Hand gebend.

Der Pianist entfernte sich.

„Hieher! Kinderchen! Hieher!" rief es in diesem Augenblicke, und der krause Kopf von Papa Stöckler tauchte aus dem Fond eines Miethwagens. „Hieher, Kinderchen, hieher, rasch hinein und die Kleider hübsch in Acht genommen! Die Nacht ist kalt, ich friere jämmerlich..."

Der Wagen rollte davon.

„Nun, wie ist's gegangen? Habt Ihr recht gefallen?"

Die Schwestern sollten nun, noch während der Wagen dahinfuhr, alles haarklein erzählen. Emma, die jüngere Schwester, besonders gesprächig wenn sie allein mit dem Vater, übernahm den Bericht, den Rosa hier und da ergänzte.

„Wollte Euch der Fürst nicht heimbringen?" fragte Stöckler schließlich.

„Ja, Papa, und er war ganz erstaunt zu hören, daß Du uns erwartetest!" sagte Emma.

Stöckler begann zu lachen.

Endlich waren sie wieder in der bekannten Gasse. Der Fiaker hielt, wurde vom Vater mit manchem stillen Seufzer entlohnt und trollte sich langsam fort.

Und nun standen die Mädchen wieder in ihrem engen düstern Quartier, das ihnen nach aller geschauten Pracht doppelt ärmlich vorkommen mußte.

Aber kaum hatte Rosa das Bouquet, das sie von der schönen fremden Dame erhalten, auf ihren kleinen Toilettentisch gelegt, als sie plötzlich nach rechts und links fuhr und ganz erschrocken dreinsah.

„Was giebt's denn?" fragte der Vater.

„Mein Gott, ich habe meinen Ring verloren —" rief Rosa mit gesenktem Köpfchen, den Thränen nahe.

„Da hat man es!" klagte der Vater. „Den Ring mit dem werthvollen Steine? Den Ring des Flüchtlings? Ihr seid doch wirklich wie kleine Kinder, und Du, Rosa, bist um nichts besser als Emma. Wo magst Du ihn denn nur hingethan haben?"

„Ja, wenn ich das wüßte!" seufzte Rosa.

„Aber Du mußt Dich doch besinnen können..."

„Der Ring war mir immer etwas zu groß," sagte Rosa. „Ich bin gewohnt ihn abzulegen, wenn ich spiele — ich habe ihn vielleicht auf dem Piano zurückgelassen. Doch nein — jetzt erinnere ich mich — ich habe ihn noch nach beendigtem Spiel angesehen und mir gedacht: mein Talisman hat mir wieder geholfen. Er kann mir nur auf dem Rückwege abhanden gekommen sein. Ja, ja, so ist's: wir fuhren über die Ferdinandsbrücke. Emma erzählte, ich blickte hinaus. Da ging ein alter Musikus, der in einem Wirthshause gespielt haben mochte, sein Instrument unter dem Arme, eine Weile neben uns her. Der arme College sah so bettelhaft aus; ich griff in die Tasche und warf ihm hinaus, was ich bei mir trug, denn ich dachte: auch Du sollst heute eine Freude haben —"

„Da kann der Ring ebenso gut in den Wagen hinein- wie aus dem Wagen herausgefallen sein!" jammerte Stöckler. „Und ich habe mir die Nummer des Fiakers nicht gemerkt!... Vielleicht lohnte es sich doch, wenn man auf der Brücke nachsähe —"

„O thue das, bester Vater," bat Rosa mit emporgehobenen Händchen. „Thue das, bring mir ihn zurück! Auf der Ferdinandsbrücke war es..."

„O ich geplagter, gehetzter Mann!" klagte der Alte. „Müde wie ein Jagdhund, halberfroren vom stundenlangen Sitzen im Wagen, komme ich heim und muß nun wieder hinaus, das zu suchen, was die Kinder verloren haben! Keine Ruh' bei Tag und Nacht! Es ist zum Verzweifeln!"

Er eilte mit zornig gerunzelter Stirn die Treppe hinunter und in die Nebelluft des aufdämmernden Morgens hinein.

Rosa aber seufzte: „Beim ersten Ausgang in die Welt habe ich meinen lieben Talisman verloren. Ein böses Anzeichen!“

Zehntes Kapitel.

Führt uns zu Bruno Haldenried.

In eins jener hohen, ernstblickenden Häuser der inneren Stadt, welche den eigenthümlichen Charakter alten Wiener Patricierthums an sich tragen, war nach längerer Abwesenheit der Besitzer, Bruno Haldenried, wieder eingekehrt.

Es war ein schöner junger Mann, der am Anfang der dreißiger Jahre stand. In bescheidenen Verhältnissen geboren, war er doch so gestellt und so geartet, daß man ihm ein glatt hinlaufendes Leben versprochen hätte. Dies Horoskop täuschte. Lange war er aus dem Sturm nicht herausgekommen.

Das Jahr Achtundvierzig hatte ihn als Rechtshörer getroffen. Der junge Mann, auf welchen die Augen aller seiner Comilitionen gerichtet waren, trat in die Studentenlegion und wurde Commandant einer Abtheilung. Beschuldigt, am 28. September einen wesentlichen Antheil an der so hartnäckigen Vertheidigung der Sophienbrücke gegen die kaiserlichen Truppen gehabt zu haben, konnte er nur durch die Flucht dem Tode durch Pulver und Blei entgehen.

Der Sturm der Zeit führte ihn nach Ungarn. Hier hatte er als Adjutant Bem's alle Gefechte mitgemacht, bis er beim furchtbaren Kampf von Segeswar verwundet wurde. Er entging dem Tode nur durch ein Wunder. Ein Graben, in welchen der Ohnmächtige hinabgerollt, schützte ihn, während rechts und links die Trümmer des geschlagenen Ungarheeres über Todte und Verwundete dahinjagten.

Seine Reconvalescenz, seine Heilung, endlich seine Flucht durch das militairisch besetzte Land hatten ein volles Jahr in Anspruch genommen. Während er selbst seinen nächsten Verwandten für todt galt, lebte er jetzt im Versteck bei treuen Gesinnungsgenossen, jetzt wieder auf der Irrfahrt, wie ein gehetztes Wild.

Erst jenseits der französischen Grenze hatte er sich für gerettet halten; doch darin irrte er sich. Die Verfolgung ruhte nicht, lügnerische Denunciation war hinter ihm her — es fehlte eine Weile wenig, und er wäre mit Leuten, in deren Kreis ihn der Zufall geführt, nach Cayenne oder Lambessa transportirt worden.

Ein Jahr später war eine Amnestie erfolgt. Bruno war heimgekehrt; doch abermals von einem Netze umstrickt, verfiel er wieder auf ein Jahr der Untersuchungshaft und dem Kriegsgerichte.

Solche ungewöhnliche Schläge, die manchen Andern zermalmt hätten, sie hatten Bruno Haldenried's Charakter nur gestählt. Er war stärker als das Schicksal, das auf ihn loshämmerte. Er war zu edel geartet, um Groll und Bitterkeit lange in seinem Gemüthe zu tragen. Seiner Ansicht nach vertheilte sich die Schuld alles dessen, was sich zugetragen, auf so Viele, daß er kaum einem Einzelnen zu zürnen vermochte. Selbst seine eigenen Verfolger haßte er nicht, sie erschienen ihm eher als verblendete Menschen oder willenlose Werkzeuge. Er bewahrte die Liebe zu seinem Vaterlande treu in seiner Brust und hätte Alles daran gesetzt, es frei, glücklich, stark zu sehen.

Seitdem über die beiden traurigsten Dramen seines Lebens: seinen Proceß vor dem Pester Militairgerichte und den Verlust eines geliebten Mädchens, der Vorhang gefallen, hatte Bruno fünf Jahre Zeit gehabt, von den Schlägen auszuruhen, welche mit hartnäckiger Wuth gegen sein Haupt losfuhren. Dieser Erholung hatte er aber auch dringend bedurft, wenn sein Organismus nicht gebrochen oder doch nicht für immer erschüttert werden sollte.

Höher strebende, auf die Bahn des Ungewöhnlichen gewiesene Naturen kommen nicht durch's Leben, ohne wenigstens

geistige Spuren ihrer Kämpfe und Arbeiten an sich zu tragen. Sie sind ihnen von ihrem vermessenen Berufe auferlegt worden.

So war es bei Bruno. Sein Körper hatte den Angriff, den die tiefsten Seelenleiden bereits gegen ihn begonnen, mit der Zeit wieder zurückgeschlagen. Wer den noch im blühendsten Mannesalter stehenden Freiheitskämpen jetzt wiedersah, würde bei ihm eine sorgenlose Vergangenheit, gewiß nicht solche Stürme vorausgesetzt haben. Seine scharfen und doch mildblickenden Augen ließen nicht errathen, daß sie so oft in hoffnungslosem Schmerz gebrochen waren, und selbst feine Psychologen hätten sich gewundert, wenn man ihnen nach dem ersten Bekanntwerden mit Bruno gesagt hätte, daß auf diesem jetzt so frischen, ja blühenden Gesicht so oft die Blässe des Todes gelagert und so oft auf dieser Stirn der Angstschweiß gestanden. Dafür hatte aber sein Herz, sein Gemüth seine Narben.

Die Rückkehr zur vollen körperlichen Rüstigkeit hatten die fünf letzten Jahre herbeigeführt, die zwar durch keine freudigen Ereignisse, aber auch nicht durch Stürme bezeichnet waren. Seine äußere Lage hatte indeß freilich einen großen Umschwung erfahren.

Vor Jahren hatte Bruno Haldenried noch einen alten Onkel besessen. Das war ein wunderlicher Greis, ein beinahe extravaganter Partisan der Revolution, der, als Bruno als Wiederauferstandener, als Revenant von Achtundvierzig vor ihm erschien, sich gleichsam vom Schicksal selbst berufen meinte, den Neffen für Alles, was er gelitten, zu entschädigen. Der Mann war Millionär. Während ihm der zweite Bruder, Arthur, der als Rittmeister in der kaiserlichen Armee diente, nicht vor die Augen treten durfte, war Bruno sein Schooßkind. Umsonst suchte der Neffe, der seinen Bruder zärtlich liebte, zu vermitteln, zu versöhnen. Als der Alte auf's letzte Krankenlager kam, hatte Bruno, der die Intentionen des Alten kannte, noch für seinen Bruder gesprochen. „Arthur braucht nichts! Für den sorgt der Kaiser!" war der letzte Sarkasmus des ehrlichen, aber halsstarrigen Greises, und

einige Wochen später sah sich Bruno als Universalerbe eines großen Vermögens.

Der erste Eindruck, den dieses Testament auf ihn machte, war ein tief deprimirender. Er flog stracks zu seinem Bruder. „Der Onkel,“ sagte er zu ihm, „hat mich zu seinem Universalerben gemacht, doch gewiß nicht blos darum, weil ich den politischen Weg, der der seinige war, gegangen, sondern vor Allem, weil meine Mutter seine Schwester war. Meine Mutter war aber auch die Deinige, und ich will nicht, daß Du in Deinem Rechte durch die von Krankheit bedingte Gereiztheit des Erblassers verkürzt werdest. Ich biete Dir Theilung an.“

Seltsam genug — Arthur hatte sie abgelehnt. „Ich nehme nichts, keinen Heller!“ waren seine Worte. „Alle Achtung vor dem Alten, der selbst auf dem Todtenbette den Unterschied zwischen Freund und Feind nicht verwischt hat. Nimm es nicht für Trotz, wenn ich Deine Schenkung zurückweise. Für mich sorgt in der That der Kaiser!“

Dies war des Officiers letztes Wort gewesen und jeder Versuch, ihn auf andere Gedanken zu bringen, ein vergeblicher. Die Brüder gingen auseinander.

Bruno meinte, wahre Liebe sei weniger stolz. Er war durch die Weigerung tief gekränkt, schwer verletzt. Als er hörte, daß es seinem Bruder, der in Siebenbürgen lag, nicht zum besten gehe, wandte er sich abermals mit demselben Antrage an ihn. Die Antwort war die bereits bekannte von ehedem.

In Bruno's Gemüth ließ sie einen wunden Punkt zurück, der bei jeder Berührung neu zu bluten anfing.

Seit der Uebernahme der Erbschaft hatte sich Bruno in das bewegteste Geschäftsleben gestürzt und verfolgte gleichzeitig die Aufgabe, seine beiden Güter auf die höchste Stufe zeitgemäßer Cultur zu bringen. Es gelang ihm. Seine Schäfereien in Ungarn lieferten die herrlichste Wolle, seine Zuckerfabriken in Böhmen ein bewährtes Product. Aber wenn er seine Jahresrechnung schloß und sein Vermögen abermals unter dem Einfluß seiner unausgesetzten Thätigkeit gewachsen sah, umwölkte sich seine Stirn. „Kann mich das Alles freuen,“

sagte er zu sich selbst, „so lange mein Bruder nicht mit daran participiren will? Ich habe doch Niemanden auf der Welt, der mir so nahe steht als er!“

Einem Bürger des neunzehnten Jahrhunderts fällt es schwer, sich aller Politik zu entschlagen, selbst dann, wenn man ihr nicht, wie Bruno Haldenried, durch seine Antecedentien verfallen wäre.

Thatkräftige Naturen jedoch können sich nicht auf die Länge mit stummem Aerger über die perverse Regierungsmethode und mit Opposition in geheimem Gedankenaustausch mit Gesinnungsgenossen behelfen. Sie wollen, daß etwas geschehe, und wenn das nicht geht, matten sie sich nicht in ohnmächtigen Anläufen gegen das Unvermeidliche ab. Sie ziehen sich zurück, wechseln das Feld ihrer Thätigkeit, sammeln ihre Kräfte, um, wenn die Lage sich ändert, diese im rechten Momente einzusetzen.

In diesem Sinne kümmerte sich Bruno jetzt weniger, als man hätte glauben können, um Politik. Es hatte sich eine lange Periode der Ermattung hingeschlichen, eine Periode, in welcher, wie er meinte, nur Ordensjäger, Höflinge, Schmeichler der Gewalt sich erfolgreich regten...

Bruno wußte selbst nicht recht, was er bei dieser sich selbst auferlegten Enthaltsamkeit entbehre. Die auftauchenden Vorzeichen, das Auffliegen der ersten Sturmvögel entging ihm. Erst als so zu sagen die Kanonen auffuhren und der italienische Krieg factisch losbrach, thaute seine Stimmung, thaute die Eisrinde mit einem Male auf, ein Alp schien ihm von seiner Brust genommen zu sein und ihm war, wie wenn er dieselbe Morgenluft, in die er als junger Mensch, den Kalabreser auf dem Kopf, hinausgeschritten, dieselbe Luft, die im Jahre Achtundvierzig geweht, wieder mit vollen Zügen athme.

Und doch war sein Enthusiasmus jetzt ein ganz anderer; er galt dem Umschwunge, dem Schein, der am fernen Himmel dämmerte; weiter ließ ihn der in der Schule der Erfahrung geprüfte Geist nicht schweifen. Er hatte ja — und um einen blutigen Preis — gelernt, daß sich die Enttäuschung oft so hart an die Hoffnung reihe und man für einen großen ideellen Erfolg einen kleinen reellen Antheil hinzunehmen

habe, wie wenn sich weit ausgebreitete Lichterscheinungen in ein kleines Stück Meteor-Erz condensirten! Bruno's Vergangenheit war eine solche, in welcher die Jugendkraft eines Menschen entweder geknickt wird, oder um so rascher zur Reife kommt. Er wußte, daß Völker nicht im Fluge und nicht auf ebenem Wege, sondern Schritt für Schritt zur Freiheit gelangen und Stein auf Stein gefügt werden muß, um das Gebäude moderner Staatsinstitutionen zu errichten. Ihm schien es schon etwas, ja sehr viel, wenn aus den unerträglichen Willkürzuständen von heute erträgliche und gesetzmäßige Zustände würden. Dieses bescheidene, aber praktische Ziel war gegenwärtig das Augenmerk seiner vorsichtigen Pläne, die er auf den Ausgang des obschwebenden Krieges baute. Von dem Untergange der österreichischen Herrschaft in Italien war er jetzt schon unerschütterlich fest überzeugt, weniger darum, weil er die Leistungskraft und Befähigung der gegnerischen Armee höher stellte, als aus Ueberzeugung von der Existenz eines gewissen geschichtlichen Fatums, nach welchem die Sache, für welche Oesterreich jetzt kämpfte, seit der französischen Revolution auf allen Punkten, gleichsam vom Zeitgeiste selbst, Niederlage auf Niederlage erlitten habe.

Um diese Zeit war Bruno in Wien eingetroffen. Er saß eben vor seinem Schreibepult, als es klopfte und auf sein „Herein" ein bekanntes Gesicht an der Thüre erschien.

Dies Gesicht war ein verwittertes, von tausend Runzeln durchzogenes, von grauen Haaren umbuschtes; aber wer tiefer in die gescheidten, lebendig funkelnden Augen geblickt und die schöne, interessante Stirn, den freundlichen Mund näher betrachtet hatte, der liebte dies Gesicht.

„Ecce Grauwak!" rief Bruno, auf den Freund zueilend und ihm freudig die Hand schüttelnd. „Du kommst wie gerufen. Ein Blick Deiner scharfen Augen auf dies Blatt läßt Dich die Worte: Theuerster Freund! erkennen, und dieser theuerste Freund bist Du. Ich wollte Dich von meiner Ankunft in Kenntniß setzen und Dich zu einer Conferenz einladen!"

„Nun da bin ich!" sagte der alte Journalist, sich in einen Fauteuil werfend. „Gut zurück aus Böhmen? Was giebt's für eine Conferenz?"

„Ich nehme im Namen der Abwesenden das Wort," begann Bruno, seinen Stuhl näher rückend, „und melde kurz Folgendes: „In Anbetracht der politischen Situation, die so gespannt ist, daß ein Umschlag nicht mehr lange auf sich warten lassen kann, in Anbetracht eines von Allen gefühlten Witterungswechsels, welcher selbst Männer, welche an unserem bisherigen Regierungssystem mitschuldig sind, zwingt, ihre Segel einzuziehen oder anders zu stellen, hat sich bei einem Kreise von Männern die Ansicht festgesetzt, daß bei Zeiten Verfügungen getroffen werden sollten, um beim Wechsel der Dinge gerüstet dazustehen. Man denkt an die Gründung eines großen liberalen und zeitgemäßen Blattes. Eine Persönlichkeit, die selbst nicht gewohnt ist, die Feder zu führen, die aber regen Antheil an der Politik nimmt, von der schnöden Klasse der Capitalisten, aber redlich, voll guten Willens, dabei ein homo novus, möchte von den Mitteln, die ihm ein freundlicher Zufall, sonst auch die gütige Vorsehung genannt, geschenkt hat, eine vernünftige Verwendung machen und wäre entschlossen, die Chancen des Unternehmens zu tragen. Dieser Mann hat die Redaction des neuen Organs Herrn Gustav Grauwak zugedacht und es frägt sich nur, ob dieser etwas spröde Charakter diese Bürde übernehmen wolle?"

Grauwak schmunzelte in sich hinein, zog sich tief in seinen Fauteuil zurück und sagte, nachdem er eine mächtige Wolke von seiner Cigarre weggeblasen, mit gutmüthigem Lächeln:

„Der geehrte Redner hat den Mann von der schnöden Klasse der Capitalisten als einen homo novus bezeichnet. Wofern er unter einem solchen einen sogenannten „Grünschnabel" versteht, scheint mir der von ihm gewählte Ausdruck allerdings richtig."

„Wie ist das zu verstehen?" fragte Bruno mit ernsthafter Miene.

„Kurz so: wenn Du es mit dem Manne gut meinst, wie Du allerdings solltest, da Du ihm sehr nahe stehst, so magst Du ihn bedeuten, daß er gar keine gefährlichere Capitalanlage treffen kann."

„Darüber macht er sich gar keine Gedanken."

„Gut. So bleibt es doch dabei, daß er in Illusionen

lebt. Und was vollends die Wahl des Redacteurs anbelangt —“

„Hör' einmal, Alter, Du scheinst mir allmählich ein rechter Philister zu werden!“ rief Bruno. „Warum wäre ein wahrhaft liberales Blatt in nächster Zeit nicht möglich? Ich sage Dir, daß sich Großes vorbereitet. Ich bin kein Sanguiniker. Aber unter uns kann ich Dir sagen, daß in diesem Augenblicke selbst viele ausgezeichnete Männer über das Programm ihres künftigen Auftretens deliberiren. Ich selbst bin Einer von Denen, die zum Beitritt aufgefordert worden sind. Vorerst kann ich Dir nur mittheilen, daß wir bereits nach allen Seiten darüber einig sind, was wir nicht wollen. Schon das ist ein Schritt zum Ziel.“

„Kein Schritt zum Ziel, ein ganz unnützer Schritt!“ rief Grauwak. „Ich sage nur so viel: je mehr ich über den Umbau Oesterreichs nachdenke, je größere Ungethüme werden meine Scrupel. Das Chaos kann ich mir bei uns denken, eine Form geregelter Freiheit nicht!“

„Mein Gott, das sollte sich bei einigem guten Willen doch finden“ — entgegnete Bruno. „Wenn aber Jeder sich von vornherein abwendet, da geht es freilich nicht.“

„Was mich betrifft,“ sagte Grauwak nach einer Pause, „so konnte ich vor neun Jahren noch ein Blatt in Wien redigiren. Jetzt wäre es mir unmöglich. Ich würde es mit einem einzigen Leitartikel ruiniren. Was ist Schuld? Ist mein Rückgrat weniger gelenkig geworden, um die gehörigen Volten auf der publicistischen Reitbahn auszuführen und über die aufgestellten Hindernisse mit Eleganz hinwegzukommen, oder ist das Alter Schuld, daß sich auf meiner Retina die Dinge so schwarz abschatten? Ich bekenne, daß, wenn ich gleich meine Mitbürger verstehe, ich meinestheils die Sprache verlernt habe, in welcher man von ihnen verstanden wird. Die Presse, welche während dieser langen Reactionsperiode gearbeitet, sie hat, das glaube mir, nicht wenig geleistet! Sie hat, indem sie die Anschauungen einer vergangenen Epoche sorgsam cultivirte und neue Gedanken ebenso sorgsam fernhielt, die Menge allmählich ganz dumm gemacht. Sieh ihn nur an, diesen Oesterreicher, wie ihn unsere Presse allmählich groß-

gezogen hat! Im ganzen Gange der Politik, die seit Jahren in Europa um ihn getrieben wird, sieht er immer nur Perfidie, Intrigue, Verrath, denn Rußland, Piemont, Preußen, Frankreich und selbst Deutschland sind Oesterreichs Feinde. Selbst England, den alten Alliirten, nennt er perfid, weil es ihm keine Garantie für seine italienischen Besitzungen bieten will. Er sieht die Welt gegen sich gekehrt und bleibt dabei, sie liege im Argen und er sei in dieser Welt der einzige Biedermann. Ja, ihm, dem Oesterreicher, ist kein Eigennutz, keine Gewaltthat vorzuwerfen, Oesterreich ist bieder, rechtschaffen, tugendhaft, aber Europa ist eine Canaille. Diese Canaille nimmt es Oesterreich übel, wenn es ganze Völker contumazirt und über Länder einen jahrelang dauernden Belagerungszustand verhängt. Als ob diese Völker nicht Oesterreichs Völker, das Ganze somit einfache Ausübung des Hausrechts sei? Als ob Jemand ein Recht hätte, sich da drein zu mischen? Diese Völker, sagt er, wollen es ja nicht anders haben, und der fatale Zustand, in dem sie sind, hört in demselben Momente auf, in welchem sie auf ihre diversen Sparren, wie geschichtliche Erinnerungen und Nationalität Verzicht leisten. Kehre Jeder vor seiner eigenen Thüre! sagt nun der gute Oesterreicher, und bleibe Jeder zu Hause. Und wenn man ihm einwirft, gerade Oesterreich kehre nicht vor seiner eigenen Thüre, sondern mache Polizei in den deutschen und italienischen Kleinstaaten, so ruft er empört: Das ist etwas Anderes, das geschieht in Folge klarer, unzweideutiger, mit den rechtmäßigen Souveränen abgeschlossener Verträge! In diesem Punkt ist Alles richtig, Oesterreich wandelt den Weg des Rechts, rings herum aber lauern lauter nach fremdem Gute gierige Eroberer...

„So urtheilt der Wiener über die Welt, so sieht er sie an, und mit den Bewohnern der einzelnen österreichischen Kronländer, die er, wenn er beim Weine sitzt, seine „Brüder“ nennt, ist er kaum zufriedener, als mit denen der übrigen Schöpfung. Der Lombardo-Venetianer ist ihm ein offener Empörer, der Magyare ein unverbesserlicher Separatist, der Czeche und Südslave ein höchst zweifelhafter Charakter, selbst der Deutsche in den Grenzprovinzen träumt ihm zu viel von

Nationalpolitik. Als Gerechter in der Welt bleibt somit dem Wiener nur der Wiener übrig — ich sage der Wiener, um kurz zu sein, rechne aber alle Schwarzgelben hinein, welche sich gewöhnt haben, Wien als den Centralpunkt eines einheitlichen und beinahe homogenen Staatskörpers zu betrachten. Dieser eigenthümlich geartete Europäer kann nun gar nicht begreifen, warum, da er doch nur im Sinne des bisher bestandenen Rechtes fortwirkt und fortarbeitet, die übrigen Leute sich gegen ihn auflehnen und mit ihm bald in dieser, bald in jener Sache Händel anfangen? Gewissermaßen hat er auch Recht, sich zu wundern, denn er ist ein braver Mann und für seine Anschauungen, welche einst die der ganzen Welt waren, kann er nichts. Eigentlich aber ist die Sache die: in der neuerungssüchtigen Stadt Europa steht ein altes Gebäude, dessen Fundamente vor einem Jahrtausend gelegt wurden; es ist „zum Doppeladler" beschildet. Seine Flügel von alter, seltsamer Structur, mit den vielen Erkern, reichen tief nach Süden hinab, tief nach Westen hinein. Nun ist aber die übrige europäische Bürgerschaft willens, Demolitionen zum Behufe einer vollständigen neuen Regulirung vorzunehmen, sie verlangt nach Luft und Licht, und das alte Haus steht ihr allenthalben im Wege. Der große Demolisseur Louis Napoleon steht an der Spitze der Baucompagnie. Dieser wendet sich an den Herrn des alten Hauses zum Doppeladler, bietet Entschädigung, hier an Geld, dort an neuem Bauplatz, aber die bloße Zumuthung einer Abtretung empört ihn. Er verlangt, daß die Anerkennung des unverletzbaren Besitzes seines Gesammthauses ein Glaubensartikel sei. Er verlangt es um so mehr, da jeder Umbau das Haus gefährden würde. Manche Mauer ist schon eingestürzt, andere würden folgen. Kurz, das Eigenthum muß unverletzbar sein. Umsonst warnt der oder jener Freund die Familie im alten Hause, sie will nichts hören, und endlich wird zur Expropriation durch den Krieg geschritten! Nun Lamento, unendliche Klage über eine Welt, die von der Gerechtigkeit verlassen ist und in der, allem Anschein nach, der Antichrist, wo nicht gar der Teufel herrscht.

„In solcher Anschauung ist ein ganzes zahlreiches Geschlecht herangewachsen; es will von anderen Gesichtspunkten nichts

wissen. Daß auch die Bedürfnisse der Anderen zu beachten sind, daß alte Rechte und alte Mauern zusammenbrechen, damit ein Neues werde, mag dies Geschlecht nicht hören. Wie es anfangen, um verstanden zu werden? Wie es anfangen, um Licht in eine Athmosphäre zu bringen, die von qualmendem Pech so dick und dunstig geworden ist? Soll man mit einem Cursus über Philosophie der Geschichte und Phänomenologie des menschlichen Geistes beginnen? Der Hausherr duldet ihn nicht, und fände der Cursus auch überhaupt Zuhörer, eigenes gefährdetes Interesse würde sie bald dazu bringen, den Professor zum Collegium hinauszutrommeln. Nur eine Reihe entsetzlicher Schläge und Mißgeschicke wird eine Aenderung in den Anschauungen herbeiführen können."

„Du siehst es schrecklich pessimistisch an!" sagte Bruno, als Grauwak seine lange Herzensergießung zu Ende gebracht. „Alter Präsident des Vereins der Schwarzseher, hoffst Du also auch von der bevorstehenden Katastrophe nichts Gutes?"

„Nichts Wesentliches; ein Factor der Verwirrung fällt weg, die übrigen bleiben. — Zum mindesten wirst Du einsehen, daß man mit einem so kleinen Fond an positiven und einem solchen Ueberschuß an negativen Ueberzeugungen kein österreichisches, vor Allem kein Wiener Blatt leiten kann."

„Das ist wahr!" rief Bruno lachend.

„Stellt mich in jede andere Stadt der Welt, so bin ich in ihr etwas," sagte Grauwak, indem ein schmerzlicher Zug um seine Lippen spielte, „Etwas — ich meine ein Mensch, der in's bürgerliche Leben der Stadt oder des Landes activ eingreift. Hier schließt mich meine politische Glaubenslosigkeit oder vielmehr Heterodoxie, wie ein Verhängniß, von jeder bürgerlichen Thätigkeit aus und ich bin, nachdem ich nicht mehr Journalist sein darf, nur ein Spaziergänger, ein Beobachter und — wenn Ihr es freundlich gestatten wollt — ein Poet. Ich schreibe Romane, wiewohl ich selbst nie einen lese. Ich schriebe Dramen, wenn die Darstellung und die Analyse moderner Zustände auf unserer Bühne zugelassen würde. Von Politik muß ich mich fern halten. Ich mag keine Bäume pflanzen auf einem Boden, auf dem ich voraus weiter nichts erwarte außer Erdbeben. Sitze ich unter Leuten

die über Politik debattiren, und höre ich, was sie noch Alles erwarten — da schleiche ich mich bald fort, wie ein Atheist, der in der Nähe ein paar Deutsch-Katholiken schwatzen hört. Und darum bringe ich auch Dir gegenüber das Gespräch so selten auf Politik. Du nimmst es mir doch nicht übel?"

„Ich überlasse es den Thatsachen, Dich auf bessere Ueberzeugungen zu bringen!" antwortete Bruno, Grauwak's Hand schüttelnd. „Gieb Acht, noch in diesem Jahre wirst Du bekehrt!"

„Gebe der Himmel," rief Grauwak mit Lebhaftigkeit, „daß meine schwarze Weltanschauung recht beschämt werde. Ich wünsche ja nichts sehnlicher, als mich zu täuschen! Doch jetzt genug von Politik. Apropos" — setzte er, sich auf's Sopha hinwerfend, hinzu, indem er eine Cigarre aus dem Etui hervorholte und mit Bedacht anzündete, „hast Du das heutige Feuilleton des Donaureichs angesehen?"

„Soeben im Café, habe aber nicht herausbekommen, auf wen es zielt, wie es mir überhaupt sehr räthselhaft vorkommt, daß ein mit dem Ministerium so liirtes Blatt dergleichen bringt. Ein hoher Geistlicher, der wie ein Chevalier aus der Zeit Louis XIV. lebt, die Dame seines Herzens in einer petite maison beherbergt und das Concordat nur für den niedern Klerus aufrecht erhalten wissen will — wer kann das sein?"

„Es geht auf einen Mann, den Du ja kennst, den Domherrn von Bork!" sagte Grauwak.

„Du hältst das für erwiesen?"

„Daß er damit gemeint, ist nicht zu zweifeln. Die Sache macht auch großes Aufsehen."

„Da hat ein feiger Buschklepper recht aus dem Versteck nach einem Ehrenmanne gezielt!" sagte Bruno. „Thut mir leid, ich achte den Domherrn."

In diesem Augenblicke wurde Graf Mersenburg gemeldet, und ein Fünfziger, von behäbigem Aeußern, trat ein und schüttelte Beiden die Hände.

Die Persönlichkeit des Grafen ließ den Sprossen eines der ältesten und reichsten Adelsgeschlechter nicht erkennen. An seinem Kopfe mit vollem grauen Haar war nichts be-

merkenswerth, als der Ausdruck des Wohlwollens und guter Laune. Nach einem ziemlich lockern, nur dem Genuß geweihten Leben hatte er sich endlich um seinen großen Besitz zu kümmern angefangen, zugleich war plötzlich politischer Ehrgeiz in ihn gefahren. Er war einer derjenigen, die unter Thieboldsegg's Vorsitz die Berathungen in Kraßnitz gepflogen.

„Sie haben wohl," begann er in der aufgeregten Weise, in welcher man etwas Unangenehmes mitzutheilen pflegt, indem er sich neben Bruno niederließ, „meinen nach Ungarn adressirten Brief nicht erhalten? Seit acht Tagen warte ich auf Antwort."

„Erst heute," erwiderte Bruno, „sind mir eine Menge Briefe nachgesendet worden. Ein Brief von Ihnen war nicht dabei."

„O, unsere verteufelte Polizei!" rief der Graf.

„Da Sie diese schmeichelhafte Meinung über unsere Polizei haben," sagte Graumak, „werden Sie wohl nichts geschrieben haben, was den Fang gefährlich macht?"

„Nicht, und doch," sagte der Graf. „Als ich den Brief schrieb, war der Inhalt in meinen Augen unverfänglich; ich wußte nicht, daß unser Kraßnitzer Concil entdeckt und alle Mitglieder desselben der Regierung bekannt seien."

„Ist das so," rief Bruno, „so ist wohl auch mein Antheil an den Verhandlungen bekannt. Fatal — doch nein! Ich habe zu große Stürme bereits überlebt, um noch zu zittern, wenn mein Schiffchen in's Schaukeln kommt. Uebrigens können die nächsten Tage schon so viel Verwirrung, ja Sturm bringen, daß die Regierung es nicht mehr der Mühe werth finden wird, solche Lappalien zu berücksichtigen."

„Vorerst sind wir aber noch nicht so weit," versetzte der Graf mit gerunzelter Stirne. „Vor der Hand ist die Macht noch compact und im Bewußtsein der Gefahr geneigter als je, sich fühlbar zu machen."

„Und wissen Sie was darüber, wie die Regierung hinter die Sache gekommen?" fragte Graumak.

„Verrätherei!"

„Das denk' ich auch!" sagte Bruno. „Im Saale saßen Leute, die den Stempel des Verraths auf der Stirne trugen.

Nur glaubte ich, daß in diesem Falle der angestrebte Zweck und ihr Ehrgeiz die Stelle der Treue vertreten würde."

„Zuerst," fuhr der Graf lebhaft fort, „ist unser Aller Verdacht auf Thieboldsegg gefallen —"

„Der ist's auch!" rief Bruno.

„Nein, nein, dem thäten wir Unrecht. Jemand, auf den wir nie verfallen wären, ist der Verräther: der Domherr von Bork!"

„Der sieht mir nicht darnach aus," entgegnete Bruno. „Auf mich hat dieser Mann stets den besten Eindruck gemacht. Alle Menschenkenntniß müßte mich im Stiche gelassen haben, wenn —"

„Und doch!" versetzte Graf Mersenburg. „Der alte Fürst Kronenburg hat in Gegenwart von zehn bis zwölf Leuten erklärt, Domherr von Bork habe eine Einladung nach Kraßnitz zu kommen erhalten. Er habe sie nicht verstanden. Erst an Ort und Stelle von hochverrätherischen Vorhaben und Plänen unterrichtet, sei er in größter Entrüstung abgereist und habe betreffenden Orts die pflichtschuldige Anzeige gemacht."

„An eine so abgegebene Erklärung," meinte Bruno, „sollte man sich halten können; doch wenn ich bedenke, daß es der alte Kronenburg gesagt —"

„Nein, nein, seine Aussage ist gar zu bestimmt," rief der Graf. „Domherr von Bork ist der Verräther. O diese Kuttenträger! Diese Pfaffen! Wer sich mit ihnen einläßt, ist verkauft! Wir sind nun die Narren und haben ihm Gelegenheit gegeben, noch schneller Carrière zu machen und vielleicht den ersten vacanten Bischofssitz zu erhalten."

„Wenn der Verrath wirklich von ihm ausgeht," sagte Bruno mit bedeutsamem Ernst, „so hat er vielleicht schon seinen Lohn. Heute bringt ein Blatt Notizen über ihn, die geeignet wären, seine ganze Stellung zu erschüttern. Sollten diese Notizen vielleicht schon der Racheact eines der Verrathenen sein?"

„Ich habe schon davon gehört," meinte der Graf, „ich will mir das Blatt verschaffen. Was nun den Zweck meines Besuches betrifft, so ist es dieser: die Bestimmungen in meinem Briefe, falls Sie ihn bekommen sollten, sind null und

nichtig. Die zweite „Verschwörersitzung", die ich Ihnen darin anzeige, fällt weg. Dafür bitte ich Sie, am zweiten Juni bei mir in Mersenburg zu erscheinen. Ich veranstalte da ein kleines Vorparlament, bei welchem Sie durchaus nicht fehlen dürfen. Seien Sie gewiß, daß darin keine Verräther sitzen."

„Ich folge gern Ihrem Rufe," sagte Bruno, die Hand des Grafen schüttelnd, „und bin überzeugt, daß unsere Zusammenkünfte nicht ganz wirkungslos sein können, wenn noch andere der versammelten Herren Ihre Ausdauer besitzen."

„Also auf Wiedersehen," rief Mersenburg, „vorausgesetzt, daß wir bis zum zweiten Juni nicht alle sammt und sonders eingesteckt sind. Der Verrath, ich gestehe es, hat mir sehr unruhige Tage gebracht. Es braucht Uebung, sich als Compromittirter wohl zu fühlen und seinen Namen im schwarzen Buch ohne Schrecken zu lesen. Sie haben in dieser Hinsicht viel vor mir voraus."

Lachend ging der geschäftige Mann bis an die Thüre und fragte dann:

„Wie wäre es, wenn wir Drei heute zusammen speisten? Hotel Munsch, wie neulich?"

„Recht gern!" sagte Bruno. „Gegen Zwei? Ist's Dir recht, Grauwak?"

Grauwak nickte.

„Gegen Zwei? Etwas früh!" sagte der Graf. „Ich habe noch einen Weg zu machen. Ich könnte zwar meinen Diener beauftragen — aber nein, ich gehe selbst."

„Bleiben Sie nur nicht zu lange aus! Sonst knurrt Grauwak," sagte Bruno. „Und was Ihren Gang betrifft —"

„Die Sache ist von keinem Belang," sagte Mersenburg. „Heute lese ich ein Inserat, worin Jemand, der einen Ring verloren hat, den ehrlichen Finder dringend ersucht, diesen Jägerzeile Nummer so und soviel abzugeben. Da nun ich der redliche Finder bin, den Ring aber polizeiwidrig schon seit mehreren Tagen bei mir herumtrage, halte ich es für meine Pflicht, ihn persönlich abzugeben."

Er zog einen Ring aus der Westentasche.

Bruno besah ihn einen Moment, eine mächtige Ueberraschung malte sich in seinen Zügen, dann sagte er:

„Wo haben Sie den gefunden?"

„In der Nähe der Ferdinandsbrücke. Vorigen Donnerstag."

Bruno fixirte das kleine Juwel noch immer, steckte es dann rasch an den kleinen Finger der Linken, für den es wie geschaffen war, und rief: „Der Ring ist mein!"

„Sie scherzen —"

„Nein, nein, er gehörte meiner Mutter!"

„Sonderbar, daß ich dazu komme, ihn gerade Ihnen zu zeigen! Wirklich der wunderlichste Zufall! Doch — ja, ein B und ein H sind da eingravirt... Bruno Haldenried?"

„Bertha hieß meine selige Mutter," sagte Bruno in sichtlicher Bewegung. „Ihr gehörte dieser Ring und er erinnert mich nebstbei an eine der schmerzlich trübsten Epochen meines Lebens. Im Jahre 1853 war ich bei meiner Rückkehr nach Oesterreich verhaftet und der Militairbehörde überliefert worden. Ich saß in Olmütz im Stockhaus. Welche Tage waren das, Freund, welche Nächte! Ich war in ein enges, niedriges, schmieriges Zimmerchen gesperrt, ein schmutziger, von Ungeziefer wimmelnder Strohsack war mein Lager; Tage und Wochen vergingen, ohne daß ich vor einen Richter kam, ohne daß ich nur ahnen konnte, was man mir zur Schuld lege, was man mit mir vorhabe. Ich durfte Niemand schreiben, meine Familie nicht wissen lassen, wo ich sei. Wie ich so täglich um dieselbe Zeit am vergitterten Fenster stand, sah ich zwei kleine Musikantenmädchen zwischen zehn und zwölf Jahren, ihre Instrumente unter dem Arm, durch die öde Gasse gehen. Sie waren so hübsch und zierlich und hatten immer so mitleidvoll zu mir hinaufgeblickt, daß ich fortan nie die Stunde versäumte, zu welcher sie ihr Weg vorüberführte. Und was thun die Kleinen eines Tages? Sie stellen sich unter meinem Fenster auf und bringen mir ein Ständchen, spielen mir ihre besten Stückchen. O Freund, selten noch hat mir im Leben etwas so wohl gethan, selten hat mich noch etwas so gelabt, wie diese Gabe der beiden armen Kleinen, und die Thränen, die mir damals über die Wangen herabliefen, vergesse ich nie. Denken Sie sich nur in die geängstigte, gequälte Seele eines Gefangenen hinein!... Hunderte von Menschen, dachte ich, sind, seitdem du hier bist, durch die öde

Gasse gezogen, haben dein blasses Gesicht hinter dem Gitter gesehen und sind theilnahmlos geblieben, theilnahmlos wie der Profos, der dir die Kanne Wasser und den Topf mit Speise bringt. Diese guten, unverdorbenen Kinder aber haben Mitleid mit dir und schenken dir das Einzige, was sie haben — Töne. Damals zog ich den Ring vom Finger — das einzig Werthvolle, was ich besaß, und warf ihn der älteren der beiden Schwestern hinunter. Nun — da ist er wieder! Durch welche Hände mag er gegangen sein, bis er auf der Brücke verloren ging und von Ihnen aufgehoben wurde! Graf, lassen Sie ihn mir, und die Erinnerung an eine schreckliche Zeit, die er in mir wachgerufen, will ich bei einem heitern Mahl zu verwischen suchen."

Elftes Kapitel.

Handelt von Rosa's Leid und Freud.

Einige Tage nach dem Feste bei der Fürstin Hohenstein hatte die Familie Stöckler das Landhäuschen bezogen, welches der Fürst für sie hatte herrichten lassen. Papa war mit der Wohnung äußerst zufrieden. Er wandelte von Zimmer zu Zimmer, bewunderte die Vorhänge, das Piano, die Spiegel, nahm auf jedem Sopha, jedem Fauteuil Platz: so behaglich war ihm schon lange nicht zu Muthe gewesen. Auf seinem sorgenzerwühlten Gesichte stellte sich ein heiteres Schmunzeln ein: das Schmunzeln eines Mannes, der durch magische Künste den Teufel gezwungen, ihm zu Diensten zu sein, der aber diesen schließlich noch zu prellen gedenkt. Er hatte auch endlich Gelegenheit gehabt, das von ihm so erwünschte Amt eines Kassirers anzutreten: es war ihm am Morgen nach der Soiree ein nicht unbedeutendes Honorar zugesendet worden.

Um so verdrießlicher wurde Kronenburg's Gesicht. Tag um Tag verging, einmal um's andere hatte er sich im Landhause eingestellt, und er sah keinen Lohn seiner Aufmerksamkeiten. Er hatte die Renovirung und Möblirung der Villa mit freigebiger Hand besorgt, auf Geld kam es ihm nicht an, aber es ärgerte ihn, daß er es zwecklos ausgegeben haben sollte. Die schöne Rosa blieb ihm gegenüber dasselbe Steinbild wie vorher, ja es schien ihm, als ob ein noch strengerer Ernst aus ihren Zügen blicke; der Vater hatte es sich noch immer nicht abgewöhnt, dem Fürsten, wenn er kam, Gesellschaft zu leisten. Kronenburg wurde unruhig, noch eine Weile wollte er sich dies Verhalten ansehen, dann aber, wie er es nannte, „andere Saiten aufspannen".

Eines Morgens war er in die Villa hinausgekommen, hatte aber zu seinem größten Verdruß hören müssen, daß Rosa abwesend sei.

„Aber — ich habe doch meinen Besuch angesagt," — rief er mit finster zusammengezogenen Brauen.

„Allerdings" — erwiderte der Papa auf's Geschmeidigste. „Durchlaucht hatten die Güte, und die Mädchen bedauerten auch sehr — aber es findet heute eine Production im Conservatorium statt und da hat Professor Weißborn so sehr in meine Töchter gedrungen, daß gar nicht auszuweichen war. — Ich muß schon bitten, diesmal mit mir fürlieb zu nehmen."

Bei dieser ungeschickten Ausrede mußte der Fürst beinahe glauben, daß man seiner spotte. Er biß die Lippen, trat an's Fenster und trommelte eine Weile an den Scheiben.

Stöckler mußte eines Ausbruchs gewärtig sein. Er war auch bald da.

„Den Papa statt der Tochter, das ist mir freilich ein sonderbarer Ersatz!" brummte der Fürst laut und mürrisch.

„Hm, hm," hüstelte der Alte begütigend. „Durchlaucht sind heut recht schlechten Humors. Wenn ich geahnt hätte —"

„Wenn Sie geahnt hätten?" höhnte der Fürst, sich rasch umkehrend. „Bedarf es dazu eines Ahnungsvermögens? Genügt da nicht der gesunde Menschenverstand? Sie gehen wirklich mit mir um, wie wenn ich der Herr X X, aber nicht Fürst Kronenburg wäre! Ich lasse ein Dejeuner beim eng-

lischen Gesandten im Stiche, verwickle mich in Lügen und Ausreden, fliege hieher — und Sie kommen mir mit: wenn ich geahnt hätte!"

„Aber, Durchlaucht," begann Stöckler unsicher, in der unbehaglichsten aller Stimmungen, „dieser so ganz veränderte Ton eines Mannes, der sich uns bisher immer nur von der liebenswürdigsten Seite präsentirte —"

„Dieser Ton, mein Lieber, darf Sie gar nicht überraschen. Es ist der Ton eines Mannes, der mit Recht darüber empört ist, daß man ihn wie einen Tölpel behandeln will, ja, ja, wie einen Tölpel, wie einen dummen Jungen, wie einen Grünschnabel —"

„Aber, Durchlaucht, ich glaube zu träumen... Ich höre Ihre Worte, aber ich verstehe sie nicht... Liegt es daran, daß ich ein einfacher Mann aus der Provinz bin, der zuweilen einen Verstoß gegen die feine Lebensart begehen kann, ohne es auch nur zu ahnen — ich habe das Bewußtsein, daß wir — die Meinigen und ich — es nie mit Wissen und Willen an der Verehrung haben fehlen lassen, die wir dem Sprossen einer so erhabenen Familie schuldig sind."

Der Fürst hieb indessen mit seiner Reitpeitsche an seinem Beinkleid herum.

„So muß ich denn, lieber Papa," brach es aus ihm roh und barbarisch heraus, „endlich mit Ihnen auf einen Gegenstand kommen, den ich bisher zu berühren vermieden habe. Sie scheinen mich ganz mißzuverstehen. Dafür —" er betonte die Worte sehr laut — „daß Sie mir auf Schritt und Tritt folgen, wenn ich bei Ihnen bin, dafür, daß ich Fräulein Rosa nicht zu Hause antreffe, wenn ich mich bei Ihnen ansagen lasse, und statt einer Unterhaltung mit Ihrer Tochter Ihre Unterhaltung genieße — dafür habe ich nicht so viel Opfer gebracht, das Quartier herrichten lassen, die Möbel bezahlt!"

„Was? Versteh' ich recht?" rief Stöckler.

„Ja, ja, Sie verstehen mich schon. Mir aber scheint, daß Sie mich zum Narren haben wollen. Das soll nicht weitergehen. Einen Kronenburg soll Niemand zum Narren haben, Niemand!"

Er rollte die Augen und machte einige rasche Schritte durch's Zimmer.

„Ich bin wie vom Donner gerührt!“ sagte Stöckler nach einer Pause. „Eine solche Sprache von Ihnen — von einem Manne, der meine volle Verehrung hatte — ich glaube zu träumen, doch nein, es ist mir jetzt Alles klar, die Augen gehen mir auf! Also so ist's von Ihrer Seite gemeint, Durchlaucht? Ja, ich habe Sie mißverstanden! Ich habe Sie für einen Andern gehalten, als sie, wie ich sehe, sind! Es gab eine Zeit, wo die Herren vom Adel wirklich Protectoren der Künste, besonders der Musik, waren. Von dieser Zeit habe ich gelesen. Ich weiß, was Esterhazy für Haydn, was Lichnowsky für Beethoven war. Einen solchen Cavalier glaubte ich in Ihnen verehren zu können. Ich glaubte, das Talent meiner Tochter flöße Ihnen Interesse, Bewunderung ein und Sie wollten etwas für dessen Ausbildung thun. Daß Sie sie aber zur Maitresse haben wollten — das, ja freilich, das ist mir nie in den Sinn gekommen und geht mir noch immer nicht in den Sinn, sonst müßte ich wünschen, daß Sie heute das letzte Mal hier zum Besuche wären!“

Er warf sich in die Brust.

Fürst Hugo war plötzlich stehen geblieben. Die ermüdeten Züge seines gelbblassen, auch in der Ruhe unschönen Gesichts entstellten sich widrig. Seine grauen Augen warfen scharfe, giftigtreffende Blicke auf den kleinen vor ihm stehenden Mann, während er mit überstürzter Eile sagte:

„Das Alles ist schön gesprochen, nur sollten Sie auch Ihre Handlungsweise darnach eingerichtet haben. Sie hätten mich früher nach dem Zweck meiner Besuche fragen und diese edle Sprache zur rechten Zeit führen sollen, ehe ich dieses Landhaus für Sie herrichten und diese Möbel herstellen ließ.“

„Dies Haus verlasse ich — diese Möbel können Sie behalten!“ brauste Stöckler auf.

„Ganz gut! Wie Sie wollen!“ entgegnete der Fürst, „aber ich weiß, daß Sie sich's noch überlegen!“

„Keinen Augenblick!“ rief Stöckler. „Keinen Augenblick! Ich packe heute noch ein.“

„Da will ich Sie nicht länger stören —" sagte der Fürst kurz und kalt und verließ das Zimmer.

Der Fürst war kaum die Treppe hinunter, als Stöckler, der wilde Schritte durch's Zimmer gemacht hatte, plötzlich stehen blieb und auf einen Stuhl niedersank. Die Hände, die kurz vorher noch nach rechts und links gegriffen hatten, als ob sie in aller Eile die Habseligkeiten zur Abreise zusammenraffen wollten, fielen zwischen den Knieen zusammen, der bisher so hochgehaltene Kopf sank auf die Brust herunter.

„Da hab' ich's nun, ich unglückseliger Mensch!" rief er. „Ich kann wieder ausziehen, und ausziehen heißt: halb abbrennen. Wie bringe ich den Zins zusammen? Wo nehme ich die Möbel her? Ehrenhalber muß ich fort aus der Wohnung, wie ich wie im Himmel war! O hätte ich doch meinen Laden nie geschlossen, Wien nie betreten, eine Stadt, die offenbar nur für reiche Leute ist! Ich komme hier immer nur aus einer Fatalität in die andere. Von meinen Hoffnungen erfüllt sich keine, und glänzt mir etwas entgegen, gleich zeigt sich's wieder, daß es nur eine Seifenblase war. Ich muß am Ende gar noch zweifeln, ob die Mädchen überhaupt hier noch zum Auftreten kommen ... Freilich hätte ich hier nie einziehen sollen! Keine Miethe! Ich hätte mir's denken können, wie bald der Fürst, der gemeine, brutale Mensch, sie in anderer Weise einzutreiben kommt! Ich habe gefehlt. Aber — mein Gott, man zeige einem armen Mann, der jeden Kreuzer dreimal ansehen muß, ehe er ihn ausgiebt, ein Landhaus wie dieses, schön und zinsfrei, und frage, ob er noch lange drei Treppen hoch in zwei engen Dachstübchen hausen will? Ich habe den Kerl für dümmer gehalten. Ich dachte: mache Dir nur Hoffnungen, harre zu! Inzwischen kommt das Concert, das erste, zweite, dritte, und auf allgemeines Verlangen das vierte und so weiter. Die Recensenten sind außer sich, die Einnahmen à la Paganini, und nun kann ich sagen: „Herzlichen Dank, mein Prinz, und behalten Sie uns in freundlichem Andenken! Morgen reisen wir nach Paris, von da geht's nach London und von da nach Newyork. Ullmann schließt den Contract für Amerika ab, wir streiten uns nur noch um die Differenz von ein paar tausend Dol-

lars". Wahrlich, so hätte es kommen können, wenn wir nur ein klein bischen Glück gehabt hätten, der verdammte Kerl macht mir nun einen Strich durch die Rechnung! Nun verlasse ich sein Dach. Könnte ich doch die Beleidigungen heimzahlen, die er mir angethan!"

So monologisirte Stöckler. Er hatte, gemein genug, die Schönheit seiner Tochter als Köder hingehalten, während er ihre Unschuld überwachen wollte. Nun hatte der Fürst ihn gezwungen, aus seiner gedeckten Position herauszugehen und Farbe zu bekennen. Es war zu seinen Ungunsten ausgeschlagen.

Bei Kronenburg, der in heftigem Aerger das Zimmer verlassen, hatte sich inzwischen bald wieder ruhigere Erwägung eingestellt. Kaum draußen auf der Straße, sah er die Dinge schon anders an.

„Bin ich ein Diplomat," sagte er, „daß ich die Sache so präcipitire und es auf's Aeußerste ankommen lasse? Ich liebe Rosa. Zieht Stöckler fort, so ist Alles fürderhin zwischen uns aus, sie ist mir so gut wie verloren. Ich war zu brüsk, ich ging zu rasch aus der Protectorrolle heraus — ein großer Fehler! Das Beste ist, ich lenke wieder ein, schließe Frieden und stelle mich in einem besseren Lichte dar. Zuletzt foppe ich ihn doch, den Alten, oder zwinge ihn, das weiß ich!"

Er kehrte um, trat wieder in's Gärtchen und nahm in der Laube Platz.

„Ich sollte doch wissen," sagte er zu sich, „daß man bei solchem im Grunde ehrlichen Bürgervolk nicht so leicht über Grundsätze hinwegkommt. Vater Stöckler gehört zu den Leuten, die man nicht einfach kaufen, sondern zu jenen, die man anführen muß. Ja, ich bin immer zu rasch und will in der Liebe wie beim Steeplechase vorgehen. Ein großer Fehler..."

Da hörte er Schritte auf dem Kies, Stöckler kam in großer Aufregung vorübergerannt.

„Wohin, Stöckler, Sie rascher Mann?" fragte der Fürst und trat aus der Laube.

„Wohin? In die Stadt. Ich wundere mich, Durchlaucht nach Ihren letzten Worten noch hier zu sehen..."

„Sie haben mich wirklich recht mißverstanden,“ begann Kronenburg nach einer Pause. „Kommen Sie her, setzen Sie sich und lassen Sie ein vernünftiges Wort mit sich reden. Sie sind zu hitzig, ich bin zu hitzig, dabei kommt nichts Gutes heraus. Wir würden heute das letzte Mal mit einander reden, wenn ich, der Jüngere, doch nicht etwas mehr Besinnung hätte als Sie!“

Stöckler nahm Platz.

„Vor allem Andern,“ begann Kronenburg, „muß ich sagen, daß es lächerlich von Ihnen ist, zu behaupten, daß ich kein Interesse an dem künstlerischen Streben Ihrer Tochter nähme. Ich nehme im Gegentheil das größte Interesse daran. Ich habe ihr eine Production in einem Kreise ermöglicht, in welchen die ersten Kunstgrößen eingeführt zu werden stolz sind, und glaube, daß dieser erste Schritt die übrigen zweckmäßig vorbereitet. Können Sie sich aber auch wundern, daß man sich in ein schönes Mädchen leichter verliebt, welches von der Natur mit besonderen Talenten ausgestattet ist? Ich bin in Fräulein Rosa verliebt, ich gestehe es und habe es eigentlich nie verleugnet. Was ist dabei? Wollen Sie Jedem die Thüre weisen, in dessen Gesicht Sie Theilnahme oder Bewunderung für Ihre Tochter lesen, blos darum, weil er vielleicht nicht der Mann ist, sie zu heirathen? Ich habe leider gesehen, daß ich auf Fräulein Rosa gar keinen Eindruck mache. Auch Sie könnten das wissen, und das sollte Sie hinlänglich beruhigen. Einen Mann wie mich, der es von anderswoher nicht gewohnt ist, verstimmt das, macht ihn ärgerlich, ein unbedachtes Wort entschlüpft ihm. Ich sagte: Sie überwachten Ihre Tochter auf Schritt und Tritt. Ich sollte eher froh sein, daß, wenn ich komme, Sie gleich herbeieilen, um das Ihrige zur Unterhaltung beizutragen, denn allein mit den Mädchen würde ich nur um so mehr Fräulein Rosa's Kälte spüren. Sie haben da vorhin ein äußerst abscheuliches Wort fallen lassen. Das kann Ihnen nur so entschlüpft sein. Seien Sie nur ruhig und ich will mich gern bescheiden, eine harmlose Protectorrolle weiterzuspielen. —“

Das wirkte; Stöckler's Züge glätteten sich, seine Aufwallung machte wieder der alten Schlauheit Platz.

„Wenn dem so ist —“ sagte er und rückte näher, „dann verzeihen Sie meine Aufregung von vorhin! Ich habe mich in Feuer gesprochen und habe nicht immer die rechten Ausdrücke bei der Hand, wie sie Ihnen jederzeit zu Gebote stehen.“

„Soll das Ironie sein?“ fragte der Fürst. „Wenn ich meine Worte wirklich in der Gewalt hätte, wie Sie sagen, wie hätte ich so sprechen können, wie vor einer halben Stunde? Aber verletzte Eigenliebe, Verdruß, Jemanden fast nie zu sehen, den man gern sieht, lassen Einen oft Dinge sagen, die man gar nicht meint! Ich bin eben ein Hitzkopf, das liegt so in der Familie —“

„Wohlan, dann erkläre ich Alles für ein Mißverständniß!“ rief Stöckler. „Für ein Mißverständniß, an welchem Sie, Durchlaucht, allein die Schuld tragen! Ja, Sie, indem Sie das bedauernswerthe Gespräch damit anfingen, mir vorzuhalten, daß ich meine Töchter in Ihrer Gegenwart nie allein lasse. Ich sollte wissen, daß ein so schlichter Mann wie ich Euer Durchlaucht kein Interesse bieten kann. Aber Mißtrauen war von meiner Seite nicht im Spiel — das ist auch bei einem Mädchen, wie meine Rosa, nicht nöthig.“

„Ich weiß nur allzu gut, daß ich ihr völlig ungefährlich bin!“ rief Hugo mit Humor. „Die Erkenntniß davon fällt Einem zuerst etwas schwer — aber — Sie werden schon sehen, daß ich mich in mein Fiasco mit möglichster Gelassenheit finde. Nun aber — Sie bleiben doch mein Gast?“

„Durchlaucht —“

„Also sagen wir: mein Miethsmann! Seien Sie ruhig! Ich sende schon die Rechnung ein, wenn die Concerte Sie zum wohlhabenden Mann gemacht haben werden!“

„Ja, wenn das bald der Fall wäre —“ seufzte Stöckler.

„Das bleibt nicht aus!“ sagte der Fürst, während alle alten Hoffnungen wieder triumphirend in seine Brust einzogen und sein Gesicht von Befriedigung, den Vater wieder gebändigt zu haben, strahlte. „Das bleibt nicht aus! Und nun,“ rief er, sein Cigarrenetui hervorziehend und dem Alten eine edle Havanna überreichend, „rauchen wir und plaudern wir ein bischen gemüthlicher. Oder nein — ich weiß noch etwas

Besseres! Besiegeln wir die Versöhnung mit einem kleinen Festmahl! Ich eile in's Dorf, die Bestellung zu machen."

Stöckler hatte keine Einwendung vorzubringen und der Fürst flog davon.

Er war kaum aus dem Garten hinaus, als man Schritte und frische Mädchenstimmen vernahm.

„Die Kinder sind's!" dachte Stöckler. „Was man ihretwegen für Sorgen und Auftritte hat, von welchen sie nichts ahnen! Es wettert und donnert und sie schlummern dabei."

Die Schwestern kamen und erzählten, wie sie mit Weißborn das große Trio von Mendelssohn gespielt. Sie waren jetzt noch bewegt davon. Da meldete der Vater, daß Kronenburg dagewesen sei und gleich wiederkommen werde, und der Ausdruck unbefangener Freude schwand rasch von Beider Gesichtern. Rosa verstummte plötzlich, die jüngere Schwester schlang den Arm um sie und sagte: „Vater, Du siehst ja, daß Rosa ihn nicht mag. Kann man denn nicht diesen unausstehlichen Menschen abschaffen?"

Der Vater zuckte die Achseln.

Eine Weile später war der Fürst eingetreten.

Er war heiter wie immer, wenn ein Diner in Aussicht stand.

Endlich mußte ihm doch Rosa's gemessenes, beinahe abstoßendes Wesen auffallen. Sie hatte ihr Ausbleiben nicht entschuldigt und eine Unzahl von Fragen, die er an sie gestellt, nur mit Ja oder Nein beantwortet.

„Sie sehen so unlustig aus," sagte Kronenburg. „Ich glaube gar, Sie bedauern noch immer den Ring, den Sie am Abend, wo das Fest bei meiner Tante statthatte, verloren haben. War er denn gar so werthvoll?"

„Das glaube ich nicht," gab Rosa zur Antwort. „Darnach habe ich nie gefragt. Aber für mich hatte er mehr Werth, als alle meine Schmucksachen zusammengenommen."

„Also ein Andenken von einem Schätzchen?" rief der Fürst lachend.

„Ich habe ihn als Kind erhalten," erwiderte Rosa mit einem gebietenden Ernst. „Tausend kindische Gedanken haben mir ihn theuer gemacht. Alles ist freilich nur Einbildung

und Schwärmerei, aber ich sehe, welch ein schwärmerisches Ding ich sein muß, weil ich mir den Verlust jetzt so sehr zu Herzen nehme. Ich muß mir immer wieder denken, daß es eine Vorbedeutung hat."

„Auch ich habe eine böse Vorbedeutung dabei," warf der prosaische Vater ein, mit einem beziehungsvollen Blick auf den Fürsten, den dieser augenblicklich verstand, „nämlich die, daß Du mich jetzt plagen wirst, Dir einen andern zu kaufen. Nun, ich begreife Deinen Verdruß, Du hattest keinen andern."

„Sonderbar," sagte der Fürst, „daß Niemand von Ihnen daran denkt, er könne noch gefunden werden. Das liegt am nächsten. Er ist ja nicht in's Meer gefallen..."

„Ach Gott, über verlorene Dinge muß man ein Kreuz machen," sagte Stöckler. „Um was zurückzuhoffen, müßte man die Menschen nicht kennen —"

„O, wie wollte ich Dem danken, der mir ihn wiederbrächte!" rief Rosa mit einem Seufzer und raschem Aufblick ihrer schönen Augen. „Doch — ich will es gar nicht zu hoffen wagen! Sie werden sehen, daß ich ihn nicht mehr erhalte. Für solch ein Glückskind halte ich mich nicht!"

„Der Verlust ist allerdings schon mehrere Male angezeigt worden," sagte der Fürst. „Ich habe das selbst besorgen lassen. Da sollte er freilich schon zurückgebracht sein. Es ist wohl das Beste, wenn Sie es betrachten, als ob Sie ihn nie besessen hätten."

„Das ist schwer," sagte Rosa, wie vor sich hin.

„O, es wird gehen!" fuhr Kronenburg fort. „Ich bringe eine Abhülfe. Ich habe nämlich heute einen Ring gefunden — allerdings nur in einem Juwelierladen, der mir würdig scheint, als Ersatz für den von Ihnen verlorenen betrachtet zu werden. Auch ein Smaragd, aber ein ungewöhnlich großer. Ich hätte den schönsten Finderlohn, wenn Sie ihn als Geschenk von mir annehmen wollten!"

Er überreichte Rosa ein kleines Etui.

„Nicht um die Welt, Durchlaucht!" rief Rosa, das Etui ungeöffnet zurückweisend, und obwohl es der Fürst guten Humors noch weiter anzutragen fortfuhr, nahm sie es nicht.

Das war dem Vater zu stark, er konnte seinen stummen Grimm über solchen Edelmuth nicht länger zähmen.

„Aber Rosa," sagte er, „Du wirst doch Seine Durchlaucht, wenn sie Dich so überrascht, nicht beleidigen —"

„Aber auch nicht mißbrauchen!" versetzte das Mädchen mit versagender Stimme, einen erschrockenen und schrecklich beredten Blick auf den Vater werfend.

„O Durchlaucht," rief der Alte, „werden Sie meinem Kinde nicht böse, weil es so launenhaft und eigensinnig ist. Sie wissen nicht, was auch ich von ihr zu leiden habe. Jetzt will sie den Ring nicht, und später —" er wagte nicht fortzufahren, denn er fürchtete ein energisches Dementi aus Rosa's Munde und griff rasch nach dem Etui.

„Ein Prachtstück! Von fürstlichem Geschmack!" rief er, den Ring hervorziehend und ihn an's Licht haltend.

Rosa sah ihn nicht an, sie blickte stumm zu Boden; es kämpfte in ihr, ob sie energische Worte gegen ihren Vater richten, oder sich stumm entfernen solle.

So vergingen ein paar Secunden, in welchen beide Männer ziemlich verlegen blickten.

Schon wollte sich der Fürst wieder Rosa nähern und einen Orkan von Bitten und Betheuerungen loslassen, da klopfte es an die Thüre.

Wüthend bis der Fürst die Lippen.

Ein fremder, hochgewachsener, fein aussehender Mann trat ein.

„Bin ich hier bei Herrn Stöckler?" fragte er.

Rosa wies auf den Vater.

„Sie haben," begann der Fremde, „in mehreren Blättern die Annonce einrücken lassen, daß Ihnen ein Ring in Verlust gerathen. Wäre es vielleicht dieser?"

Er gab Stöckler einen Ring.

„Mein Gott, das ist er!" rief Rosa emporhüpfend. „Ich bin glücklich, aber verlegen, wie ich Ihnen danken soll. Sehen Sie, Durchlaucht, das ist mein Talisman!"

Sie zeigte den Ring dem Fürsten, der während dieser Scene seine Augen wild gerollt hatte.

„Ich danke, ich danke!" sagte Stöckler, zum Fremden ge-

wendet. „Ich glaube nicht wagen zu dürfen, Ihnen einen andern Dank als meinen herzlichsten Händedruck anzubieten," setzte er langsam hinzu.

„Gehörte der Ring Ihnen, mein Fräulein?" wendete sich der Fremde an Rosa.

„Zu dienen."

„Ich bitte, es nicht für Neugier zu halten, wenn ich dann noch eine fernere Frage thue — noch für einen Zweifel, daß ich Sie nicht für die rechtmäßige Besitzerin halte!"

„Das wäre nicht übel!" rief Stöckler barsch dazwischen.

Rosa stand in sichtlicher Befangenheit da.

„Wie ist der Ring in Ihren Besitz gekommen?" fragte der Fremde unbeirrt.

„Sonderbare Umstände —" stotterte Rosa.

Doch der Vater fiel ihr in's Wort:

„Allerdings ging es sonderbar her! Der Ring ist aus dem Nachlasse einer alten Tante —"

„Wie lange schon kann diese Frau gestorben sein?" war die neue Frage.

„Das weiß ich nicht recht!" sagte Stöckler verlegen.

„Mir liegt daran, es zu wissen," versetzte der Fremde.

„Das ist ein wahres Verhör!" brummte Stöckler ungeduldig.

„Wenn Sie das so nennen wollen!" gab der Fremde zur Antwort; „doch werden Sie schließlich finden, daß ich einiges Recht habe, mich näher darüber zu erkundigen!"

„Vater, ich begreife nicht —" sagte Rosa im Tone der Vorstellung und Verwunderung.

„Schweig!" herrschte der Alte sie an. „Ich habe zu reden."

„Dann bitte ich um die gewünschten Erklärungen!" sagte der Fremde.

„Der Ring ist mein!" sagte der Alte entschieden, „und mehr habe ich Ihnen nicht zu sagen!"

„Der Ring war aber auch m e i n!" versetzte der Fremde schärfer, „und die Anfangsbuchstaben meines Namens stehen noch immer da eingravirt."

„Ah!" — rief Rosa mit einem lauten, durchdringenden

Schrei, sich mit beiden Händen an die Schläfen greifend, „ja, ja, das ist Ihr Gesicht —“

Das machte Sensation, besonders bei Kronenburg, der erst Wunderliches vermuthet hatte und jetzt den Liebhaber Rosa's vor sich zu sehen glaubte.

„Sollten Sie sich meiner von irgendwo erinnern, mein Fräulein?“ fragte der Fremde, selber von einer gewissen Bewegung nicht frei.

„Ja, Sie sind es! Sie sind es!“ rief Rosa, „oder ich müßte auch nicht mehr wissen, wie die schwarzen Mauern und die Fenstergitter aussehen. Ich sehe Sie ganz so vor mir wie damals, nur nicht blaß — und so traurig —“

„Und Sie, Sie wären also die kleine Violinspielerin, die dem armen Gefangenen wie ein Engel erschien?“ sagte der Fremde. „Ich wäre so glücklich, Sie wiedergefunden zu haben?“

„Ich bin es!“ gab Rosa mit feucht glänzenden Augen zur Antwort. „Ich bin ganz außer mir, denn ich habe Sie nicht mehr auf dieser Welt vermuthet. So Viele, die dort waren, haben geendet! Und schon so manches Vaterunser habe ich für Ihre Seele gesprochen —“

Die Scene fing an bewegt zu werden; da hielt es Stöckler für seine Pflicht, eine Wendung herbeizuführen. Das in Kronenburg's Augen höchst compromittirende Gespräch hatte ihn von allem Anfang an genirt.

„Sie sind also der gute Freund von Herrn Grauwak!“ rief er dazwischen.

„Sie kennen ihn?“

„Ob ich ihn kenne!“ rief Stöckler, in die größte Cordialität umschlagend. „Er ist ein Freund von mir, und somit sind wir Alle zusammen Freunde. Er hat mir auch von Ihnen erzählt und ich habe an Ihnen unbekannterweise stets das größte Interesse genommen!“

„Herr Grauwak hat ja zweimal bei uns gewohnt,“ sprach Rosa, das Gesicht von freudiger Aufregung verklärt. „Einmal spät im Jahre Achtundvierzig, als ich fast noch ein Kind war, das zweite Mal im Frühling Dreiundfünfzig. Wenige Tage nachdem ich den Ring von Ihnen zugeworfen erhalten, war

er bei uns. Ich weiß es noch deutlich. Wir haben ihm von dem Ringe erzählt und ihm das beschriebene Papier gezeigt, in welches er gewickelt war."

„Ich erinnere mich jetzt, daß er mir davon erzählt," sagte der Fremde, welcher Bruno Haldenried war, im Tone des Nachsinnens. „Ich hatte Sie gebeten, am andern Tage wiederzukommen. Ich hoffte einen Brief schreiben und ihn Ihnen hinabwerfen zu können. Aber wenige Stunden später mußte ich weiter, weiter —"

„Wir kamen, die Schwester und ich, immer wieder vor Ihr Fenster, aber Sie erschienen nicht wieder —" sagte Rosa. „Als wir später von so vielen standrechtlichen Hinrichtungen hörten und lasen —"

„Ach ja, zahllose Mal haben wir dann Ihrer gedacht," sagte Stöckler, Theilnahme heuchelnd. „Doch da wir Ihren Namen nicht fanden, da hofften wir doch, daß Sie durchgekommen seien, Herr Halberschmied..."

„Ich heiße Haldenried," berichtigte Bruno.

„Freilich, Haldenried!" versetzte Stöckler, „ich habe mich blos versprochen."

Kronenburg, dem diese ganze Wiedererkennungsscene, die ihm einen neuen Rivalen zu schaffen schien, überhaupt unangenehm war, riß bei Nennung dieses odiösen Namens die Augen weit auf und fühlte sein Blut kochen.

Sollte ihm denn dieser Gegner immer wieder in den Weg treten!

„Mein Fräulein," sagte Bruno, „ich freue mich unendlich, daß ein seltsamer Zufall Sie den Ring verlieren und diesen in meine Hände fallen ließ. Ich sehe es als eine Fügung an, daß ich Ihnen meinen Dank abstatten darf. Empfangen Sie hiemit den Ring wieder. Sie werden, da Sie mir eine so freundliche Erinnerung bewahrt haben, noch von mir hören."

Er grüßte und ging rasch hinaus.

„Das ist ja ein entlassener Zuchthäusler!" brach es aus Kronenburg heraus. „Wie keck jetzt diese Leute auftreten — ich glaube gar, die denken, ihre Zeit kommt noch?... Nu wartet, wartet! Es wird schon noch besser werden... Wenn

wir nur erst Den an der Seine recht geklopft haben, da werden wir schon noch weiter mit solchen Leuten aufräumen. Nun sagen Sie mir, Stöckler, mit welchen Menschen haben Sie Umgang?"

„Aber Durchlaucht," erwiderte Stöckler ganz verlegen, „politische Sträflinge sind doch nicht zu den eigentlichen Zuchthäuslern zu rechnen..."

„Das sind Märtyrer!" rief Rosa mit stolzem Muthe, indeß ihre Augen aufleuchteten und ihre Wangen ein höheres Roth annahmen.

„Pfui, Sie sind ja eine Demokratin!" versetzte Kronenburg mit bissigem Lächeln.

„Was soll sonst ein armes Mädchen sein," gab Rosa rasch zur Antwort, „welches brav bleiben will!"

Damit verließ sie das Zimmer.

Kronenburg folgte ihrem Beispiele bald, nachdem er sich noch mit Stöckler ein wenig herumgezaust und eine deutliche Anspielung auf Rückgabe des von ihm überbrachten Ringes hatte fallen lassen, da der verlorene gefunden sei.

Aber ein Mann wie Stöckler verstand ihn nicht. Er hatte das Etui schon zu sich gesteckt.

Niedergeschlagen, Wuth im Herzen und Rache brütend stürmte der Fürst endlich zur Thüre hinaus.

Vom gemeinsamen Diner war keine Rede mehr.

Zwölftes Kapitel.

Stellt zwei Diplomaten einander gegenüber.

Die Drohungen, die von allen Seiten gegen das Haupt des Domherrn von Bork losstürmten, hatten den äußersten Grad erreicht. Sein bisher so glückliches Familienleben —

wenn man es so nennen darf — war in Gefahr, zerstört und zerrissen zu werden, aber auch sein Ruf, seine Stellung und seine Priesterehre standen auf dem Spiele, und gleichsam um die Situation noch auf die Spitze zu treiben, hatte zu allem Andern noch die Entdeckung seiner Theilnahme an den politischen Zusammenkünften von Kraßnitz zusammentreffen müssen.

Wie wir bereits aus des Grafen Mersenburg Mittheilung wissen, war er von dem alten Fürsten Kronenburg nicht blos als Theilnehmer, sondern auch als Angeber der „Verschwörung" genannt worden. Das letztere war er nicht, was nach seinem ganzen Charakter selbstverständlich. Es war diese Aeußerung eine Tendenzlüge; einer jener Kniffe, die bei politischen Intriguen mit Vorliebe gebraucht und meist mit Vortheil angewendet werden, lag ihr zu Grunde. Man hatte die Absicht, gerade dadurch, daß man als Verräther eine Person bezeichnete, von welcher ein Verrath in letzter Reihe vermuthet worden wäre, zu frappiren, Mißtrauen unter die übrigen Schuldgenossen zu säen und dem Domherrn durch weitere Anwendung von Zwangsmitteln Geständnisse zu erpressen.

Der feindselige Sinn, den Fürst Kronenburg gegen den Domherrn im Herzen trug, war alt und hatte seinen Grund nicht nur in dem Widerwillen, den ein finster zelotischer Geist gegen einen aufgeklärten und toleranten Priester hegte, er war durch eigenthümliche persönliche Motive, die wir hier erwähnen müssen, geschärft und gesteigert. —

Auf einer Berglehne des fürstlichen Gutes Enzdorf erhebt sich ein Kirchlein, in weiter Ferne sichtbar, welches der Fürst als einen Wallfahrtsort in Schwung zu bringen schon seit Jahren bemüht war. Es befand sich dort ein altes, auf Goldgrund gemaltes Muttergottesbild, welches ein Werk des heiligen Evangelisten Lucas sein sollte. Jahrhundertelang war es, seit dem bilderstürmerischen Treiben der Protestanten in dieser Gegend, unter Steingeröll auf einem Felde gelegen, bis ein Traumgesicht einer frommen Bäuerin den Fundort offenbarte, das Bild mit feierlicher Ceremonie in das Kirchlein zurückgebracht und dort wieder aufgestellt wurde. Die Mutter Jesu, welche nach dem eigenen Eingeständniß der katholischen

Kirche während ihres irdischen Lebens nie das geringste Wunder gewirkt hat, verrichtet deren um so mehr seit ihrem Hingang durch ihre Statuen und Bilder, und auch das Muttergottesbild von Enzdorf hatte sich bald durch mehrere wunderbare Heilungen hervorgethan. Es war darüber eine Zeitlang Vieles zu lesen und von den Kanzeln herab zu hören. Das Emporkommen Enzdorfs als Wallfahrtsort hatte nun von Seiten des Fürsten den Bau einer großartigen Brauerei veranlaßt, welche an den durstigen Kehlen der Wallfahrer eine zwar nur intermittirend fließende, dann aber um so reicher strömende Abzugsschleuße hatte. Doch schon zeigte sich für Enzdorf eine neue Perspective. Aus dem granitenen Steinwürfel, auf welchem das Kirchlein stand, floß, bisher unbeachtet, ein Quell kohlensaurehaltigen Wassers, welches sich gleichfalls in den mannigfachsten Krankheiten als so heilkräftig erwies, daß es nicht unwahrscheinlich war, daß auch diesem das Gnadenbild eine Wirkung zutheil werden lasse.

Als nun einige Wunderheilungen durch das Muttergottesbild von Enzdorf von erzbischöflicher Seite constatirt werden sollten, hatte sich Domherr von Bork mit Herbeiziehung ärztlicher Gutachten gegen diese Wunder erklärt und recht wie der ärgste Rationalist gesprochen. Er hatte die Wallfahrten im Allgemeinen als Beförderungsmittel des Müßigganges und der Liederlichkeit beim Landvolk bezeichnet, denen man steuern müsse, statt ihnen entgegenkommen. Er bezweifelte die Autorschaft des heiligen Lucas bei diesem Bilde. Er hatte sogar in einem Augenblicke der überwallenden Erregung das blasphemische Wort fallen lassen: es scheine, das Muttergottesbild von Enzdorf müsse Wunder verrichten, damit sich die übergroß angelegte fürstliche Brauerei rentire. Dies Wort war dem Fürsten zugetragen worden, und von da an stand der Domherr auf der Liste Jener, welche eigentlich verdienen, zertreten zu werden, und nur am Leben gelassen werden, um das Maß ihrer Sünden vollzumachen, dann aber ihre Strafe zu empfangen.

Diese Geschichte war schon mehrere Jahre alt, aber sie lag unvergessen und unvergeben im Gemüthe des alten rachsüchtigen Mannes. Seit der Fürst zu einem großen Einfluß

am Sitze der Regierung gelangt war, mußte der Domherr immer eines Schlages gewärtig sein.

Herr von Bork hatte einen schweren Stand. Was die Betheiligung an den Kraßnitzer Berathungen anbelangte, so war es unmöglich sich gegen die Intriguen seiner Gegner zu vertheidigen, ohne den wirklichen Theil seiner Schuld an den Tag zu bringen. Aber die Entrüstung, die ihn erfüllte, war doch stärker als alle diese Bedenken. Er war entschlossen, eine Audienz beim Staatsminister zu nehmen und seine Angeber zur Rechtfertigung ihrer Aussagen aufzufordern. Er glaubte es nicht nur sich selbst, sondern vornehmlich seinen heimlichen Alliirten schuldig zu sein, welche ihn bereits mit schriftlichen und mündlichen Anfragen bedrängten.

Da war zu allem Andern im letzten Moment noch ein Zwischenfall gekommen, der die Verlegenheiten, welche ihm bereits die höchsten schienen, noch gipfelte.

Es war dies der auf sein Verhältniß zu Frau von Weyher anspielende Artikel im Feuilleton des „Donaureichs".

Die Sache war gar mysteriös gefaßt, mit allerlei Schleiern umzogen und in Clair-obscur getaucht, dennoch aber demjenigen, der sich dadurch getroffen fühlte, höchst verständlich. Nebenbei konnte Herr von Bork nicht zweifeln, daß der Aufnahme des Artikels in diesem Blatte eine wohlerwogene Absicht zu Grunde liege und die Publication mit Vorwissen des Protectors dieses Journals geschehen sei.

Dies war der Fall; indeß hatte doch der Aufsatz mehrere Hände passirt, und damit verhielt es sich folgendermaßen:

Schon vor Wochen, noch vor Burda's Unterredung mit dem Domherrn, war der Redaction des „Donaureichs" ein Artikel zugekommen, der „Geheimnisse einer Villa" überschrieben war.

Signirt war dieser Aufsatz mit dem Namen Theodor Pante, und ein beiliegender Brief erläuterte, daß der Held dieses kleinen Romans der bekannte Domherr von Bork sei, was mit Documenten, die der Redaction jederzeit zu Diensten ständen, bewiesen werden könne.

Der Artikel erschien der Redaction dieses saldirten Journals, welches fortwährend mit liberalen Allüren täuschte,

recht willkommen. Diese Enthüllungen waren an sich pikant. Die Veröffentlichung eines Aufsatzes, welcher scheinbar gegen Sünden der Geistlichkeit gerichtet war, im Grunde aber nur ein ehrenhaftes Mitglied des Klerus an seiner Ehre schädigte, erschien dem wackern Schmey als ein gelegenes Mittel, der leichtgläubigen Lesewelt seine Unabhängigkeit und seinen Freisinn vor Augen zu führen.

Indeß mußte der erhabene Patron des Blattes, dessen Jupiter maximus, Fürst Kronenburg, von der Sache in Kenntniß gesetzt werden.

Schmey zeigte ihm Artikel und Brief.

Der Fürst war frappirt. Dieser Pfeil traf in's Herz! Die Mittheilung erschien ihm geeignet, die Stellung des Domherrn ernstlich zu gefährden, zunächst geeignet, einen Druck auf ihn zu üben, daß er aus Furcht vor weiteren Consequenzen sich auf Gnade und Ungnade ergebe und Mittheilungen mache.

Der Fürst bedeutete den Redacteur, daß er nichts gegen die Veröffentlichung einzuwenden habe.

Sogleich erhielt Schmey's Factotum Kleinzug den Auftrag, den Aufsatz als Material für seine nächste „Wochenplauderei" zu benutzen.

In der Form wie er, Burda's Kopf entstammt, vorlag, war er nicht zu brauchen.

Auf solche Weise gelangten die Mittheilungen von der Villa Schönberg in die Oeffentlichkeit und machten kein geringes Aufsehen.

Den Domherrn hatte der schwere Ernst der Lage anfangs ganz zu Boden geworfen, es schien ihm unmöglich, allen diesen Schlingen und Fallthüren auszuweichen. Eine Weile schien es ihm gerathen, daß Frau von Weyher mit Veronica sogleich abreise. Als jedoch die erste Betäubung, die Folge des empfangenen Schlages, nachgelassen hatte, war er wieder entschlossen, seine Sache nicht ohne Schwertstreich verloren zu geben. Herr von Vork war eben weder ein schwacher, noch ein geistesarmer Mann, und mit dem Muthe findet sich immer ein Mittel des Widerstandes. So ersann er denn bald darauf einen Ausweg, welcher zwar andere gefährliche Folgen nach

sich ziehen konnte, aber vorerst die brennende Gefahr des Augenblicks, welche um jeden Preis gedämpft werden mußte, zu löschen geeignet war.

Nachdem er seinen Plan entworfen und sein Vorgehen sorgfältig berechnet hatte, war die zuerst beabsichtigte Audienznahme rasch aufgegeben, und er begnügte sich damit, dem Fürsten einen ehrerbietigen, aber entschiedenen Brief zu schreiben, in welchem er sowohl seine Theilnahme an der Zusammenkunft in Kraßnitz zu einem ungesetzlichen Zwecke, als die darauf bezügliche Angeberei zurückwies und die Berichtigung eines seiner Ehre nahe tretenden Irrthums verlangte.

Hierauf war eine kurze und ungnädige Antwort eingetroffen. Der Fürst hielt nicht nur seine Behauptung aufrecht, sondern schleuderte auch die Angaben, die in dem Artikel des „Donaureichs" in verhüllter Form enthalten waren, dem Domherrn als persönliche und directe Anklagen entgegen. Hiermit war die Herausforderung bis an die Schranken des Consistorialgerichts herangerückt.

Als einige Tage darauf vergangen waren, ohne daß ein Brief des Domherrn eintraf, konnte der Fürst sein Erstaunen, daß die Bombe ohne erwartete Wirkung geplatzt sein sollte, gar nicht meistern. Die Verwunderung darüber machte allmählich der Unruhe Platz.

Das Arbeitscabinet — oder sagen wir Büreau des Fürsten — hat eine für den Staat maßgebende Bedeutung. Es ist gleichsam das Hauptquartier des kämpfenden Ultramontanismus und täglich von Audienzsuchenden belagert.

Heute ging der Fürst in seinem Büreau mit finsteren Brauen auf und nieder und ließ keinen der draußen Harrenden mehr vor, denn er erwartete in jeder Minute das Eintreffen seines Leibjournalisten, an welchen er eine Depesche abgesendet hatte.

Endlich kam der Ersehnte.

Strahlend, auf die Menge im Vorzimmer von oben herabblickend, verschwand Schmey im Cabinet. Dort freilich spielte er eine minder stolze Rolle. Der Fürst hatte, trotz seines vieljährigen Verkehrs mit dem Redacteur, jede vertrauliche Annäherung von seiner Seite fern zu halten und jene starre,

menschenfeindliche Grandezza zu behaupten gewußt, welche keine Freunde, nur Diener und Supplikanten kennt. So oft der kleine Schranze vertraulich werden wollte, verstand es der finstere Koloß, ihn mit einem Blick seiner grauen Augen zu terrorisiren und durch eine kurz hingeworfene Bemerkung tief, tief hinabzuschleudern. Der Fürst war eben aus der Schule jenes Mannes, der der Ansicht war, der Mensch fange erst beim Baron an, und es ließ sich nicht sagen, daß er mit dieser seiner Glaubensmeinung rücksichtsvoll zurückhalte.

„Ich habe Sie eigentlich wegen der Affaire mit dem Domherrn von Bork rufen lassen,“ begann der Fürst, als Schmey sich vorgestellt hatte. „Welche Folgen hat der Artikel gehabt?“

„Das Aufsehen war groß,“ gab der Redacteur zur Antwort. „Sämmtliche Journale, deren Liberalismus darin besteht, dem Klerus, wo es angeht, was anzuhängen und dem Concordat alle Uebel, an welchen der Staat leiden soll, beizumessen, haben von ihm Notiz genommen.“

„Ist keine private Anfrage deshalb an die Redaction eingelaufen?“

„Nein, Durchlaucht,“ erwiderte Doctor Schmey. „Wer, außer dem Getroffenen, würde sich regen? Und dieser muß schweigen, so lange er in dem Artikel zwar sein Portrait erkennt, aber nicht seinen Namen darunter liest.“

„Nun aber, was sagen Sie dazu?“ fuhr der Fürst fort. „Ich habe selbst an Herrn von Bork geschrieben und ihm die bewußten Anklagen rückhaltsloser, als der Artikel es thut, in's Gesicht wiederholt. Er kann nicht in Zweifel darüber sein, daß ich die Veröffentlichung in Ihrem Blatte angeregt habe und entschlossen sein dürfte, noch weiter zu gehen. Dennoch schreibt er kein Wort, — erscheint auch nicht! Ich habe fest darauf gezählt, daß er es thun würde.“

„Da muß er einen guten Küraß haben!“ rief Schmey. „Oder wäre sein Schweigen nicht vielmehr das Verstummen eines Menschen, der sich vernichtet fühlt?“

„Wenn dem so wäre!“ rief der Fürst. „Ich will ihn gedemüthigt und gebeugt sehen! Wie ich aber seine Art und Weise genauer kenne, scheint mir nicht Verzagtheit hinter diesem Schweigen zu stecken, und ich bin seit einigen Tagen

in Sorge, ob wir nicht Beide vielleicht von dem geheimniß-vollen Doctor Pante mystificirt worden sind?"

„Ueber diesen Punkt," antwortete der Redacteur, „kann ich Euer Durchlaucht vollständig beruhigen."

„Ei, ei! Was wissen Sie?"

„Ich habe mich genauer erkundigt und erfahren, daß, wer immer auch Doctor Pante sei, die von ihm herrührenden Schriftstücke so gut wie Documente sind, von welchen ich auch ohne vorhergängige Anfragen unbedenklich Gebrauch hätte machen können."

„Es bestätigt sich also Alles?" rief der Fürst mit schadenfroh blitzenden Augen.

„Haarscharf," war die Antwort. „Dies bestätigen auch noch gewisse Papiere, welche mir von derselben Quelle zugekommen sind. Hier sind sie! Die sogenannte Frau von Weyher ist aus Olmütz gebürtig, lebt gegenwärtig in Gollhausen, wo sie schon vor Jahren gelebt hat, und bewohnt das Schlößchen, welches Herrn von Bork gehört. Ihre Tochter Veronica ist ein reizend schönes Mädchen, mit einem Officier verlobt. Es sind ihr von ihrem „Onkel" — er betonte das Wort spöttisch – achtzigtausend Gulden Mitgift versprochen worden. Das Letztere stammt nicht aus Doctor Pante's Enthüllungen, ist aber eine verbürgte Thatsache, für die ich den besten Gewährsmann habe: einen Mitarbeiter meines Blattes, der Alles ausschnüffelt, worüber man ihm Aufträge ertheilt."

„So, so, so!" murmelte der Fürst still aber ingrimmig; er hatte dabei die ihm überreichten Papiere durchflogen. „Das ist ein Priester! Ich werde seinen häuslichen Herd in die Luft sprengen! Es ist gut, lieber Schmey! Thun Sie nichts mehr im Journal. Die Sache kommt vor ein anderes Forum!"

Er entließ den Redacteur mit stolzem Kopfnicken.

Der Eindruck, den das Gehörte auf den Fürsten gemacht, mußte stark sein, denn er murmelte nochmals, im Zimmer auf und ab gehend:

„Das also ist ein Priester! Ein solcher sitzt im Metropolitankapitel und präsidirt im Ehegericht der erzbischöflichen Diöcese! O, wie hat mir doch von jeher eine innere Stimme das Richtige über diesen Mann gesagt! Freigeisterei bei

einem Priester muß diesen folgerichtig zu einem Leben voll Ausschweifung führen..."

Nun beglückte er einen nach dem andern der im Vorzimmer Wartenden mit Audienzen. Diese Wartenden sind mannigfacher Gattung. Aus dem glaubenseinigen Tyrol sind Jesuiten da, die in Böhmen ein Knabenseminar stiften wollen. Diese guten Leute machen nicht einmal Anspruch auf Unterstützung aus dem Staatsfond; sie wollen ihr Institut aus freiwilligen Beiträgen gründen, sie haben schon viel zu diesem gottgefälligen Werke gesammelt. In des Fürsten Augen sind das die Ritter, die gegen den „großen, unsichtbaren Feind, der die jetzige Welt beherrscht," streiten, und er versichert sie seiner Unterstützung. Evangelische Pastoren dagegen, welche um Erlaubniß zur Erbauung einer Kirche und Gründung einer Gemeinde petitioniren, werden kurz angefahren und angewiesen, den Fürsten in dieser Angelegenheit nicht weiter zu behelligen. Zuletzt wird ein Individuum vorgelassen, dem es jetzt schlecht zu gehen scheint, dem es aber bald brillant gehen dürfte: der Entdecker einer originellen und zeitgemäßen Idee ist stets seines Lohnes gewiß. Das in Rede stehende Subject — einst Docent an einer Universität des Auslandes, jetzt als Convertit nach Oesterreich gewandert, — hat den Plan, die Professoren der verschiedenen Lehrkörper in ihrer Wirksamkeit zu überwachen. Das Subject glaubt eine hinreichende Anzahl von Studenten ausfindig machen zu können, welche über die Haltung ihrer Lehrer regelmäßige Berichte einliefern würden. Die Art und Weise, wie sich z. B. die Professoren der Geognosie und Naturgeschichte zur biblischen Schöpfungsgeschichte, die Physiologen und Pathologen zur Frage von der Unsterblichkeit der Seele, die Theologen zum tridentinischen Concil und die Rechtslehrer zu der Nationalitätsfrage verhielten, ist jedenfalls von Interesse. Ersatz der Collegiengelder und das Versprechen künftiger Berücksichtigung würde die jungen Leute zu eifriger Berichterstattung auffordern, das Ganze würde zu einer Epuration des bisherigen Lehrkörpers und zu einer wahren Erneuerung und Verjüngung führen.

Der Fürst gesteht, daß diese Sache einer Berücksichtigung werth.

Nach einer ganzen Reihe von Vorläßen, welche sich maschinenmäßig abwickelten, gerieth der Fürst doch plötzlich in eine gewisse Bewegung, als ihm der Name: Freiherr von Weyher gemeldet wurde.

„Kann eintreten!" sagte der Fürst und nahm in seinem Lehnstuhle Platz, in begreiflicher Spannung, was ihm diese Audienz bringen werde. Doch schon trat der Gemeldete ein, eine hagere, lange, seltsame Gestalt.

Stumm, aber gespannt sah der Fürst seiner Anrede entgegen.

Es war derselbe Mann, der in Hadschi's Café in Mailand dem Obersten Rosen und Oskar Wallberg seine ruhmvolle ägyptische Laufbahn erzählt hatte. Er unterschied sich aber von Jenem, der damals in sehr defecter Toilette daherging, durch einen neuen, wahrhaft eleganten Anzug. Sein Rock, dessen oberstes linkes Knopfloch das Bändchen des unvergeßlichen Gönners Feth-Ali-Khan schmückte, war von modernstem Schnitt, das perlgraue Pantalon saß auf dem feinsten Lackstiefel auf, die Hände waren von taubengrauen Handschuhen eng umschlossen. Seinem Barte war inzwischen die sorgsamste Pflege angediehen, die Schnurrbartspitzen waren gesteift und halbmondförmig in die Höhe gedreht, das etwas ergrauende Haupthaar zeigte bis in den Nacken hinab die sorgfältigste Scheitelung. Den ganzen Mann umwehte eine Atmosphäre feinen Parfüms, gleichsam ein Hauch des Orients.

„Durchlaucht," begann der Freiherr mit der ihm eigenen vornehmen und selbstgefälligen Nonchalance, welche jedoch von Gemessenheit nicht frei war, „Sie sehen einen Mann vor sich, welcher seit ein paar Wochen in Europa ist, nachdem er beinahe zwanzig Jahre lang im Orient aus einem Kriege in den andern gezogen. Ich bin gewandter mit dem Schwerte als mit Worten, und bitte daher zu entschuldigen, falls ich bei der unerläßlichen Berührung eines äußerst delicaten Stoffes durch Ungeschicklichkeit oder durch Gemüthsbewegung aus dem Geleise rutschen sollte, welches mir die höchste Ehrerbietung für Eure Durchlaucht anweist."

Der Fürst regte sich nicht, obwohl die Spannung in seinem Innern womöglich noch gewachsen war.

Herr von Weyher fuhr fort:

„Ich will mich nicht von Ruhmliebe freisprechen, muß aber auch betonen, daß ich mich aus einem höheren und rein sittlichen Motiv auf eine gefährliche, abenteuerliche Laufbahn stürzte, auf welcher dem Kühnen allerdings die Glücksgöttin hold war. Ich habe Ehren und Glücksgüter errungen, da ich vorher nichts als meinen Adel hatte, einen Adelsnamen, der freilich älter ist, als der vieler souveränen Familien. Ein Jahr ungefähr vor meiner Abreise in den Orient hatte ich ein Mädchen geheirathet, arm, aber reich an allen weiblichen Tugenden; ein liebliches Töchterchen war mir vom Himmel geschenkt worden; da brachen schwere Lebenssorgen plötzlich in das Paradies meiner Liebe herein, ich sah die Unmöglichkeit ein, ferner eine meiner und der zwei geliebten Wesen würdige Stellung zu behaupten; ich faßte daher mit blutendem Herzen den Entschluß, mein Glück im Osten zu versuchen. Umsonst war aller Widerstand meiner Frau, die aus Liebe zu mir gern gestorben wäre, mich ziehen zu lassen. Ich setzte meinen Plan durch, entschlossen, nöthigenfalls für sie und für unser Kind zu sterben. Dank meinem Stern war es mir bald gelungen, meine persönliche Kraft zur Geltung zu bringen und für die Meinigen aus weiter Ferne Sorge zu tragen. So glücklich war ich leider nicht, die Wiedervereinigung mit meiner Familie, wie mein Herz es wünschte, zu erzielen. Zwanzig prüfungsreiche Jahre vergingen, bis es mir möglich ward, zurückzukehren. Nach so langen Irrfahrten finde ich, ein moderner Odysseus, meine treue Penelope wieder; das Kind, das ich zuletzt als Säugling gesehen, steht als blühende Jungfrau vor mir da. Der Traum meines ganzen Lebens, fortan im Schooße meiner Familie im ruhigen Glücke weiter zu leben, scheint spät, aber endlich doch erfüllt. Leider ist es Schein! Der Kampf, dieser Dämon meines Lebens, erscheint in neuer Gestalt. Verleumdung und Bosheit umschwirren meinen häuslichen Herd, meine Familienehre droht die Beute elender Lästerzungen zu werden, die nichtswürdigen Insinuationen wagen sich sogar in das Licht der Oeffentlichkeit, und das gegen mein Haus geschmiedete Complott erreicht dadurch seinen Culminationspunkt, daß es in allerneuester Zeit in diesen er=

lauchten Räumen, in welchen ich zu stehen die Ehre habe, sein Hauptquartier gefunden —"

„Sprechen Sie deutlicher," sagte der Fürst ruhig, aber finster und mit bissigem Ausdruck. „Ich bin den orientalischen Styl nicht gewöhnt."

„Mein Vertrauen auf Euer Durchlaucht fürstlichen Edelsinn," erwiderte Herr von Weyher, „ist so groß, daß ich durch den Ton der eben vernommenen Worte nicht geschreckt werde. Nöthigenfalls würde mir der Muth, mit welchem ich um irdische Glücksgüter gekämpft, da nicht fehlen, wo ich meine heiligsten Gefühle vertheidige —"

„Ich muß Sie abermals fragen, wovon Sie sprechen?" fiel ihm der Fürst mit durchbrechender Ungeduld in's Wort. „Meine Zeit ist sehr gemessen."

„Ich spreche," gab Freiherr von Weyher zur Antwort, „von dem in der 125. Nummer des Donaureiches erschienenen Artikel und dem damit in Verbindung stehenden Briefe, welchen Ihre Durchlaucht an den hochwürdigsten Domherrn von Bork geschrieben haben."

„Und was kommen Sie damit zu mir?" polterte der Fürst hervor. „Ich bin nicht der Redacteur des Donaureiches und Sie sind kein Polizist, der meine Correspondenz zu überwachen hat."

„Wohl nicht Ihre Correspondenz," versetzte der Freiherr, „aber meine Ehre, den Namen meiner Familie —"

„Sie handeln offenbar im Interesse des Domherrn," erwiderte der Fürst barsch. „Sie sind sein Unterhändler —"

„Durchlaucht," erwiderte der Freiherr mit verbissenem, doch etwas zur Schau getragenem Ingrimm, „es steht ein Edelmann vor Ihnen, der Ihnen zwar an Macht, aber nicht an Adel nachsteht! Mein Vermögen dürfte man mir rauben, aber nicht meine Ehre. Ein Freiherr von Weyher sinkt nicht zum Unterhändler herab; übrigens hat eine solche Bezeichnung in solcher Angelegenheit nicht den geringsten Anhaltspunkt für sich. Frau von Weyher wird für eine Concubine erklärt, doch ist sie vor Gott und den Menschen meine rechtmäßige Gemahlin; mein Kind wird als Bastard bezeichnet — und doch ist es mein Fleisch und Blut! Und was den Domherrn von

York betrifft, so frage ich, wessen Obhut ich eine unerfahrene junge Frau mit ihrem Kinde besser anvertrauen konnte, während ich auf der andern Seite der Erdkugel kämpfte, als einem Manne, welchen das Gewand, das er trägt, am besten vor Verleumdungen schützen sollte, wie sie menschliche Bosheit jederzeit mit besonderer Vorliebe in Umlauf setzt? Der Domherr hat die Gefahren, die einem alleinstehenden Weibe drohen, fern gehalten, nicht aber welche herbeigeführt, und ich würde mich eines grenzenlosen Undanks schuldig machen, wenn ich nicht das Aeußerste daran setzte, seine Aufopferung vor Reue zu bewahren, während ich gleichzeitig zu jedem Schritte entschlossen bin, welcher nöthig sein wird, meine Ehre als Familienhaupt wieder herzustellen!"

„Wenn Ihnen Ihre Ehre so hoch steht, wie Sie behaupten," antwortete der Fürst trocken, in verächtlichem Tone, „so kann ich Ihre Lage nur bedauern. Sie sind getäuscht worden."

„Das ist leichter behauptet, als erwiesen," versetzte der Freiherr rasch. „Meine hinterlistigen Feinde haben auf zwei Dinge nicht gerechnet: auf juridische Beweise und meine Gegenwart."

„Ich muß zugeben," sagte der Fürst bitter, „daß Ihr unerwartetes Erscheinen auf dem Schauplatze ein großer Glückszufall für den Domherrn ist, welcher den Stand seiner Ankläger sehr erschwert. Was übrigens die Beweisstücke betrifft, so schlagen Sie dieselben gering an —"

„Ich wollte sie sehen und kennen!" rief Freiherr von Weyher.

„Ich hab' es mit dem Domherrn, nicht mit Ihnen zu thun."

„Seine Sache ist von der meinigen gar nicht zu trennen. Seine Schuld wäre ein Verbrechen an mir; ist er aber unschuldig, wofür ich mit meinem Leben einstehe, so bleibt noch die schwerste Ehrenkränkung an mir zurück."

„Wenn Sie von alledem, was Sie sagen, so überzeugt sind," sprach der Fürst, „so begreife ich Ihre Entrüstung; dann bleibt aber noch die Frage übrig: auf welcher thatsächlichen Grundlage diese Ihre Ueberzeugung fußt? Sie sagen, daß Sie seit Kurzem Europa wieder betreten haben.

Sie haben sonach wohl weder Zeit noch Gelegenheit gehabt, der Ursache der bösen Gerüchte nachzuforschen. Dies ist möglich, wiewohl ich nach dem mir bekannten Sachverhalt daran zweifeln sollte und die Stellung noch immer nicht klar genug durchschaue, welche Sie zwischen Ihrer Frau und Herrn von Bork einnehmen!"

„Durchlaucht!" rief der Freiherr in größter Aufwallung, „Sie stellen meine Mäßigung auf die ärgste Probe. Ich erkläre Ihnen in's Gesicht alle diese Gerüchte für Erfindung und Lüge."

„Wollen Sie noch ferner sich die Augen zuhalten," versetzte der Fürst achselzuckend, „so steht Ihnen das frei!"

Er machte Miene, seinen Besucher zu entlassen.

„Dabei bleibt es nicht, Durchlaucht," versetzte Herr von Weyher mit aller Entschiedenheit. „Ich bestehe auf vollständiger Genugthuung. Erhalte ich sie nicht, so werde ich sie mir zu erzwingen wissen, über welchen öffentlichen Skandal mich meine Bahn führen mag."

„Damit werden Sie dem Domherrn einen schlechten Dienst erweisen," warf der Fürst höhnisch ein. „Der dürfte schlimm dabei wegkommen."

„Aber noch weit schlimmer seine Verleumder," fügte der Freiherr rasch hinzu.

„Wir wollen sehen," sagte der Fürst scheinbar gleichgültig, wiewohl ihm die Wendung ganz unangenehm war. „Sie wenden sich also an's Gericht? —"

„Mein nächster Gang," rief der beleidigte Familienvater, „ist zum Staatsanwalt."

„Wenn Sie aber nichts ausrichten?"

„Das ist meine Sorge."

„Sie sind verblendet," sagte der Fürst, indem er an den Mosaiktisch hintrat und auf ein dort liegendes Bündel Papiere zeigte. „Da — darauf fußt mein Glaube an der Sache."

„Dem Schuldlosen kann man nicht beikommen!"

„Und aus welchem Grunde," versetzte der Fürst, „hätte Herr von Bork sein Schlößchen bei Gollhausen auf den Namen der Frau von Weyher einschreiben lassen?"

„Argwohn kann darüber Mancherlei denken, darf aber nichts laut sagen, ohne Rechenschaft ablegen zu müssen."

„Ihre Frau hat während Ihrer Abwesenheit von den reichen Gaben des Domherrn gelebt..."

„Das wäre," versetzte der Freiherr, „jedenfalls ein edler Gebrauch von großen Mitteln."

„Ich räume ein," sagte der Fürst, „daß alle diese Fragen sich vereinzelt mit Glück beantworten lassen, aber im Zusammenhange mit den Hauptpunkten der Anklage sind sie von einem erdrückenden Gewicht. Fassen wir nur einen der Punkte in's Auge: die Geburt Ihrer Tochter. Oder nein! Was ist ein Beweisstück? Ist's eine vom Domherrn saldirte Rechnung über ein Frau von Weyher zugesandtes Collier im Betrage von zehntausend Gulden? Ist es eine Copie der Schenkungsurkunde —"

„Von da her also bläst der Wind!" rief der Freiherr, den Kopf emporwerfend. „Wenn darauf Ihre Anklage fußt, ist meine Sache so gut wie gewonnen. Ich muß kühn werden, Durchlaucht! Sie haben diese Papiere dem Schwager meiner Frau abgekauft!"

„Was sagen Sie da!" rief der Fürst entrüstet. „Ich kenne Ihre Verwandtschaft nicht! Weiß nichts von ihr."

„Sie mögen allerdings nicht wissen," erwiderte Herr von Weyher, „daß der Ueberbringer dieser Papiere mein nichtswürdiger Schwager ist, ein Mensch, der das Zuchthaus verdient. Er scheint sich mit Ihnen ein Manöver erlaubt zu haben, das er kurz vorher, um Geld zu erpressen, an Herrn von Bork versucht hat. Ich durchschaue es und bin, trotz meiner kurzen Anwesenheit in Europa, über alle diese Dinge nicht so schlecht unterrichtet. Ja, so ist es! Ich erkenne Alles aus der Anführung des Taufscheins meiner Tochter. Dieser Taufschein ist eine schon verbrauchte Erfindung meines elenden Schwagers, eines Subjects, den Jedermann, der mit ihm zusammengekommen, mit Abscheu nennt. Ein Denunciant, Spion, Taugenichts, Schuft — dies Alles in Einem — Burda!"

„Sie irren —" versetzte der Fürst, der seine Betroffenheit kaum bemeistern konnte.

„Er ist es, nur er kann es sein," fuhr der Freiherr

triumphirend fort. „Möglich, daß er sich unter einem andern Namen bei Ihnen eingeschmuggelt, gleichwie er als Doctor Pante bei Herrn von Bork eine Erpressung zu üben gekommen —“

Dem Fürsten erstarrte das Wort im Munde, da er nun die Identität Burda's und Pante's unwiderleglich constatirt sah.

„Sie rathen umher,“ sagte er nach einer Pause, bemüht, sich aus seiner Verlegenheit herauszuwickeln, oder einen Ausweg offen zu haben, um von der Intrigue, die ein so verworfener Mensch angesponnen, bei Zeiten loszukommen. „Sie verfallen auf diesen oder jenen Namen! Das führt uns nicht näher zum Ziele. Mein Brief war übrigens an den Domherrn, nicht an Sie geschrieben. Ich gebe zu, daß er Dinge enthielt, die Ihrer Ehre nahe treten mußten, doch dies Malheur hat eher Herr von Bork zu verantworten, als ich es zu verantworten habe. Ich habe es daher lediglich nur mit dem Letzteren zu thun. Ich kenne ihn,“ fuhr der Fürst fort, und man sah, welche Ueberwindung ihm die Worte kosteten, „als einen unserer trefflichsten und eifrigsten Priester. Es war natürlich, daß ich ihm die Gerüchte zu Ohren bringen mußte, die seit einiger Zeit mündlich und schriftlich über ihn cursiren. Es freut mich, wenn es nur Gerüchte, lügnerische Gerüchte sein sollten, und ich habe in dieser Beziehung einen gewichtigen Anhalt an Ihnen, Herr von Weyher! Sie sind, wie ich zu meiner Ueberraschung gesehen, trotz Ihres noch kurzen Aufenthalts in Europa über Vieles unterrichtet und werden sonach vielleicht wissen, daß der Name Kronenburg nicht dafür bekannt ist, ein Feind des Klerus zu sein, ja daß Fürst Kronenburg eher gewohnt ist, den Klerus in Schutz zu nehmen, als ihn anzugreifen. Hoffentlich wird diese meine Erklärung diese bedauerliche Angelegenheit für beide Theile befriedigend erledigen.“

Der Fürst, welcher vor dem ägyptischen Krieger einen vollständigen, wenngleich gedeckten Rückzug angetreten, nickte in außerordentlicher Selbstüberwindung mit dem Kopfe, und Herr von Weyher war entlassen.

Dieser hatte den Zweck, den er im Auftrage des Dom=

herrn verfolgte, erreicht und verließ, einige unverständliche Worte murmelnd, weltmännisch sicher und gemessen das fürstliche Gemach.

Dreizehntes Kapitel.

Zieht vergilbte Papiere an's Licht.

Die Rückkehr des Herrn von Weyher von seinen orientalischen Triumphzügen war dem Domherrn einestheils gelegen gekommen. Als ihm dieselbe zuerst von Oskar Wallberg gemeldet wurde, schien ihm das Erscheinen des Abenteurers eine neue Verlegenheit, aber schon in den nächsten Tagen, und zwar da sich der Conflict auf's Aeußerste gesteigert hatte, fand er an ihm eine Waffe, welche ihn gegen das feindliche Auftreten des alten Fürsten Kronenburg vertheidigen sollte.

Die Rechnung war gewagt, aber der unmittelbare Erfolg derselben ein guter. Der alte Fürst gab den Kampf auf, in welchem er seinen davongejagten Exsecretär Burda zum Bundesgenossen, und eine so bedenkliche Persönlichkeit wie Herrn von Weyher zu einem, wie es schien, auf's Aeußerste entschlossenen Gegner haben sollte. Andern Sinnes geworden, schrieb er dem Domherrn, und wenn es auch seinem Stolze entgegenlief, sich förmlich zu entschuldigen, so gab er doch Erklärungen ab, welche eine vollständig beruhigende Wirkung übten.

Das Gewitter hatte sich also verzogen, aber die Atmosphäre war noch lange nicht so frisch und rein, daß sie der Domherr mit Behagen athmen konnte. Er hatte sich für den Augenblick den alten Concordatsmann vom Halse geschafft,

sich aber dafür Herrn von Weyher in die Hand gegeben. Er hatte in diesem Falle gehandelt, wie man oft in verzweifelten Lagen handeln muß, indem man eine Gefahr beseitigt und eine andere heraufbeschwört.

Vorerst hatte er von Herrn von Weyher nichts zu fürchten, welcher, von allen Mitteln entblößt, auf des Domherrn Geldbeutel angewiesen war. Diesem lag nichts ferner, als auch nur scheinbar Haus- und Gattenrechte zu beanspruchen. Er wohnte in der Stadt und wählte zu seinen Besuchen in der Villa nur die Stunden, an welchen der Domherr dort zu treffen war. Man erfuhr bald, daß dieser moderne Ulysses mit einer Frauensperson zusammenlebe, welche vermuthlich einen großen Theil seiner Irrfahrten mitgemacht hatte. Diese Nachricht war ganz erfreulich, aber noch besser wäre es gewesen, wenn Ulysses wieder eine Absicht gezeigt hätte, die Anker zu lichten und anderen Gestaden zuzueilen; dazu aber machte er keine Miene.

Die Krise, welcher Herr von Bork durch sein Festhalten an einem seinem Stande untersagten Verhältnisse verfallen war, hatte eigentlich zwei Seiten: eine äußere und eine innere. Die äußere, zu welcher jeder feindliche Angriff zu zählen war, mochte dieser von Kronenburg, Burda oder wem immer ausgehen, bedrohte seine Existenz und seine Stellung vor der Welt, während die innere im Stande war, sein Glück zu zerstören, die heiligsten Bande zu zerreißen und das wärmste Gefühl seiner Brust, sein Vatergefühl, anzugreifen.

Als er sich nach Außen zur Wehre setzte, entschlossen, Alles, was über Frau von Weyher und ihn gesprochen worden war, als Erfindungen der Bosheit und Verleumdung zurückzuschlagen, konnten seine eigenen Bedenken und Zweifel, wie oft sie auch aufgetaucht waren, keine besondere Bedeutung erlangen. Als aber die Waffenruhe wieder zurückgekehrt war, concentrirten sich seine Gedanken ungestört auf einen Punkt, welcher, je länger er ihn betrachtete, immer schwärzer, immer größer wurde und ihn immer mehr beunruhigte.

Burda hatte ja nicht blos behauptet, sondern auch gewissermaßen mit Documenten bewiesen, daß sein Kind gestorben und an dessen Stelle Veronica untergeschoben worden sei. Der

Domherr liebte Veronica über Alles. Man raune dem vertrauensvollsten Gatten, der ein geliebtes Kind sein nennt, auf eine plausible Weise in's Ohr, dies Kind sei nicht sein eigenes — so wird und muß sich in seinem Gemüthe eine peinliche Skepsis einstellen, wenn er auch anfangs über diese Zuflüsterung in Lachen ausgebrochen wäre.

Diese zweifelvolle Unruhe wird um so länger anhalten und sich bis zur schrecklichsten Bestürzung steigern, je größer und verführerischer die Wahrscheinlichkeit der Insinuation ist. Kein Wunder, daß Herr von Bork, der anfangs über diesen Punkt nach der Unterredung mit Frau von Weyher beruhigt hinweggegangen war und die Sache als eine teuflisch berechnete Malice seines Schwagers betrachtete, endlich in einen Grad der Unruhe hinaufgetrieben wurde, welcher ihn keiner Vorstellung mehr zugänglich machte. Seine Ehe war so exceptionell, Zeit und Umstände, unter welchen die Unterschiebung vor sich gegangen sein konnte, so zutreffend, daß auch ein fester Glaube erschüttert werden mußte. Namentlich aber ließ sich der Todten- und Taufschein, den ihm Burda vorgelegt hatte, nicht so einfach von der Hand weisen, denn diese Papiere waren offenbar nicht gefälscht, wie sie denn auch von jeder Radirung frei waren.

Es ist schwer, ja oft unmöglich, in Fällen wie der vorliegende eine Untersuchung anzustellen. Es handelt sich um Vorfälle, die im Augenblick ihrer Bildung jede Zeugenschaft fernhalten und deren schwache Spuren der Flugsand der Zeit verweht. Beinahe zwei Decennien lagen zwischen damals und heute.

Unter den Papieren, welche die Treue und Wahrhaftigkeit der Frau von Weyher antasteten, befand sich, wie wir wissen, der Taufschein eines in Ragusa am 20. Mai 1841 auf den Namen Veronica Weyher getauften Kindes. Es fragte sich, wie es sich damit verhalte?

Dieser Taufschein war in italienischer Sprache abgefaßt, offenbar von der Hand eines Kirchendieners geschrieben. Die Unterschrift des Pfarrers auf demselben war hieroglyphisch und nicht zu entziffern.

Der Domherr erinnerte sich, daß die Seelsorge in Ragusa

zu dieser Zeit, wie in anderen Städten Dalmatiens, dem Orden der Kapuziner anvertraut gewesen.

Der Domherr hätte vielleicht Aufschlüsse über die große Angelegenheit seines Herzens erhalten können, wenn er die Gattin Burda's, der sich noch immer in Wien aufhielt, hätte aufsuchen wollen. Doch dagegen sträubte sich sein ganzes Empfinden, das Gefühl seiner Würde Frau von Weyher und sich selbst gegenüber. Ein Gang zu solch' einem Weibe war für einen Mann, wie der Domherr, eine Unmöglichkeit.

Eines Tages hatte er aber die Schublade eines Büreaus geöffnet, in welchem Julie von Weyhers Briefe, die Denksteine langer und schwer getragener Trennungsjahre, in chronologischer Ordnung geschichtet lagen. Auch das erschien ihm wie ein Verrath, hier nachforschen zu wollen, ob sich irgend etwas da fände, was ihn auf eine Spur führen könne; zuletzt aber hatte er doch das Paquet, das aus dem Jahre 1841 stammte, hervorgezogen.

Es waren die Ergüsse eines leidenschaftlichen Herzens, die vor ihm wieder aufwallten; eine Lyrik war in diesen Briefen, die er kaum mehr verstand. Die Geliebte sagte ihrem Freunde in hundert Weisen, was er ihr sei, und brachte den Hymnus ihres Fühlens nie zu Ende. Schmerz über ihre Verlassenheit, Gram und Zorn über die Welt, in welcher sie den, der ihr Alles war, nicht als den Ihrigen bekennen durfte, Sorge, die das verspätete Eintreffen jedes Briefes wie eine beginnende Vernachlässigung empfand, dann wieder Glück, Jubel über jedes ihr zukommende Lebenszeichen und Liebeswort mischten sich darin.

Wir theilen einige Bruchstücke mit:

Januar 1841.

„Ich bin krank. Von Dir fern sein, ist ein Stillestehen des Daseins, ein Schmerz, der sich nicht bannen läßt. Ich fürchte mich vor dem Leben, vor seiner Länge, vor seiner Inhaltslosigkeit. Es vereinigen sich so viel Dinge, mich zu kränken, ich fühle mich so allein, es giebt Niemanden, der mir das Gefühl der Verlassenheit fortnimmt, selbst nicht das Kind in der Wiege neben dem Tischlein, an welchem ich Dir schreibe. In diesen langen, langen Winternächten, während es auf

dem Meere stürmt, die Schiffe in Gefahr sind und die Winde um unser kleines Haus wie losgelassene Dämonen toben, schläft es ruhig, ich aber möchte es mit mir nehmen, allen Schrecken trotzen und monatelang durch die Wasserwüste fahren, wenn ich wüßte, Dich an deren Ausgang zu finden..."

* * *

Januar 1841.

Du trafst uns — meine Schwester und mich — als zwei verlassene Waisen, mich, eine Gattin kaum, und schon von einem pflichtvergessenen Gatten verlassen. Du wurdest unser Beschützer. Meine Dankbarkeit war bald Liebe, Alles überwältigende Liebe geworden, doch sie erschien mir sündig und ich wollte die Gluth mit meiner eigenen Hand löschen. Es war eine Strafarbeit und sie fruchtete nichts. Ich dachte in die See zu springen, aber ich fiel in Deine Arme. Seitdem folgte ich mit geschlossenen Augen, wohin Du mich führtest. Ein Jahr dauerte mein Glück, ein Leben wie eine Lustfahrt, es erscheint mir jetzt, wo ich daran zurückdenke, wie die Verzückung einer Secunde. Warum mußte es so plötzlich enden, warum mußten wir so jäh auseinandergerissen werden? Barbarische Menschen!

* * *

Du bist mein Leben und mein Schicksal geworden, ich aber darf, wenn Du auch vor Gott mein Gatte bist, nicht wie andere Frauen einen Anspruch auf Dich erheben. Noch ist Deine Liebe mir Bürgschaft genug, daß Du mir bleibst, aber wenn uns die Menschen auf Jahre hin trennen, wird es so dauern?

Das ängstigt mich, da streckt das Kind die Aermchen aus und lächelt.

Nein, nichts kann, nichts darf Dich von mir trennen, so lange dieser liebliche Fürsprecher lebt!...

* * *

Also auch Dir ist es trotz allen Nachforschungen nicht gelungen, über Weyher etwas zu erfahren? Am Tage der Trauung verschwinden, einen Brief zurücklassen, man komme wieder,

und nie mehr erscheinen, nie mehr etwas von sich hören lassen — ist wohl je Aehnliches vorgekommen?

Und doch muß ich wünschen, daß er nie zurückkehre! Wie stünde ich vor ihm da? Würde seine Schuld die meinige auslöschen?

* * *

Wir haben Unrecht begangen und täuschen die Welt. Aber wer uns richten wollte, der sollte auch die Ungerechtigkeit von Satzungen bedenken, welche von Dir den Selbstmord des Herzens und der edelsten und heiligsten Gefühle verlangen.

Du fügtest Dich ihnen, weil Du Dich selbst noch nicht kanntest, und sahest zu spät, was Du geschworen. Ich wollte Dich nicht unglücklich sehen. Bin ich deshalb so strafbar?

* * *

Um mich herum leben griechische Geistliche. Sie haben Weib und Kind und sind glücklich. Warum solltest Du nicht auch Weib und Kind haben können? Warum muß unsere Liebe das Licht scheuen? Weil vor Jahrhunderten ein Papst gelebt, der seine Priester lostrennen wollte von allen menschlichen Beziehungen!

* * *

Februar 1841.

Ich bin mit meiner neuen Wohnung sehr zufrieden. Sie ist still, traulich, da können die Geister der Erinnerung heranziehen, da spinnt sich stilles Innenleben. Stille ist Seligkeit. Geister flüstern, ungeheure Wasser dehnen sich aus, ziehen lautlos über uns hin. Das Auge sieht die Blumen der Tiefe, Gesichtszüge bilden sich in der Luft, wie Zweige reicht es herein. Hinüber, hinüber! Kennst Du das Land? Planeten sind ihm eigen, Lichtmeere, man zieht über die Grenzen des Firmaments in die Urstille.

Dort beginnt die Ewigkeit, der einzige Trost der Beschränkten, Gebundenen, der Trost derer, die das Leben verloren, dort liegen Welten, die wir bereisen, wie jetzt Länder.

Diese Stille ist mein Trost. Verstehst Du ihn?

* * *

März 1841.

Deine Macht über mich ist unbegrenzt. Ich glaube, wenn ich gestorben wäre und Du kämst, mich noch einmal zu sehen, ich würde die geschlossenen Augen aufschlagen und Dir ein zweites Leben verdanken.

* * *

Wenn an dem Tage, an welchem Nachrichten von Dir eintreffen sollen, Dein Brief ausbleibt, gerathe ich in einen unbeschreiblichen Zustand. So war es gestern und vorgestern. Da träumte mir die ganze Nacht, daß ich Särge öffnete und Jemanden suche. Aber ich fand kein bekanntes Gesicht.

* * *

April 1841.

Die vornehmen Leute, die sich einst um Dich drängten, scheinen Dich alle vergessen zu haben. Niemand von ihnen nennt Deinen Namen. Um so eigenthümlicher wirkt es auf mich, wenn ich ihn doch einmal höre.

Gestern war der Abend wunderschön, die Wellen schlugen sanft an's Ufer, ein wunderschöner Stern blickte herunter wie ein freundliches Auge und spiegelte sich. Meine Schwester hatte Lust eine Fahrt im Boot zu machen, und ich trat an das Fenster eines mir bekannten Fischers. Er war bei seinen Netzen im Hofe beschäftigt, die Frau ging hinaus ihn zu holen. Da fragte mich eine Stimme aus dem Zimmer: ob ich lange nichts von Dir gehört habe? Ueberrascht sah ich hinein. In der Ecke saß ein alter Mönch, den Rosenkranz zwischen den Händen. Er sagte, wie Du immer freundlich mit ihm gewesen. Er heißt Michael Radno.

Als der Domherr diese Zeilen gelesen, gerieth er in eine große Bewegung. „Radno" stand hier, und „Radno" konnten die Hieroglyphen der Unterschrift des Taufscheins heißen. Ja, jetzt war's klar, das hieß: Michael Radno. „Hätte ich

den Namen nicht zuvor hier gelesen, niemals hätte ich ihn dann herausgebracht!“ sagte er zu sich.

Was den Namen selbst betraf, so fiel ihm zuerst keine bestimmte Figur dabei ein, auch konnte er sich gar nicht denken, welches Wohlwollen, welche Freundlichkeit er da bewiesen haben sollte? Erst nachdem er sich den Namen wohl fünfzigmal wiederholt, war ihm, wie wenn er ihn bereits gehört habe, ja mit dem Träger desselben bekannt gewesen sei. Da sich aber diese dunkle Erinnerung trotz allen Nachsinnens nicht aufhellen wollte, mußte diese Bekanntschaft wohl nur eine ganz flüchtige und oberflächliche gewesen sein.

Herr von Bork forschte weiter nach. Da, wie er wußte, die Seelsorge damals in Ragusa dem Kapuzinerorden anvertraut war, mochte Pater Radno ein Kapuziner sein. Der Domherr ließ sich den Katalog des dalmatinischen Diöcesanklerus bringen. Der Name Radno war nicht darin.

Indeß kamen doch gewisse Momente dem Gedächtnisse des Herrn von Bork zu Hülfe. Er erinnerte sich plötzlich, daß er einem gelehrten Kapuzinermönch, der sich in Wien ihm vorgestellt, vor etwa fünfundzwanzig bis dreißig Jahren Empfehlungen nach Rom gegeben habe, wo dieser die Herausgabe eines von seinem Provinzial beanstandeten Werkes hatte durchsetzen wollen. Er hatte den Mann einmal und nicht wieder gesehen.

Der Domherr konnte sich's nun nicht versagen, innerhalb des Ordens selbst anzufragen. Man erwiderte ihm, daß allerdings ein Pater Michael Radno vor Jahren in Ragusa gelebt habe; er sei, da er in seinem hohen Alter das heiße Klima nicht vertragen, nach Prag versetzt worden, wo er — wenigstens noch vor ein paar Jahren am Leben gewesen.

Daß der Mann, der ihm so wichtig geworden, ihm so nahe sein sollte, erschien dem Domherrn wie ein glücklicher Zufall und wie ein Schicksalswink.

Er reiste noch am Abend des Tages, an welchem er es erfahren, ohne für Frau von Weyher eine Meldung zurückgelassen zu haben, nach Prag.

Vierzehntes Kapitel.

Führt den Adepten einer seltsamen Wissenschaft vor.

Am alleräußersten Ende des Prager Hradschins dehnt sich ein weiter, nur theilweise gepflasterter Platz aus, dem seine Verwahrlosung und Oede den Charakter eigenthümlicher Melancholie verleihen. Er heißt der Lorettoplatz.

Auf der einen Seite steht wie eine ungeheure Citadelle das Cernin'sche Majoratshaus daher, ein Gebäude von luxuriöser aber ungeschlacht plumper, schwerfälliger Pracht. Es soll auf der Stelle stehen, wo in alten Fabeltagen die Mutter des heiligen Wenzel, die berüchtigte Drahomira, von der Erde verschlungen wurde, und ein böser Zauber schien in der That von jeher auf dem Palaste zu liegen. Nicht nur, daß sein Bau, der Millionen kostete, die Erbauer ruinirte, Die, die zuerst einzogen, starben sämmtlich früh. Groß genug, um einen König mit Hunderten von Rittern aufzunehmen, wurde es, nachdem es lange verlassen gestanden, ein Militairlazareth, sodann ein Zinshaus für arme Leute, endlich eine Kaserne. Es ist wie eine bittere Ironie, aus den Fenstern dieses Prachtgebäudes zerrissene Soldatenwäsche hängen zu sehen.

Dem Cernin'schen Palais gegenüber dehnt sich eine lange graue Mauer hin, welche der Geschmack des 17. Jahrhunderts mit Heiligenstatuen im extravaganten Barockstyl geziert hat. Hinter dieser Mauer steht das unter die Obhut des Kapuzinerordens gestellte Prager Lorettohaus. Auch dieses fußt auf historischem Grunde. Als Ferdinand II. die Religionsfreiheit aufhob und Alle, die sich zur römischen Kirche nicht bekehren wollten, des Landes verwies, da verödeten die Gassen ringsum, die Häuser wurden baufällig, man riß sie nieder, und Kirchen, Kapellen, Kreuzgänge und Gärten wurden auf dem Platze angelegt. Die ersten Adelsfamilien Böhmens, die Lobkowitz, Kolowrat, Sternberg, Cernin, Martiniz, Harrach,

Waldstein, Nostiz wetteiferten nun, dem Bau die reichsten Opfer darzubringen. Die Monstranzen und Kirchengewänder, die von frommen Adelsfrauen der Lorettokirche geweiht wurden, stellten einen Werth von Millionen dar. Im Himmel mögen diese Gaben ihre Früchte getragen haben, auf Erden nicht: Melancholie und Misère liegt wie ein Bann ringsum.

Ueber diesen Platz schritt eines Vormittags unser Domherr. Er hatte seinen Wagen unfern an der Ecke des Pohorzoletz stehen lassen. Sein Ziel war das Kapuzinerkloster. Nach den Regeln des Ordens ganz schmucklos und ärmlich erbaut, liegt es seitwärts von der Lorettokirche in einer Senkung, noch dazu hinter einer Mauer versteckt, so daß kein Fenster in's Freie blicken kann. Es ist, als ob die unheimliche Oede des Lorettoplatzes den weltabgekehrten Bewohnern dieses Hauses noch immer zu weltlich geräuschvoll wäre.

An der Treppe vor der Lorettokirche angelangt, hielt Herr von Bork, das Kloster fixirend, plötzlich still.

„Dort also soll ich Alles erfahren!" sagte er zu sich. „Wie, wenn ich jetzt noch umkehrte?... Als ich ein junger Mensch war und meine Gesundheit eine Zeitlang mich und meine Eltern besorgt machte, sollte ich eines Tages einen Doctor consultiren, der eine große Autorität bei Brustleiden war. Ich kehrte vor seiner Thüre um. Es war gut. Ich hätte freilich erfahren können, daß meine Besorgnisse grundlos, ich hätte aber ebenso gut aus seiner Miene und seinen Verordnungen mein Todesurtheil herauslesen können. Dann hätte noch die Melancholie das Weitere gethan. Besser, daß ich mein Nichtwissen weiter getragen. Es hat mich vielleicht erhalten. Nur das Wissen von dem, was uns frommt, ist gut. Soll ich thun, wie ich damals that, und umkehren?"

Die Töne eines schadhaften Glockenspiels hatten sich hören lassen und verstummten plötzlich.

„Nicht so kleinmüthig!" dachte der Domherr wieder und ging vorwärts. „Hier sollte ich umkehren, nachdem ich die Reise unternommen? Das wäre doch allzu kindisch. Wenn Pater Radno noch lebt, wenn seine Worte Alles widerlegten — ich wäre neugeboren! Welcher Stein wäre von meiner Brust gewälzt! Vorwärts, vorwärts!"

Er schritt an dem, dem Kloster zugekehrten Kreuz vorbei und trat in das Ordenshaus.

Sein erster Blick fiel auf einen Gang und in einen mit Obstbäumen bepflanzten Garten. Doch schon trat ihm der Bruder Pförtner entgegen. Dieser, nur an solche Besucher gewöhnt, welche den „englischen Wunderbalsam", die sogenannten Kapuzinertropfen zu kaufen kommen, verbeugte sich tief, den Domherrn erkennend, und fragte, was zu Diensten stehe.

„Lebt Pater Radno noch?"

„O gewiß, gewiß!" war die Antwort.

„Und lebt er hier? Hier im Kloster? Kann ich ihn sprechen?"

„Allerdings, es wird ihm eine große Ehre sein. Er ist seit Jahren nicht ausgegangen —"

„Dann führen Sie mich zu ihm!"

Der Bruder Pförtner wies eine alte hölzerne Treppe hinauf. Tiefgeschwärzte Heiligenbilder in einfachen Holzrahmen sahen da herab. „Pater Melchior," sagte der Bruder, „ist trotz seines hohen Alters fast der Thätigste unter uns. Er ist ein großer Gelehrter. Er studirt Tag und Nacht."

Der Domherr stand vor der Thüre einer gegen die Gartenseite zu gelegenen Zelle. Nach wiederholtem Klopfen kam ihm ein mattes Herein entgegen.

Der Pförtner entfernte sich.

Es war ein helles, reinliches Zimmer, in welches der Domherr trat. Die Morgensonne schien auf die weißen Dielen, die alten lederüberzogenen Stühle, das Bett und den Betschemel mit seinem Crucifixe. Die Spitzen der Bäume blickten herein. Im Schatten, in einer Ecke, vor einem mit Büchern bedeckten Tische saß ein alter, sehr alter Mann, die Brille auf der Nase, und wühlte in einem Stoß von Papieren.

Pater Radno war ein Greis, hoch in den achtziger Jahren, eine kleine, hagere Figur, mit einem tiefgekrümmten Rückgrat. Seine Oberlippe war rasirt, aber um Wangen und Kinn floß ein mäßig langer und breiter, schneeweißer Bart. Er hatte mit seinem bloßen Halse, an welchem die Haut faltig

herabhing, mit seiner großen geschwungenen Nase, in seiner dunkelbraunen Kutte die größte Aehnlichkeit mit einem Geier, welcher Aehnlichkeit auch die stechenden Augen, die Magerkeit und die Haltung des Körpers nicht widersprachen.

Er erhob sich, so rasch als es anging, von seinem Sessel und rückte die große runde Brille zurecht. Während seine Augen verzweifelte Anstrengungen machten, den nur einige Schritte vor ihm stehenden Besucher zu recognosciren, lüftete die Hand unter Zittern das auf dem Kopfe sitzende Käppchen, wobei eine große Glatze, von spärlichen weißen Haarbüscheln umgeben, sichtbar ward.

„Ich bin der Domherr von Bork. Sie werden sich meiner schwerlich erinnern...“

„Domherr von Bork? Aber ja, ja, ich erinnere mich,“ erwiderte der Alte mit matter, aber schriller Stimme. „Ja, ja, ich kenne Sie! Jetzt dämmert es in mir auf! Freilich kenne ich Sie! In Rom —“

„In Wien,“ berichtigte der Domherr. „Aber das ist richtig, daß Sie damals nach Rom gingen. Ich gab Ihnen Empfehlungsbriefe mit —“

„So ist es!“ rief der Greis. „Richtig, Sie waren in Wien. Ich ging nach Rom —“

„Es war mir, dem jüngeren Manne,“ fuhr der Domherr fort, „damals eine wahre Genugthuung, meinen dortigen Bekannten einen Priester zu empfehlen, der als ein Licht in seinem Orden leuchtete.“

„Habe mich viel geplagt,“ entgegnete Pater Melchior, den Strick zurechtschiebend, mit dem er gegürtet war und von welchem der Rosenkranz und das messingene Kreuz herabhing. „Doch es steht ja geschrieben: in sudore vultus tui vesceris pane, im Schweiße deines Angesichts wirst du dein Brod essen — dagegen läßt sich nicht murren. In meiner Jugend hatte ich den Wahn, es den großen Männern gleichthun zu können, die unserem Orden angehörten. Die Kirchenhistorie war das Feld meiner Thätigkeit. Zwanzig Jahre lang trug ich das Material zu einer Geschichte des heiligen Kirchenvaters Hieronymus zusammen. Umsonst! Umsonst! Ich bin nicht zugelassen worden, mit der Hauptarbeit meines Lebens hervor-

zutreten! Kabalen! Kabalen! Mißgunst! Vielleicht auch persönlicher Haß eines Cardinals, den ich nicht nennen mag. Roma! Roma! Umgekehrt gelesen amor, das heißt: Liebe, ewige Liebe, christliche Liebe, sinnvolle Prädestination eines Namens, der aus der Heidenzeit, Jahrhunderte vor der Ankunft unseres Erlösers stammt! Diese Christenliebe hat sich dort an mir armen Mönche nicht bewährt. Wem ein rastlos strebender Geist von unserem himmlischen Vater verliehen worden ist, dem fällt es schwer, zu resigniren — doch —" Er senkte den Kopf und brach plötzlich ab.

„Ich sehe es diesem Tische an," erwiderte der Domherr, „daß Sie noch immer arbeiten."

„Mein Gott, ja! Seines Fleißes kann sich Jeder rühmen. Aber — es kommt wenig damit heraus. Was bin ich, der alte Michael Radno, sogar vor Denen, die vor mir, hier, unter diesem Dache lebten! Nichts, gar nichts! Da ist z. B. Laurenz von Brandusium aus Kalabrien — von Papst Pius VI. heilig gesprochen — seine Werke liegen heute noch als Manuscript in der lateranischen Bibliothek — da ist Pater Barsottus —" er hob ein kleines Büchlein, in Leder gebunden, zwischen den gefalteten Händen empor und führte es an seine Lippen, „welch' eine köstliche Gabe ist seine Cynosura Mariana, seu Maria stella polaris Jesu Christo sole amicta! Ich lege Ihnen, Hochwürden, diese Lectüre an's Herz..."

„Ich will mir den Namen Barsottus merken!" erwiderte Herr von Bork."

„Und ich vergesse ganz, Ihnen einen Sessel anzuweisen!" rief der Greis. „Da, da, nehmen Sie Platz!" Er räumte hastig einen ganzen Stoß Papiere hinweg, wobei wohl ein halbes Hundert kleiner Zettel auf den Boden stäubte.

Der Domherr half diese nach Möglichkeit aufräumen; der Alte fuhr fort:

„Da sehen Sie, womit ich mich in Mußestunden beschäftige! Ein Spiel — oder wenig mehr! Ja, ja," erläuterte er mit kindischer Selbstgefälligkeit weiter, „das würden Sie nie errathen, was auf diesen Zetteln steht! Die Namen der Geschichte und des Kalenders anagrammatisch behandelt. Das

sieht dumm aus, aber nein! nein! Es ist Manches dahinter — mehr, als der Uneingeweihte glaubt. Sehen Sie wohl, was für merkwürdige Mahnungen, Offenbarungen, Deutungen herauskommen, wenn man Worte auch nur von hinten liest! Leben heißt von hinten gelesen Nebel. Ja wohl, Leben ist Wandern im Nebel, die Klarheit ist drüben! Oder auch: Wie Nebel im Wind, das Leben verschwind't. Sorg' giebt Groß. Ist auch eins und dasselbe, je größer die Würde, desto schwerer die Bürde. Eva giebt Ave. Wie sinnig! Ja, ja, was Eva verdorben, hat uns Ave zurückgebracht: Ave Maria, regina coeli! Und Sarg, was giebt denn das im Widerspiel der Anagramms? Gras! Ja wohl! Wo der Sarg ist, da ist das Gras nicht mehr fern ..."

Und der offenbar kindisch gewordene Greis wankte mehrere Schritte weiter, fing an in einer Schublade umherzukramen und brachte wieder andere Papierstreifen herbei, auf welche er allerlei Namen mit großen Buchstaben geschrieben, um diese nach Herzenslust zu combiniren und zu versetzen.

„Höchst merkwürdig," sagte der Domherr, um den Alten nicht vor den Kopf zu stoßen, „nur bitte ich vorerst, ehe wir dieses Thema wieder aufnehmen, der Angelegenheit, welche mich zu Ihnen führt, eine kleine Aufmerksamkeit zu schenken. Mir läge sehr viel daran, wenn Sie, in Ihren Erinnerungen zurückschweifend, mir Auskunft in einer Angelegenheit ertheilen könnten, welche mich im höchsten Grade interessirt. Es betrifft eine Dame, die Sie als junges Eheweib gekannt haben müssen, da sie gleichzeitig mit Ihnen in Ragusa lebte — Frau von Weyher —"

„A re dama maligna!" sprang ihm der Greis kindisch lachend in's Wort, indem er, mit den rothgeränderten Augen zwinkernd, mit den Händen in den Blättern spielte.

„Nein, Ehrwürden," sagte der Domherr, gewissermaßen betroffen, ohne recht zu wissen, ob er die küchenlateinischen Worte für eine gelehrte Phrase oder eine bedeutungsvolle Anspielung halten solle. „Es ist kein schlimmes Weib, sondern, wie ich glaube, ein gar gutes, freundliches Wesen. Erinnern Sie sich wirklich Frau von Weyher noch genau?"

„Ob ich mich ihrer erinnere!" rief der Alte. „Wenn ich

auch fünfundachtzig Jahre hinter mir habe, auf mein Gedächtniß kann ich mir etwas einbilden! Wenn auch meine äußeren Sinne eine Einbuße erlitten haben, meine inneren sind darum nicht minder klar geblieben! Aber — setzen Sie sich doch lieber hieher," fügte er, einen zweiten Stuhl anfassend, hinzu, „denn auf dem rechten Ohre höre ich seit einiger Zeit recht schlecht!"

Der Domherr that, wie der Alte wollte, und setzte sich neben ihn.

„Sie kamen jedenfalls mehrere Male mit Frau von Weyher zusammen —" sagte der Domherr, um das Gespräch endlich auf den gewünschten Gegenstand zu fixiren.

„O ja, ich sprach sie mehrere Male, und dessen erinnere ich mich ganz genau!" erwiderte der Greis, obwohl er diese Worte durch das lange darauf folgende Schweigen nicht rechtfertigte. „Ihr ist einmal ein Kind gestorben —"

„Gestorben!" rief der Domherr, und es schnellte ihn vom Stuhle empor.

„Ja, ja, gestorben," sagte der Alte, „oder geboren — oder geboren — geboren werden und sterben — das ist Alles Eins!"

Der Domherr athmete wieder freier auf, als er die Zeichen der Gedächtnißlosigkeit des Alten, in eine philosophische Floskel gekleidet, deutlich zu erkennen glaubte, wiewohl es der Ursache seines Kommens ganz zuwider war, daß die einzige Quelle, aus welcher er Wahrheit über die große Angelegenheit seines Gemüths zu schöpfen gedachte, versiegt sein sollte.

Aber der Alte erhob plötzlich sein Haupt.

Er rieb sich die Stirn, dann sagte er:

„Aha, aha! jetzt entsinne ich mich! Frau von Weyher war sehr krank. Alteration, Hochwürden, tiefe Alteration, Gemüthserschütterung. Es war wie ein hitziges Fieber. Mein Gott, eine Mutter, die ihr Kind verliert, ihr einziges Kind! Ich habe ihr damals die Sacramente gereicht —"

Der Domherr war abermals zusammengefahren. War, was er hörte, Faselei, oder waren es die verworrenen, an den Tag kommenden Bruchstücke von Erinnerungen? — er wußte es nicht.

„Lieber Bruder," sagte er zu Pater Melchior, „das Alles ist lange her, wie soll man sich noch dessen erinnern? Obendrein sind es Dinge, deren Verlauf ohne besondere Merkmale war. Frau von Weyher ist nie ein Kind gestorben!"

„O doch!" versetzte der Alte, mit greisenhaft kindischem Eigensinn die welke Faust auf den Tisch drückend. „Hochwürden, mein Gedächtniß ist bewundernswerth! Ich weiß Alles, was ich erlebt habe, das Kleinste wie das Größte. Das Kind war ein Mädchen — sogar auf den Namen werde ich noch verfallen — warten Sie, warten Sie nur —"

Dem Domherrn versagte der Athem.

„Veronica!"

„Nein, nein!" versetzte Herr von Bork, so sanft als möglich berichtigend. „Ein Irrthum! Veronica lebt — ich kenne sie — sie lebt — sie lebt —"

„Veronica!" rief der Alte und hob die Augen empor, als ob er eine Inspiration erwartete. „Ja, ja, ich irre mich. Die schöne Gina, die hatte ein Kind, das hieß Veronica. Hatte so schöne Augen wie die Mutter. Ja ja, das war Gina, die arme Gina, oder Maria Magdalena, wie sie der Doctor im Findelhause nannte —"

Die Bewegung des Domherrn steigerte sich bis zur Bestürzung. „Der Doctor im Findelhause," hatte der Mönch gesagt, und nach Burda's Aussagen sollte Veronica ja ein angenommener Findling sein!

„Schad' um die schöne Gina! Die arme Gina!" fuhr der Alte fort. „Sie stürzte sich zum Fenster hinaus! Wahrlich, wahrlich, der Doctor hatte Recht, eine Maria Magdalena! Hören Sie, hören Sie," hub er wieder an und faßte des Domherrn Hand „ich habe diesen Namen auch zum Gegenstande meines Studiums gemacht — wunderbare Resultate — fatalistische Tiefen!"

Der Domherr sagte nichts, regte sich nicht, er war wie gelähmt. Er sah auch ein, daß es dem Alten unmöglich war, streng bei einer Sache zu bleiben, und daß Alles, was er vorbringen mochte, mit fremdartigen Beimischungen versetzt sei, woraus man sich das, was thatsächlich war, beinahe nach

Belieben heraussuchen müsse. Vielleicht würde er, wenn er den Greis schwatzen ließe, doch noch etwas erfahren.

„Maria Magdalena," fuhr der alte Kapuziner mit Seelenruhe fort, „heißt, wenn wir zuerst die Buchstaben ein wenig versetzen: mera dama galani, auf deutsch also: eine Dame, nur für Galane. Nicht wahr, merkwürdig? Anders versetzt heißt es auch: a re dama maligna, also: durchaus eine ruchlose Dame, sodann: a me ad nigra mala, oder auch: ad mira mala agenda, also: eine Frau, nur da, um Böses zu thun, zu sündigen! Hinter allem Bösen, was geschieht, ist ja immer solch ein Weib verborgen! Aber eine andere Versetzung des Namens Maria Magdalena giebt: mala Adam regina, böse Adamskönigin; ist das nicht wunderbar, Hochwürden? Ist das nicht wunderbar? Und als ich nun weiter mit meiner Analyse fortfuhr — da — da fand ich die ganze Geschichte der armen Marie, die im Findelhause starb, in ihrem Namen. So lange sie noch schön, heiter, glücklich und jung, da ist sie: e maligna armada, aus dem höllischen Geschwader. Ihre Buhlen treten für sie ein, da heißt es, wie schon in ihrem Namen liegt: ad arma, mi galane! Kämpfe für mich, mein Liebster! Und Mancher fällt, wird sehr unglücklich! A me ad nigra mala! Und Reue kommt und zehrt an ihr und sie ruft — und alles das liegt in ihrem Namen: mala mea grandia! Meine Schuld ist groß!... Und Schönheit fährt hin und Jugendblüthe, da heißt es wieder: ade, arma maligna! Ade, ihr bösen Waffen, ihr Liebesblicke, ihr Werber und Verderber! Ihr Wälder, ihr Einöden, ihr traurigen Mauern der Schuld nehmt mich auf! O! lauter aenigmata anagrammatica! Und zuletzt heißt es: e nigra dama, Alma, Du kannst noch aus einer schwarzen, sündigen Frau eine Heilige werden! So tröstet der Priester, wenn er ein milder Priester ist. So tröstete ich — doch die Arme hörte mich nicht — sie stürzte sich aus dem Fenster —"

„Aber — in welcher Beziehung steht jene Gina oder Maria Magdalena, von der Sie reden, zur Frau von Weyher?" fragte der Domherr und ihm wirbelte der Kopf. Es war ihm zu Muthe gewesen, als habe er in einer Art von Orakelsprüchen eingehüllte Thatsachen vernommen, welche trotz

der abgeblaßten, verzerrten Gestalt, in welcher sie auftraten, doch Burda's Aussagen bestätigten. Eine zerschmetternde Realität schien ihnen zu Grunde zu liegen.

„In welcher Beziehung?" erwiderte der Alte. „Die Welt ist voll Verbrechen, voll geheimer Dinge, die das Licht scheuen. Zu den Ohren des Priesters kommt weit mehr, als zu jenen des Richters. Frau von Weyher — ich saß drei Nächte an ihrem Krankenbett. Einmal — es war wohl um Mitternacht, ging das Dienstmädchen, das Kind auf den Armen, im Zimmer auf und ab. Da fällt der Magd das Kind zu Boden. Die Kranke stößt einen herzzerreißenden Schrei aus, fällt in Ohnmacht und von der Stunde an verschlimmert sich ihre Krankheit. „Gott straft mich", war ihr letztes Wort oder — „Gott will es nicht", aber das ist ganz gleich. Ihr erstes nach dem Erwachen: „Ich will beichten". Das Weitere ist Beichtgeheimniß."

Der Domherr blieb sprachlos sitzen. Es konnte mit Sicherheit angenommen werden, daß sich hinter den sprachlich unzusammenhängenden, aber geistig zusammengehörigen Aussagen wirkliche Erlebnisse abspiegelten, und es war kein besonderer Zwang nöthig, um dieselben, trotz ihrer phantastischen Auswüchse, mit den Incriminationen Burda's zusammenzubringen.

„Also das Kind der Frau von Weyher?" fragte er.

„Es war todt."

„Veronica ist aber am Leben!" rief der Domherr, blitzschnell wieder geneigt, alles Gehörte als Hallucination eines geistesschwachen Alten herabzuziehen.

„Die Mutter des Kindes ist todt, hab' ich gesagt!" rief Pater Melchior. „Sie haben nicht gut aufgemerkt. Nicht Veronica, Gina ist todt. Ich habe Ihnen ja gesagt, daß sie sich durch's Fenster hinausstürzte —"

„Ganz recht," sagte der Domherr kleinlaut und wieder ganz vernichtet. Trotz allem Ungewissen, kehrten die Worte des alten Mönches immer wieder auf etwas Festes zurück.

„Aber jetzt lassen wir das Alles!" sagte plötzlich der Alte. „Mein Kopf schmerzt. Ich kann leider nie lange auf einmal nachdenken. Aber vorlesen kann ich, so lange ich will!

Darf ich —" er griff nach einem Manuscripte, „Ihnen eine höchst merkwürdige Homilie vorlesen —"

„Ich danke! Heute nicht!" sagte Herr von Vork, mit einem raschen Ruck, der ihm Mühe kostete, sich erhebend. „Meine Zeit ist gemessen. Ich danke Ihnen. Ein anderes Mal wird es mir zum größten Vergnügen gereichen, Ihre geistreichen Arbeiten näher kennen zu lernen —"

„Nun gut, ein anderes Mal, wie Sie wollen," erwiderte der Greis, indem er aufstand und seinem Gaste auf's Herzlichste die Hand schüttelte. „Ich hätte es nicht geglaubt, daß wir uns in diesem Leben noch einmal sähen. Coram te, domine, fuhr er seufzend und mit zum Himmel erhobenen Augen fort, peregrini sumus et advenae, sicut omnes patres nostri. Vor Dir, o Herr, sind wir alle Fremdlinge auf der Welt und Reisende, gleichwie unsere Väter waren... Nun," fügte er hinzu, „lassen Sie sich bald wieder sehen, es wird mich immer freuen. Ihre Anerkennung thut mir wohl. Wer so verkannt worden ist, wie ich, wessen Streben solcher Mißhandlungen erlegen ist... O Roma! Roma! Roma!"

Im traten die Thränen in die Augen.

Gleich darauf entfernte sich der Domherr. Er war durch das, was er gehört, so verwirrt, daß er draußen die falsche Richtung einschlug. Er ging fort, gesenkten Kopfes, hinab, hinab, und erst als ihm eine ungeheure Schanzmauer entgegensah, erinnerte er sich, daß sein Wagen ihn auf dem Platze erwarte.

Aber er stürmte weiter.

Aus der Ferne hallte wie eine Klage das zerbrochene Glockenspiel herüber.

Seit seinem Eintritt in's Kloster der Kapuziner war eine Stunde vergangen.

Für ihn welche Stunde!

Fünfzehntes Kapitel.

Meldet, was in Folge der Denunciation geschieht.

Es waren unheilvolle Gemüthserschütterungen, von welchen sich Herr von York Tag und Nacht umbraust sah und die von seinem inneren Glücke ein Stück um das andere weggerissen. Es war ein schrecklicher Tag, an welchem er die Bekanntschaft des falschen Doctors Pante gemacht hatte, aber der niederträchtige Charakter des Letzteren ließ, trotz der urkundenartigen Beweise, so viel Zweifel in ihm zurück, daß er sich an diese anklammern und mit Hülfe einiger Selbsttäuschung nothdürftig auf Momente beruhigen konnte.

Seit seinem Besuch bei Pater Melchior hatte dies Alles wie mit einem Schlage aufgehört. Die abgerissenen Aussagen des alterschwachen Kapuzinermönchs gaben Burda's Behauptungen eine Stütze. Es war wie ein Zeugniß, das ihm gerade durch die fragmentarische und delirienhafte Form die Hauptsache der Anklagepunkte zu bestätigen schien, indem die Eindrücke der Thatsächlichkeit weder durch den geistesstumpfen Zustand des Zeugen, noch durch die Länge der Zeit ganz zu verwischen waren, gleichwie eine Ruine noch im tiefsten Verfalle das Aussehen von vormals und die Gestalt ihrer einstigen Existenz verrathen läßt.

Der Domherr war drei Tage lang in Gollhausen nicht erschienen. Brütend, allen Menschen unzugänglich, hing er seinem Unglück nach. Welche Vorwürfe er auch Frau von Weyher im Stillen machte, wie sehr er ihren Betrug verdammte, das Hauptgewicht seines Zornes fiel auf Burda allein. Ohne seine Enthüllungen wäre er ja heute noch glücklich gewesen, ohne seine Incriminationen hätte es ja keinen Betrug gegeben, er hätte wenigstens von keinem gewußt. Unzählige Male sagte er zu seinem Troste:

„Was liegt daran? Achtzehn Jahre lang hast du daran

geglaubt. Was hat sich eigentlich geändert? Ist in Folge dessen Veronica verunstaltet, oder ist sie darum für dich todt? Denke, es sei dein Adoptivkind; das Mädchen, das dich ohnehin nie für seinen Vater gehalten, hängt ja noch an dir, wie wenn du ihr Vater wärest. Was mich unglücklich macht, ist eine Illusion einer Thatsache ohne Werth. Was sind an und für sich Bande der Natur? Veronica hörte von Anfang an, daß dieser Weyher ihr Vater sei, nun kommt dieser Abenteurer — sie ist bestürzt, sie fliegt ihm nicht an die Brust, sie eilt ihm scheu aus dem Wege, sie schließt sich vom Moment seiner Ankunft desto inniger und heißer an mich. Hab' ich Recht, zu verzweifeln, oder rase ich gegen mich selbst? Habe ich Recht oder Unrecht? Wer ist der wahre Vater? Der Sclave, der den Block an den öden Strand des Lebens geflößt und sich aus dem Staube gemacht, oder der Künstler, der die Statue in dem Steine gesehen, die er dargestellt? Kann ich nicht dasselbe wie Nathan der Weise sagen?"

So tröstete sich der Unglückliche und war bemüht, seinen Familienfrieden wieder aufzurichten. Es war nicht nachhaltig. Das Herz des Menschen verschmäht den Rationalismus und hat nichts mit ihm zu schaffen.

Frau von Weyher, die noch immer, wie vom ersten Augenblicke der Enthüllung an, ihre Unschuld auf's Feierlichste betheuerte, war durch die einstürmenden Fatalitäten nicht minder bestürzt. Doch ließ sie sich äußerlich nichts anmerken. Sie war aber schon schwermüthig und kränkelte, als sie in Gollhausen ankam, und seitdem hatte sich ihr Nervenleiden nur gesteigert. Sie lag oft stundenlang wie in völliger Betäubung auf dem Sopha oder auf dem Bette.

Die schöne Veronica hatte keine Ahnung, welche Stürme die plötzlich aufgetauchte Frage nach ihrer Herkunft im Schooße der Ihrigen aufgerührt habe. Den Grund der Betrübniß, die ihr kurz zuvor heiter bewegtes Gemüth umlagerte, suchte sie blos durch die Krankheit ihrer Mutter zu erklären, an welcher sie mit der ganzen Inbrunst eines guten Kindes hing. Die Kriegsgefahren, die über dem Haupte ihres Bräutigams schwebten, vermochten sie bei ihrem jugendfrischen Muthe nicht

sonderlich zu ängstigen. Oskar Wallberg schrieb ihr fleißig, oft zweimal in der Woche, und kaum hatte sie einen Brief erhalten, so sah sie schon der Ankunft des zweiten fröhlich und zuversichtlich entgegen.

In einer Hinsicht fühlte sie aber doch das Verhängniß, das in der Frage nach ihrer Herkunft an sie herangetreten war. Der Freiherr von Weyher war da. Ehe sie ihn kannte, hatte sie eine Art von Theilnahme für ihn. Seit sie ihn aber gesehen und näher kennen gelernt hatte, war eine solche Abneigung gegen ihn in ihr aufgestiegen, daß sie sich ihm ganz fremd verhielt. Ein Widerwille, gegen den sie nichts vermochte, beherrschte ihr ganzes Empfinden. Die Stellung, die das Schicksal diesem Mädchen angewiesen, war gewiß exceptionell und anormal.

Frau von Weyher, von dem dreitägigen Ausbleiben des Domherrn beunruhigt, begab sich in dessen Stadtwohnung. Sie hörte dort, daß er nicht zu Hause sei, aber Alles deutete darauf hin, daß er sich habe verleugnen lassen.

Sie gerieth darüber in unbeschreibliche Bestürzung.

Dieser Mann war ja die letzte und einzige Stütze, die sie auf der Welt hatte.

Zusammenfahrend, ohne ein Wort des Protestes ließ sie sich abweisen. Taumelnd und zitternd kam sie auf die Straße hinab. Die Häuser tanzten ihr vor den Augen. Sie wußte nicht, ob sie noch einmal die Treppe hinaufgehen oder nach Gollhausen umkehren, oder wohin sie überhaupt gehen sollte.

Endlich schoß ein Gedanke in ihr auf, der ihr Kraft gab. Sie eilte in höchster Aufregung in den Gasthof, in welchem ihre Schwester und deren Mann noch immer verweilten.

Die Schwester war allein, als Frau von Weyher eintrat und sich athemlos auf's Sopha warf.

„Sieht man Dich einmal —“ redete Therese mit einer ordinären Ironie ihre Schwester an. „Diese hohe Ehre hätte ich nicht erwartet.“

Frau von Weyher schlug die Augen auf und erwiderte:

„Du und Dein Mann — Ihr habt mich zu Grunde gerichtet!“

„Daran wirst Du wohl mehr Schuld sein als wir," versetzte Therese. „Hättest Du Dich darnach aufgeführt —"

„Schwester," rief Frau von Weyher, emporspringend, sehr energisch, „sprich nicht so mit mir, sonst kann ich nicht glauben, daß Du blos von Deinem schlechten Manne verleitet bist, sondern muß Dich für ein Ungeheuer halten, ebenso gefühllos und teuflisch wie er —"

Die Schwester antwortete, von dem Schmerzensschrei und dem Bewußtsein ihrer schändlichen Mitschuld entwaffnet, betroffen und kleinlaut:

„Ist es denn nicht wahr?"

„Ist Euer Vorgehen gegen mich denn nicht niederträchtig?" fragte Frau von Weyher dagegen. „Jahrelang hab' ich für Euch gesorgt —"

„Es ist richtig, daß Du viel für uns gethan hast," versetzte die Schwester. „Ich weiß nicht, wie Alles gekommen, wie es gekommen ist. Ich habe meinem Manne nachgegeben. Was kann ich thun? Die Noth, in der wir sind —"

„Als Du bei mir lebtest," sagte Frau von Weyher, „hast Du nie über Noth geklagt, ein Beweis, daß ich Dir eine gute Schwester war. Erst als Du diesen Menschen geheirathet, gegen den ich so lange gesprochen, kommt die Noth, aber auch die Schlechtigkeit. Ich habe Dir, also auch ihm, nach Eurer Verheirathung so viel zufließen lassen, als ich erübrigen konnte. Bin ich deshalb geizig gewesen, weil ich nicht so viel gesandt, um die unersättliche Habgier und Verschwendungssucht Deines Mannes zu befriedigen?"

„Schreckliche Noth," entschuldigte Therese, „hat ihn zu dem Schritte getrieben. Freilich hab' ich mich auch gegen Dich aufhetzen lassen. Es ist ein Sündengeld, das wir bekommen haben, und ich weiß nicht, ob ich mich freuen oder mich beklagen soll, daß ich keinen Kreuzer davon erhalten habe. Es hat uns nichts geholfen. Ich weiß nicht, was mein Mann damit angefangen hat, ich weiß nur, daß er nichts mehr hat und wir nicht wissen, wie wir die Wirthshauszeche bezahlen können, um abzureisen."

„So steht's?" rief Frau von Weyher. „So hast Du mich ruinirt, ohne sogar einen Nutzen davon zu haben? Wenn Du

schon einmal Deine Schwester verkauftest, so hättest Du's doch so einrichten sollen, um Dein Lebelang vom Erlös existiren zu können!"

„So sprich doch, was giebt's?" fiel ihr die Schwester in's Wort. „Will Herr von Bork nichts mehr von Dir wissen? Hat er Dich — fortgejagt?"

„Nicht viel besser!" war die Antwort der Traurigen. „Ihr habt mir all', all' mein Glück zerstört."

„Mein Gott," rief Therese, sich mit der Hand in's Haar fahrend, „daß es so weit kommen würde, hätte ich nicht gedacht. O, hätte ich das geahnt! Wir haben Dich ruinirt, Du einzige Seele auf der Welt, die uns in unserer elenden Lage aufhelfen könnte und gewiß aufgeholfen hätte —"

„Wenn Du Deine Handlungsweise wirklich bereust," rief Frau von Weyher mit eindringlicher Gewalt, „so zeige es mit Thaten, nicht mit Worten allein! Wenn Du gleich bei der Hand warst, mich zu vernichten, so sieh jetzt zu, ob es sich vielleicht noch gut machen läßt. Sprich mit Deinem Manne sage ihm, daß er Alles widerrufen soll. Ja, widerrufen Er kann ja für Geld Alles! Ich will erkenntlich sein."

In diesem Augenblicke war ein Geräusch an der Thüre hörbar und Burda trat verdrießlichen Gesichts ein. Die Frau empfing ihn mit dem Worten:

„Wir haben was Schönes angestellt! Julie —"

„Wie kannst Du raisonniren?" erwiderte Burda. „Du bist es gewesen, die mich in Alles einweihte, weil Dich Dein Gewissen drückte. Ich habe Deinen Willen gethan —"

„Ich habe nicht gewußt, daß es so kommen würde," versetzte die Gattin, vorzugsweise durch die gemeinsame Geldlosigkeit zu Reue und Mitleid gestimmt. „Hätte ich mir Alles so vorgestellt, es wäre nicht geschehen. Du aber hast an mir so lange herumgehetzt —"

Burda wollte wild auffahren, aber Frau von Weyher fiel ihm in's Wort:

„Streitet Euch nicht," rief sie, „um den Antheil der Schuld, den Ihr an meinem Unglück habt. Versucht gutzumachen, was gutzumachen ist. Aus meinem Unglück könnt Ihr keinen

weiteren Nutzen ziehen, so trachtet wieder aufzubauen, was Ihr niedergerissen habt. Das wird vortheilhafter sein!"

Die verblendete Frau beharrte noch immer auf dem unglücklichen Wege, entschlossen, darauf weiter zu gehen, als ob er sie doch noch zum Guten führen könne, anstatt ihn ein- für allemal zu verlassen. Sie saß, das Taschentuch vor die Augen haltend, in der Sophaecke, rathlos, aber einem Rathe entgegensehend.

Bei Burda hatte die Aussicht auf Vortheil eine magische Wirkung; sein Instinct stellte ihn sofort mitten in die Situation hinein.

„Freilich, freilich ist das eine unüberlegte Geschichte gewesen," sagte er. „Ich hätte es nicht gethan, wenn ich damals so gedacht hätte, wie ich jetzt denke. Was glauben Sie, daß sich thun ließe?"

„Thun ließe?" sagte Frau von Weyher, ihre Erstarrung gleichsam von sich abschüttelnd. „Gehen Sie zu Herrn von Bork und widerrufen Sie Alles. Geben Sie an, aus Rachsucht gehandelt zu haben. Nehmen Sie Therese mit, damit diese nöthigenfalls Ihre Aussagen bestätige. Wenn Sie aber guten Willen haben, mir zu helfen, so brauche ich Sie über das, was Sie zu thun haben, nicht zu unterrichten. Ich traue Ihrer Gewandtheit Alles zu. Meinen Rath haben Sie nicht nöthig. Bei meiner Ehre, bei dem Glücke und der Zukunft meiner Veronica beschwöre ich Sie: retten Sie mich! Ich verfüge nicht über so viel, als ich Ihnen geben möchte, aber der Lohn, den Sie erhalten, wenn ich mich auf's Aeußerste anstrenge, wird hinreichen —"

„Frau Schwägerin," fiel ihr Burda mit Milde in's Wort, „ich werde Ihnen zu Diensten sein und verspreche mir einen vollen Erfolg. Es war schwerer, dem Domherrn alle Beweisstücke glaubhaft zu machen, als es sein dürfte, sie zu entkräften. Ich wollte in der Lage sein, Ihrer Erkenntlichkeit nicht zu bedürfen, aber dem ist nicht so. Da ich nun meinen Lohn nicht aus der guten That allein schöpfen kann, sollen Sie auch meine billige Denkungsart kennen lernen. Ich bin in einer momentanen Geldklemme — geben Sie mir fünfhundert Gulden — nur fünfhundert Gulden."

„Die sollen Sie haben," rief Frau von Weyher. „Uebrigens will ich, wenn Alles in sein Geleis zurückkehrt, auch noch Ihrer und Ihrer Frau von Zeit zu Zeit gedenken. Halten Sie es dann nicht für Mangel an gutem Willen, wenn ich zu wenig sende. Ich verfüge nicht über große Summen, und selbst die fünfhundert Gulden, die ich Ihnen verspreche, kann ich augenblicklich nur durch Verkauf meiner Schmucksachen zusammentreiben. Haben Sie wirklich die Ueberzeugung, daß dem Domherrn die ganze Geschichte auszureden ist?"

„Sie sollen mich kennen lernen!" rief Burda mit Selbstgefühl. „Sie sollen darüber staunen, was in Ihrem Schwager steckt! O, wie weit hätte ich es bei meinen Talenten und meiner Thätigkeitsliebe gebracht, wenn mir nicht das Glück zeitlebens feindselig gewesen wäre! —"

„Sie glauben," fragte Frau von Weyher aufathmend, „wirklich an Erfolg?"

„Ich glaube es!" sprach Burda. „Ich schwöre darauf!"

„Ich meine doch, daß Sie übereilt reden. Wenn Sie die Sache widerrufen, so müssen Sie doch auch die Summe zurückerstatten, um welche Sie mein Geheimniß verkauft haben. Das scheint mir eine Hauptbedingung, um Ihren Worten Eingang zu verschaffen! Sie sagen nichts davon? —"

„Das war mir schon eingefallen," sagte Burda, dem dieser Gedanke in der That unerwartet kam, aber äußerst wohlgefiel, rasch. „Ganz richtig! Ich habe zweitausend Gulden bekommen; Ihre Bemerkung ist vortrefflich! Wenn ich dem Domherrn das Geld auf den Tisch lege, so wird das eine größere Beredsamkeit haben, als alle Worte und Widerrufe. Dann ist kein Zweifel an Erfolg möglich. Das Geld zurückbringen, o, das wird und muß stutzig machen, verblüffen, überzeugen!"

„Natürlich," sprach Frau von Weyher, „muß ich auch diese Summe schaffen, denn Ihre Lage —"

„Ach, unsere Lage, theuerste Frau Schwägerin," jammerte Burda mit einem Mitleid fordernden Gesicht, wobei er von seiner Ehehälfte mit einigen tiefen Seufzern unterstützt wurde.

„Die Summe ist groß," fuhr die bestürzte Frau fort. „Ich müßte den größten Theil derselben theils durch Verkauf,

theils durch Versatz verschiedener Werthpapiere aufzubringen suchen."

„Solche Gänge will ich gern selbst besorgen, liebste Julie —" sagte Frau Burda im liebevollsten Tone.

„Danke!" versetzte Frau von Weyher. „Ich besorge es selbst."

„Also bleibt es dabei?" fügte sie, zu Burda gewendet, hinzu.

„Bauen Sie auf mich! Ich werde Alles in Ordnung bringen. Es wird sich Alles machen. Wir werden noch Alle mitsammen vergnügte Tage erleben. Wann kann ich die zweitausend Gulden abholen?"

„Was diesen Punkt betrifft," erwiderte Frau von Weyher, „so habe ich die Absicht, das Geld dem Domherrn selbst einzuhändigen, und zwar machen wir untereinander ab, daß ich es von Ihnen zu diesem Zweck erhalten habe."

Burda bemeisterte kaum sein Mißvergnügen über diese Antwort.

„Sie werden das hoffentlich nicht aus Mißtrauen thun?" sagte er.

„Offen gesagt: ja!" versetzte Frau von Weyher, „und Sie können es mir schwerlich übelnehmen."

„Nun, bestehen will ich nicht darauf," sagte der biedere Schwager; „allein es wäre wirksamer gewesen und hätte coulanter ausgesehen, wenn ich es selbst brächte. So denke ich im Interesse Ihrer eigenen Angelegenheit."

„Darauf kommt wenig an," versetzte die Schwägerin. „Dabei bleibt es: ich gebe die Summe Herrn von Bork selbst. Das Nähere melde ich Ihnen, sobald das Geld aufgetrieben ist. Kommen Sie daher heute oder morgen zu mir nach Gollhausen, ungefähr zwischen Fünf und Sechs Nachmittags. Ihr Besuch wird auffallend sein, man wird davon sprechen, besonders Blasius. Ich werde dann sagen, Sie wären bei mir gewesen, mir Abbitte zu leisten, da Sie inzwischen anderer Ansicht geworden und Ihren Irrthum eingesehen hätten."

„Recht gern," gab Burda mit jovialer Miene zur Antwort.

Er ging fort und Frau von Weyher, die noch einige

Zärtlichkeiten ihrer Schwester hatte schlucken müssen, eilte zuerst zum Bankier, sodann nach Gollhausen.

Es mochte gegen vier Uhr Nachmittags sein, als sie dort ankam. Sie hatte sich in den Besitz beider Summen gesetzt, sowohl der, welche sie an Burda zahlen, als auch der, welche sie Herrn von Bork einhändigen wollte.

Ihre Stimmung war durch die Hoffnung, die sie auf die Operation Burda's setzte, nach langer Gedrücktheit wieder erwartungsvoll gehoben.

Als sie den Garten betrat, kam ihr Blasius entgegen.

„Der gnädige Herr," rief er, „wartet schon lange auf Sie!"

Frau von Weyher fühlte sich auch von diesem Zeichen der Annäherung belebt, es wuchs ihr Muth und ihr Vertrauen auf einen guten Ausgang.

Stürmisch eilte sie die Treppe hinauf.

Herr von Bork erwartete sie allein in einem der abseitigen Gemächer, die zu ungestörten Unterredungen besonders geeignet waren, und dieser Umstand, der ihr gleich beifiel, fing sie wieder zu beunruhigen an. Sie nahm an, daß ihr der Domherr eine folgenschwere Eröffnung zu machen habe.

Dies war auch der Fall.

Als sie eingetreten war und ihn ernst, ja finster und unbeweglich dastehen sah, prallte ihre erste Bewegung, mit der sie ihn in die Arme schließen wollte, zurück. Ihre Füße wurzelten am Boden. Sie hatte kaum Stimme genug, ihn leise zu begrüßen.

„Julie," sprach Herr von Bork nach einer Pause, „Du warst bei mir —"

„Ja. Ich glaubte schon, Du ließest Dich verleugnen."

„Warum glaubtest Du das?" gab der Domherr mit würdiger Ruhe zur Antwort. „Warum würde ich mich verleugnen lassen? Ich war einfach auf zwei Tage verreist. Ich glaube, alle meine Pflichten gegen Dich jederzeit gewissenhaft erfüllt zu haben —"

„Ach freilich, freilich," seufzte Julie aus tiefster Brust heraus, indem gleichzeitig ein Thränenstrom aus ihren Augen hervorstürzte. „Du hast stets nicht allein pflichtgemäß, sondern

edelmüthig an mir gehandelt. Darum erfüllt es mich mit Verzweiflung, darum zerreißt es mein Herz, daß Du glaubst, ich hätte Dich jemals hintergangen und betrogen..."

„Das sollte freilich nicht zu erwarten gewesen sein," gab der Domherr zur Antwort. „Wir müssen damit endlich in's Reine kommen. Zu diesem Zweck bin ich da. Setze Dich!"

Frau von Weyher setzte sich auf den nächststehenden Stuhl, unruhvoll wie auf eine Anklagebank.

„Du kennst," sprach Herr von Bork, „die beklagenswerthe Angelegenheit, die Dir und vornehmlich mir seit einiger Zeit unaufhörlich Verdruß macht und mich bis in die tiefsten Tiefen des Herzens erschüttert. Nachgerade aber nimmt sie Dimensionen an, welche über die Denunciationen Deines Schwagers Burda weit hinausgehen —"

„Gut, daß Du davon anfängst," fiel ihm Julie hastig in's Wort. „Ich wäre Dir sonst zuvorgekommen. Ich habe Dir stets meine Unschuld betheuert, und Du wirst bald sehen, daß Du mir Unrecht gethan hast. Ich komme soeben von meiner Schwester, die mich schon wiederholt hatte zu sich bitten lassen. Ich kann Dir erklären, daß sowohl sie als ihr Mann ihre gegen mich geschmiedeten Lügen widerrufen wollen!"

„Welchen Eindruck soll das auf mich hervorbringen," versetzte der Domherr scheinbar gleichmüthig, „wenn so elende und charakterlose Leute gegen die Sache Zeugniß ablegen, welche sie erst neulich beschworen haben?"

„Doch! doch!" versetzte Frau von Weyher. „Als sie mich anklagten, hatten sie Vortheil davon, jetzt bleibt ihnen nur noch Schmach zurück. Gerade weil der Vortheil bei ihnen entscheidet, muß man ihnen da Glauben schenken, wo sie gegen denselben handeln!"

„Diese Leute," sprach der Domherr, „handeln nie gegen ihren Vortheil! Nie! Wenn's auch so schiene, es wäre nicht so, sie bildeten sich einen Vortheil ein! Sie wissen übrigens besser als wir, wie sie sich für die Abbitte bezahlt machen werden. Mit Drohungen haben sie erpreßt, was zu erpressen war; jetzt kehren sie zur Reue zurück, um Dein Mitleid auszubeuten."

„Welche Voreingenommenheit gegen mich von Deiner

Seite!" rief Frau von Weyher heftig, da sie das Mittel, von welchem sie einen völligen Umschlag im Gemüthe des Domherrn erwartete, die gewünschte Wirkung nicht hervorbringen sah. „Wirklich, Du bildest Dir eine Schuld, die ich haben soll, mit Gewalt ein. Du sprichst von einem Vortheil, den die Burdas aus ihrer Reue, aus ihrer Abbitte zu ziehen suchen. Worin könnte der bestehen? Weißt Du, was meine Schwester sagt? Ich sehe von ihrer Seite nur den ernstlichen Willen, gethanes Unrecht wieder gut zu machen. Burda will Dir das Geld, das Blutgeld, wie meine Schwester es nennt, zurückerstatten. Er wird es thun. Es fehlt nur noch ein Rest, den er aufzutreiben sucht. Sonst wäre er schon zu mir und zu Dir gekommen!"

„Bringe mich nicht zum Lachen, meine Lage ist nicht darnach!" gab der Domherr zur Antwort. „Ich möchte lieber weinen, weinen, weinen!" Er ging heftig im Zimmer auf und nieder. „Und wenn er mir hier die Summe auf den Tisch hinzählte —"

„Das wird er! Ihn brennt das Geld in der Hand!" unterbrach ihn Frau von Weyher mit größter Lebhaftigkeit. „Das wird er, gewiß, gewiß! Meine Schwester —"

„Laß mich ausreden!" sprach der Domherr. „Du verstehst mich nicht! Ich sage: selbst wenn er mir das Geld auf den Tisch hinzählte, es wäre zu spät, es schwächte die Verdachtsgründe nicht, welche mich nicht mehr zur Ruhe kommen lassen!"

Er brach in Thränen aus.

„Du glaubst nur Leuten, die gegen mich zeugen," rief Frau von Weyher mit Vorwurf, sich bitter ereifernd. „Mir Unglücklichen glaubst Du nicht!"

Der Domher ging noch immer im Zimmer auf und nieder. Die Thränen rollten langsam über seine Wangen herab. Mehrere Minuten vergingen. Frau von Weyher wollte ihn fassen und festhalten, er blickte sie so traurig an und sie wagte es nicht. Endlich sagte er ganz gelassen:

„Kannst Du Dich eines alten Mönchs erinnern? Des Pater Melchior?"

Julie schwieg betroffen, dann sagte sie ganz leise:

„Nein, ich erinnere mich nicht!“

„Eines Kapuziners, der in Ragusa lebte — Melchior Radno — er war Kaplan —“

„Ach Gott, der Kaplan!“ rief Frau von Weyher, vor Aufregung erglühend, laut. „Ja, ja, auf den entsinne ich mich freilich. Er war steinalt — er muß längst gestorben sein!“

„Er lebt!“

Die Röthe verließ wie mit einem Zauberschlage Juliens Gesicht, sie wurde marmorbleich.

„Ich habe — ihn besucht —“ fuhr der Domherr fort — „ich habe ihn gesprochen —“

Er hatte diese Worte kaum über die Lippen gebracht, als Frau von Weyher ohnmächtig vom Stuhle fiel, aber auch Herrn von Bork war bei der Bedeutung, die er dieser Ohnmacht beilegen mußte, zu Muthe, wie wenn ihm selbst die Sinne schwinden sollten.

Dies dauerte freilich nur einen Moment.

Er half Julien empor und legte sie eiligst auf's Kanapee, von welchem sie von den herbeigerufenen Dienstleuten bald darauf in ihr Schlafcabinet getragen wurde.

Sechzehntes Kapitel.

Was der Tag der Enthüllungen noch bringt.

Die Ohnmacht der Frau von Weyher war eine bald vorübergehende. Die unglückliche Frau kam unter der Hülfeleistung ihrer Kammerjungfer rasch wieder zu sich, und da sie jetzt nur Ruhe wünschte, ließ man sie allein.

Herr von Bork hatte sich in ein Zimmerchen parterre mit

der Aussicht auf den Garten zurückgezogen, wo ihn Niemand vermuthen mochte. Dort, von keiner Ansprache gestört, meinte er seinem Jammer still nachhängen zu können.

„Dein Glück ist aus!“ rief er. „Aus für immer! Warum sind mir die Augen aufgegangen! Wehe dem, der sie mir geöffnet! Was gäbe ich für meinen Wahn! Selbst die Erinnerung an die Zeit, da ich in der Liebe zu dieser Frau so glücklich war, von ihrer Schönheit und Gluth entzückt, ist befleckt! Dieser Bund war durch alle Gebote der Kirche geächtet, doch fühle ich, wie ich aus ihm die besten und reinsten Freuden meines Lebens geschöpft! Durch dieses Weib war ich mit der Welt, der ich nie entsagt haben sollte, wieder verbunden. Während ich einen Theil meiner Standesgenossen in starrer Entfremdung von Allem, was Leben heißt, untergehen sah, während andere in lediglich materielle Genußsucht versanken, war ich durch ihre Liebe bewahrt vor beiden Extremen. Vollends seit Veronica herangewachsen war und nach jeder Richtung hin so viel versprach, hatte ein neues Leben für mich begonnen. Ich meinte oft, nur für sie da zu sein! Ich liebte sie, wie ein Vater sein Kind nur lieben kann! O hätte ich nie geforscht! O wäre mir der Teufel in Burda's Gestalt nie erschienen!... Ihr, die mich betrogen, wenn auch nur um mich festzuhalten, muß ich grollen. Aber wie erst denjenigen, die mich auf die Spur geführt, um mir zuletzt unwiderleglich zu beweisen, daß mein ganzes Glück auf einem Betruge beruhte... O Veronica, Veronica, Du bist mir geraubt! Wie soll ich das tragen?“

Er hatte sich auf ein kleines Sopha geworfen und blieb, in ein Meer schmerzlicher Gedanken versenkt, stundenlang liegen. Manchmal warf er sich wie ein verwundet auf dem Schlachtfeld Zurückgelassener wild und heftig von einer Seite auf die andere, bald hielt er sich regungslos und schloß die Augen, wie um das Gift seiner Schmerzen recht einzusaugen und sich damit ganz zu erfüllen.

Draußen war Alles wie im Einklang mit seinem Gemüthe. Der Tag war grau gewesen, jetzt goß der Regen herunter und klaschte auf den Steinfliesen, der Wind rüttelte die dichtbelaubten Bäume des kleinen Parks.

Als der Domherr sich endlich erhob und mit seinen Augen, die viel geweint hatten, umhersah, war es ganz dunkel im Zimmer. Freilich, die Zweige der am Mauerspalier heraufgezogenen Bäumchen reichten gar zu weit herein und nahmen viel Licht weg. „Bin ich denn gar so lange dagelegen?" fragte er sich und blieb am Fenster stehen. Da war ihm, als ob eine Männergestalt rasch vorübergehe. Er riß das Fenster auf und rief: „Blasius!" Aber er mußte sich wohl getäuscht haben. Kein Schritt zu hören, kein Mensch zu sehen, nur der Regen rauschte.

Der Domherr tappte zur Thüre, abermals in der Absicht, Blasius zu rufen; dieser möge anspannen lassen, damit er den Rückweg in die Stadt antreten könne.

Inzwischen wollte er noch nach dem Zustande Juliens fragen. Sprechen wollte er sie heute nicht mehr.

Als der Domherr eben auf den kleinen Corridor hinaustrat, kam ihm Veronica mit einem Licht in der Hand entgegen.

„Gott! Du bist hier, Onkel?" rief sie laut. „Ach, das ist gut! Das ist gut!"

Sie schloß ihn an sich.

„Was ist Dir, Kind?"

„Ich weiß es selbst nicht; ich bin so unruhig, so geängstigt," sagte das Mädchen. „Die Mutter — "

„Nun, Kind?"

„Ich weiß nicht, was ich denken soll," fuhr Veronica fort. „Die Mutter ist aufgestanden und ist mehrmals in ihrem Zimmer auf und ab gegangen. Vor einer Stunde hat sie mich fortgeschickt, sie sagte, sie müsse allein bleiben. Sie hat mich geküßt und hat geweint. „Du dauerst mich, armes Kind!" hat sie mehrmals gesagt, sonst aber nichts. Ich wollte nicht fortgehen, aber sie hat mich nicht bei sich haben wollen. Da bin ich hinuntergegangen, um mit Blasius zu sprechen, ob man nicht einen Arzt holen solle. Ich bin wieder heraufgekommen, weil ich sie oben herumgehen hörte, und habe zuerst leise, dann lauter an der Thüre ihres Schlafzimmers gepocht. Sie will nicht öffnen; es ist ganz still. Ob sie schläft? Ich weiß nicht, welche seltsame Angst in mir aufsteigt... Mutter

ist schon seit längerer Zeit so aufgeregt — so seltsam — so ganz anders als sonst —"

Veronica hatte das Alles flüsternd gesprochen; der Domherr, der gesenkten Kopfes dagestanden, sagte nach einer Pause:

„Wir wollen zusammen nach ihr sehen."

Er ging die Treppe hinan, Veronica folgte.

Als Beide vor das Schlafcabinet von Frau von Weyher kamen, fragte Herr von Bork das draußen stehende Stubenmädchen, ob ihre Herrin schon zu Bett gegangen sei?

„Keinesfalls," meinte Anna, so hieß das Mädchen, „sie würde zuvor geklingelt haben."

Beide pochten an die Thüre, aber sie wurde nicht geöffnet.

„Wir wollen in den Salon gehen," sagte der Domherr, um die Sache vor dem Dienstmädchen nicht auffällig zu machen. „Sie hat uns gehört und wird gleich kommen."

„Ich weiß gar nicht, welche Angst ich habe —" sagte Veronica. „Und diese dunkle Nacht — wie im Spätherbst; der Regen prasselt nieder und der Wind rauscht so in den Bäumen —"

Die Beiden traten in den Salon, Veronica mit dem Lichte voran; da löschte ein jäher Luftzug es aus.

„Der Wind hat die Balconthüre aufgerissen!" sagte Herr von Bork. „Und nun treibt er den Regen gerade herein —"

Alles war finster, man spürte die stäubenden Tropfen.

„Licht! Licht! Licht!" rief Veronica, und Anna nahte mit einer Lampe.

Alle bemerkten gleichzeitig, daß an der ganzen Reihe von Blumenstöcken, die auf dem Balconrand aufgestellt war, eine eigenthümliche Verheerung stattgefunden habe. Einzelne Töpfe waren umgeworfen, ein paar Ficusbäumchen und Casuarien waren geknickt, die eine lag quer vor der Thüre, die andere hing über's Gitter herab.

Kaum war der Domherr an die Balconthüre getreten, als er mit einem Schrei des Entsetzens zurücktaumelte.

Er hatte einen Blick in die Tiefe gethan und dort eine hingestreckte weiße Frauengestalt erblickt.

Während das Kammermädchen mit wildem Geschrei, die Lampe fallen lassend, davon rannte, sank Veronica wortlos zusammen.

Als die Hausgenossen, der Domherr voran, unten ankamen, sahen sie das Aergste schreckenvoll wahr geworden. Die unglückliche Frau lag regungslos, das Gesicht gegen die Treppe gekehrt. Eine Lache Bluts, welche der Regen vergeblich wegwusch, weil sie sich stets erneuerte, zeigte, wie furchtbar die Verletzung.

Während Diese nach einem Arzte rannten, hoben Jene die blutende und durchnäßte Last langsam empor. Die Unglückliche athmete noch, aber nichts zeigte an, daß noch Besinnung in ihr wohne.

Vom Sopha, auf das man sie gelegt, fiel ihre schlaffe Hand nieder, und diese arme, schlaffe Hand hielt der Domherr fortwährend fest und bedeckte sie mit Küssen. Umsonst rief er die Geliebte mit den zartesten Namen unglücklicher Leidenschaft, umsonst sagte er, was bittere Reue nur sagen kann.

Bald knieend, bald über das Bett gestreckt, verbrachte er die schrecklichste Nacht seines Lebens.

Und als der Morgen dämmerte, war die schlaffe Hand ganz kalt und Frau von Weyher nicht mehr.

Siebzehntes Kapitel.

Handelt von militairischen Dingen.

Offenbar mußte Graf Giulay, als er den Tessin überschritt und in das piemontesische Gebiet einfiel, die Absicht gehabt haben, eine Entscheidungsschlacht in jener Gegend zu schlagen, welche seit den Tagen des großen carthaginensischen Feldherrn die historische Wahlstatt der Kämpfe um Italien ist. Ohne diese Voraussetzung hätte dem Uebergange der Oesterreicher jeder Sinn gefehlt.

Oesterreich war durch das Ergreifen der Offensive zum Friedensbrecher geworden, es mußte diesen Vorwurf oft genug hören. Hohl und lächerlich war er, wenn man die Unvermeidlichkeit des Krieges in's Auge faßt, und der vielgeschmähte Schritt hätte zwei Wochen später als eine ruhmwürdige That gegolten, wenn er hinterdrein von einem Erfolg gerechtfertigt worden wäre. Es galt eben, zu siegen.

Daß der Tessin überschritten wurde, war überdies strategisch ganz in der Ordnung. Abgesehen davon, daß Derjenige, welcher in der Offensive vorgeht, immer Dem voraus sein wird, der in der Defensive verharrt, weil er den Muth seiner Truppen anfeuert, ist es nur ein Postulat des gesunden Menschenverstandes, den Krieg im fremden Lande zu führen, damit die Dörfer, die dabei in Flammen aufgehen, fremde Dörfer, nicht die eigenen seien. So weit war Alles gut, es handelte sich nun darum, die Vereinigung der französischen und italienischen Armee zu verhindern und jede einzeln zur Schlacht zu zwingen. Selbst nach dem Verlust einer Schlacht in Piemont hätte sich dann die Ticinostellung, die Festungswerke von Piacenza zur Seite, sehr wirksam vertheidigen lassen.

Für diesen ursprünglichen Plan zeugte die Aufrollung sämmtlicher Streitkräfte, jenseits des Ticin vom Lago maggiore bis südlich an die Meeralpen hin, aber der Plan selbst scheint nur ein paar Tage existirt zu haben. Unmittelbar darauf wurde das Thun und Lassen der Armee völlig räthselhaft. Heute hatte es den Anschein, als ob Giulay gegen die Dora baltea und vielleicht über diese nach Turin vordringen wolle, Morgen traf er wieder Anstalten, die ganze Action auf das rechte Po-Ufer zu verlegen.

Die Welt, welche diesen seltsamen Irrfahrten mit gespannter Beobachtung folgte, wurde allmählich ganz verblüfft. Bald sollte das Regenwetter, bald das Hochwasser der Sesia, bald das des Po das Vorschreiten der Operationen gehindert haben. In diesem Hin- und Herschieben der Heeresmassen war auch nicht die Spur eines leitenden Gedankens zu erkennen. Da aber erhoben die officiellen Zeitungen immer lauter das Wort und sprachen von einem ganz besonders tiefsinnigen, genialen

Plane, der eben Alle überraschen werde. Für den Gescheidteren aber war kein Zweifel mehr übrig, daß zwei, vielleicht auch drei Kriegsleitungen einander durchkreuzten, jede unfähig, etwas Vernünftiges durchzusetzen.

Kurz vor der Mitte Mai hatte der Graf sein Hauptquartier nach Mortara zurückverlegt. Es war gegen die Erwartung der ganzen Welt zu keiner entscheidenden Action auf piemontesischem Gebiete gekommen. Die beste Zeit vor der Ankunft der Franzosen hatte man verstreichen lassen, und jetzt schien es wieder, als ob man den Alliirten Zeit lassen wolle, ihre Aufstellungen immer mehr zu consolidiren.

Die Oesterreich günstige Stimmung in Deutschland gerieth durch alle diese Mißgriffe immer mehr in's Schwinden.

Seit dem Zurückgehen auf Mortara schien sich Graf Giulay vollends dem Stillleben ergeben zu haben. Wochen um Wochen vergingen. Mit Ausnahme des Treffens bei Montebello, das durch eine sogenannte große Recognoscirung herausgefordert worden war, gab es nur Scharmützel und Vorpostengefechte. Der österreichische Feldherr glaubte im Vertrauen auf seine ungeheure Truppenaufstellung den Feind abwarten zu können, um ihn dann auf vortheilhafter Stelle zu schlagen.

Dies setzte natürlich die Absicht und den Willen des Feindes voraus, die österreichische Frontstellung anzugreifen und sich über Pavia die Bahn in die Lombardei zu brechen. Der Anschein seiner Haltung sprach allerdings von Tag zu Tag deutlicher dafür. Seit der Affaire von Montebello rückten die Franzosen auf dem Wege gegen Pavia bis Stradella vor, während die Italiener, von Zuaven unterstützt, die Positionen bei Palestro nahmen.

Diese concentrischen Kämpfe verkündigten allerdings einen baldigen Angriff. Die Oesterreicher erwarteten den Zusammenstoß, auf welchen sie auf's Energischste gefaßt waren, mit Zuversichtlichkeit.

Aber dem Feinde kam es gar nicht in den Sinn, dem Stier in die Hörner hineinzulaufen und im Angesichte des Feindes den Po, der hier neunhundert Metres breit war, passiren zu wollen. Gerade dadurch, daß sich der österreichi=

sche Oberbefehlshaber auf diesen Kriegsplan eingerichtet hatte, war Napoleon auf den Einfall gekommen, die überraschendste aller Bewegungen auszuführen, indem er seine ganze Armee vor den Augen des Feindes wegescamotirte, die rechte Flanke desselben im Stillen umging und fast im Rücken der feindlichen Armee, wie aus dem Himmel gefallen oder dem Erdboden hervorgezaubert, über dem Tessin in der Lombardei erschien.

Napoleon hatte Folgendes beschlossen: Während die an der Sesia demonstrirenden drei bereits dort stehenden Divisionen, von einem französischen Corps unterstützt, weiter demonstriren, macht die ganze, mit der Front gegen den Po aufgestellte Armee, bis auf ein einziges Corps, das bei Voghera stehen bleibt, linksum! Es wird auf der Eisenbahn über Casale nach Vercelli geschafft, geht oberhalb Vercelli auf das linke Ufer der Sesia und marschirt auf Novara.

Dieses Unternehmen war so waghalsig und unerhört, daß man sich's noch jetzt, da es ein vom Erfolg begleitetes Factum ist, kaum vergegenwärtigt. Wie, so muß man verwundert fragen, war es möglich, vier französische Armeecorps und fast die ganze Armee Victor Emanuel's von den Meeralpen weg im weiten Halbbogen über Alessandria und Novara bis hart an den lombardischen Boden hinüberzuschaffen, ohne daß einer der Oesterreicher, an welchen immerfort die Eisenbahnzüge vorübersausten, das Manöver bemerkte? Wie kam's, daß es unverrathen blieb? Das Erstaunen bleibt unvermindert, wenn man auch weiß, mit welcher Sorgfalt der Täuschung das Wagestück ausgeführt wurde, ein bisher unerreichtes Meisterstück blitzschneller und entscheidender Bewegung.

Während die Franzosen heimlich wegschlüpften, kämpften die Oesterreicher gegen Abtheilungen derselben bei Stradella, gegen die Italiener bei Palestro. Es waren natürlich Scheingefechte, welche im Glauben bestärken sollten, daß man auf Pavia losgehe und das thun wolle, was Giulay im eisernen Glauben erwartete. Ueberdies hatte die Eroberung von Palestro auch noch den Zweck, die Oesterreicher von der einzigen Stelle wegzudrängen, von welcher aus die feindlichen

Truppenbewegungen zu Fuß und auf der Eisenbahn beobachtet werden konnten.

Das Linksum der Franzosen, am 28. Mai begonnen, war erst am 3. Juni geschlossen. Es hatte trotz aller Anstrengung der Locomotiven sieben Tage gedauert. Hätte Giulay während dieser sieben Tage nach irgend welcher Richtung einen Stoß geführt, er hätte eine Blöße des Feindes treffen müssen! Aber wie wenig er von dieser militairischen Escamotage eine Ahnung hatte, beweist auch der Umstand, daß er die Truppen des rechten Flügels von Novara bis über Mortara hinaus, also mehr gegen das Centrum, heranzog, um desto compacter gegen den Feind zu stürzen, welcher eigentlich in der Richtung, in der man ihn suchte, nicht mehr vorhanden war.

Nichts hätte den Franzosen erwünschter kommen können, als diese letzte Maßregel. Sie begünstigte ihre Flankenbewegung, sie war gleichsam in deren Interesse geschehen. Als Marschall Niel, dem die Aufgabe zugefallen war, für den Fall der Entdeckung die Schlachtlinie zu formiren, gegen Mitternacht Mortara erreichte, waren die Oesterreicher eben abgezogen, um Giulay's Hauptmacht dort zu verstärken, wo es bereits keinen ernstlichen Feind mehr gab.

Giulay war überlistet, denn er hatte dem Feinde gezeigt, was er im Schilde führe und nicht errathen, was dieser vorhabe. Und nicht viel früher sollte er aus seinem Wahne erwachen, als bis der Kanonendonner bei San Martino und Magenta erdröhnte und er seine wochenlang gebildete Schlachtordnung zerstören und über Hals und Kopf dahineilen sollte, wo ihm, um sich zu schlagen, die Wahlstatt vom Feinde angewiesen worden war.

Während Louis Napoleon auf nächtiger Irrfahrt wie ein verderblicher Dämon unweit von den äußersten Vorposten vorüberhuschte und seine Truppen die österreichische Aufstellung in einem großen Bogen umgingen, um direct auf Mailand loszustürmen, saß unser alter Bekannter, General Greifenstein, unweit von Mortara ruhig und fidel zu Tische.

Er wohnte in einem Dörfchen, das nur wenig Nummern

zählte, und hatte mit seinem Stabe das geräumigste Gebäude des Ortes, das Wirthshaus, inne.

Es war die erste Nacht des Juni und Mitternacht nicht weit. Man trank den schäumenden Wein von Asti und war sehr lustig. Major Arthur Haldenried, Oberst Rosen und Oskar Wallberg befanden sich unter den Gästen.

Alles war voll Begier, loszuschlagen, denn in den sumpfigen Reisfeldern der Umgegend war ein gefährlicher Aufenthalt, der das Leben ohne Ruhm und Auszeichnung auf's Spiel setzte. Während die jüngeren Leute ihrer Ungeduld über die zuwartende Haltung der Armee Luft machten, scherzte Greifenstein mit Teresina, der schönen Wirthstochter, die an der Officierstafel bediente.

„General," rief Oberst von Rosen lachend, „Sie sind bis jetzt der Einzige unter uns, der Eroberungen macht. Unsere jungen Waffenbrüder, welche da um uns herumsitzen, können bezeugen, wie spröde das Mädchen ist. Nur von Ihnen läßt sich Teresina um die Taille fassen."

„Zum Glück," erwiderte Greifenstein, auf den Scherz eingehend, „ist meine Frau nicht eifersüchtig. Nicht wahr, Haldenried? Aber in der Lieb', mein Gott, bin ich längst dienstuntauglich und g'hör' in's Invalidenhaus."

Da trat der Wirth, Altazzi mit Namen, ein bejahrter, unscheinbar aussehender Mann mit gutmüthigem Gesicht, ein paar Flaschen unter dem Arme, herein.

„Ihr kommt, nach Teresina zu sehen," rief Greifenstein, ihm die Flaschen aus der Hand nehmend. „Habt nur Acht auf sie, sie ist ein schön's Kind."

„Meine größte Freude habe ich darüber, daß sie brav ist," meinte Altazzi.

„Das ist sie, brav, nur zu brav!" riefen Mehrere.

„Aber auch Ihr müßt g'stehen, daß wir braver sind, als Eure Zeitungen uns schildern," sagte Greifenstein. „Nicht wahr, Ihr habt g'glaubt, daß wir den ganzen lieben Tag im Lager Jungfrauen einfangen und Kinder spießen? Wir sind doch ganz anständige Vandalen und gemüthliche Hunnen, nicht wahr, Altazzi?"

„Ach," sagte Altazzi, „wie sollte ich die Herren Oester-

reicher nicht kennen, da ich im Jahre Neunundvierzig auch Einquartierung hatte? Jetzt wieder habe ich die Herren seit drei Wochen im Quartier und gestehe, daß ich keine besseren Gäste gesehen, seitdem mein Haus a la croce rossa heißt."

„Wenn Ihr so denkt, seid Ihr aber ein schlechter Patriot, ich mein', was die Unita italiana betrifft."

„Wenn ich wüßte," erwiderte Altazzi, „daß wir Italiener weniger Steuern bezahlten, wenn Mailand und Venedig dem Victor Emanuel gehörten, so wollte auch ich mir die Schwärmerei gefallen lassen. Aber Krieg und Eroberungen kosten Geld, und wenn es schief geht, sind wir ruinirt. Mazzini hat gut reden — wir Landleute müssen am Ende die ganze Zeche zahlen."

Er ging achselzuckend, mit einem verdrießlichen Gesichte zur Thüre hinaus.

„Merkwürdig," rief Greifenstein, „so reden's Alle. Niemand hört den Schmerzensschrei außer Victor Emanuel und Cavour, denn nur die Maulhelden in den Blättern und die Flüchtlinge und Bummler am Turiner Hof stoßen ihn aus."

„Ob sich unser Wirth nur so stellte," sagte Haldenried, „will ich nicht untersuchen."

„O, der verstellt sich nicht," rief Greifenstein, „der ist zu dumm dazu. Ich hab' schon oft mit ihm g'sprochen und ihm teufelsmäßig schlau auf den Zahn gefühlt."

„Was ihn, den Einzelnen betrifft," sagte Oberst Rosen, „so will ich wohl glauben, daß er so denkt, wie er spricht. Was hat so ein Mensch, halb Bauer, halb Dorfwirth, von der italienischen Einheit? Vor der Hand nur Lasten; die möglichen Vortheile zu begreifen, die ihm die Zukunft bringen könnte, ist sein Horizont zu beschränkt. Mit unseren Landsleuten jenseits der Alpen ist es ganz dasselbe."

„Ach was, dummes Zeug!" rief Greifenstein, auf den Tisch schlagend. „Die Masse des Volkes ist allenthalben zufrieden. Das ist aber das Malheur allerwärts, daß die Gemäßigten nicht auch schreien, wie zufrieden sie sind! So kommt es, das man nur das Häuflein Derer hört, die Alles umstürzen möchten! Recht brüllen sollten auch die Loyalen, damit

man sieht, daß sie die Mehrzahl sind, die Malcontenten terrorisiren, in ihren Häusern Petarden springen lassen — aber es ist umgekehrt! Diese Kerls verkriechen sich und lassen sich Alles g'fallen. Aber nun, meine Herren, wenn wir siegen — und diesmal siegen wir — diesmal wer'n wir mit den Piemontesen nicht die Großmüthigen spielen wie nach Novara. Der Feuerherd muß zerstört, der Victor Emanuel dorthin gejagt werden, wo der Pfeffer wächst!"

„Ha, wenn's nur losginge!"

„Ja, wenn's nur losginge, das sag' ich auch!" rief Greifenstein. „Doch jetzt haben wir die längste Zeit g'wartet. Die Franzosen schreiten zum Poübergang und sollen uns da ganz g'hörig am Platze finden!"

„Ich gestehe," warf Rosen ein, „daß ich mich mit der Anschauung nicht befreunden kann, die, statt selbst die Offensive zu ergreifen, die Offensive des Gegners abwartet. Statt selbst nach der schwachen Stelle zu stoßen, beschränkt man sich darauf, die Schläge zu pariren. Daraus werde ein Anderer klug!"

„Ich weiß nicht, worauf wir so lange warten," nahm Haldenried das Wort. „Erst war's, als wollten wir den Franzosen Zeit lassen, sich zum Beginn der Offensive mit aller Bequemlichkeit vorzubereiten, und jetzt, als wollten wir abwarten, wo sie uns das Schlachtfeld anweisen wollen. Ja, wenn wir Bundesgenossen zu erwarten hätten, dann hätte diese Unthätigkeit einen Sinn. Wenn Deutschland für uns einträte! Aber da ist viel Geschrei und wenig Wolle —"

„Sprach der Teufel und scheerte ein Schwein!" fiel Greifenstein lachend ein. „Ja freilich, wenig Wolle, wenig Wolle. Gleich vordringen, vordringen hätten wir sollen. Allessandria angreifen oder cerniren, Turin nehmen, den Appenin zumauern, das heißt seine Löcher, die Tunnels — kurz — grad' so hätten wir's machen müssen, wie's d' Augsburger Allgemeine Zeitung g'sagt hat — die hat immer die richtigsten Ansichten! Wirklich famos! Möcht' wissen, wer die Artikel schreibt! Der Mensch g'hört in unser Hauptquartier."

„Diese Aufsätze," sagte Oskar Wallberg im bescheidensten Tone, „schreibt, wie ich gehört habe, ein gewisser Orges."

„Was reden's da?" rief Greifenstein mit grimmiger

Miene, ganz entrüstet. „Das ist eine lächerliche Behauptung von Ihnen! Ich begreif' nicht, wie Sie so was reden können! Porges? Porges? Ja, wie können's denn so was glauben? Porges ist ein Judenname!"

„Orges; Hermann Orges, Excellenz!" wiederholte Wallberg.

„Was? Heymann Porges? Sie müssen nicht recht bei Sinnen sein!"

„Orges, Orges, Herrmann Orges!" rief Oskar mit auf's Höchste verstärkter Stimme, dem schwerhörigen Chef zu Hülfe kommend. „Kein Jude, Excellenz, sondern ein Preuße, ein ehemaliger preußischer Lieutenant."

„Ein Preuß'?" rief Greifenstein. „Schad', wenn's wahr is! Ich hab' d' Preußen kaum lieber, als d' Juden. Aber natürlich Ausnahmen giebt's überall. Kurz, der Orges ist ein ganzer Mann, der verdienet ein Oestreicher zu sein. Der hat ein' Patriotismus, der hat g'sunde Ansichten! An dem liegt's nicht, wenn Preußen nicht hilft und daß die Deutschen nicht mitmarschir'n. Roth und heiser red't er sich für unsere Sach'."

„Mir scheint indeß," bemerkte Haldenried, „daß er die Tüchtigkeit der französischen Armee entweder mit falsch berechneter Absicht oder aus Leichtfertigkeit und Unkunde unterschätzt."

„Aber ich weiß gar nicht," unterbrach ihn der General, „was Sie immer mit den Franzosen haben, meine Herren! Ihnen muß halt noch immer die alte Franzosenfurcht in den Gliedern liegen, die Ihnen die Mütter beig'bracht haben, als Sie noch Kinder waren. Die heutigen Franzosen führt der alte Napoleon nicht mehr und es is auch nicht mehr dieselbe Armee. Die Sansculotten sind todt. Auch da hat der Orges vollkommen Recht. Die Franzosen sollen ja auch immer kleiner und kleiner wer'n. Sie schrumpfen z'sam, sie gehn ein wie ein schlechter Waschstoff. Das Soldatenmaß haben's 'runter setzen müssen, damit sie überhaupt Leut' bekommen, sie sind halt entnervt, diese Franzosen, die schmächtigen Bürscheln, die in den Hosen eine Crinolin' haben, damit sie nur nach irgend was aussehn, die wer'n den Bajonettangriff von unsern

Böhmen und Croaten nicht aushalten! Und is das 'ne Organisation? frag' ich! Das is ja, wenn man's marschiren sieht, keine geordneter Trupp', das is ein Haufen Kosaken, wenn nicht gar eine Heerd' Gäns'. Schritt halten's nicht und watscheln durcheinander, und beim Tirailliren erst — da merkt man's! Da kommen's in Rudeln daher, wie zum Sturmlaufen, ohne daß das Signal richtig geblasen ist, und anstatt daß ein Glied nach dem andern ordentlich schießt, das dritte nach dem ersten und das zweite nach dem dritten, schießen's piffpaffpuff durcheinander, wie's ihnen einfallt. Einmal geht ihnen's Feuer ganz aus und nachher knallen's wieder in einem fort. Was ich bisher gesehen hab' — das war die reine Anarchie — ich hab' g'laubt, ich seh' eine z'samgelaufene Insurgentenbande vor mir."

Der General redete sich in das dünkelvolle Gefühl der Kriegspräpondenz so heftig hinein, daß er im Gesicht roth und blau wurde.

Ein Lieutenant trat in diesem Augenblicke ein und sagte ganz beiläufig:

„Die Vorposten melden, daß man schon wieder in der Stille der Nacht das Pfeifen der Locomotiven hört."

„Sie ziehn Verstärkungen an den Po herunter," sagte Greifenstein und meinte damit, daß volle Trains in östlicher Richtung und leere Wagen nach Westen gingen, während gerade das Umgekehrte geschah. Doch wieder ging die Thüre auf, ein den Uebrigen unbekannter Officier schritt, nachdem er einen Blick über die Gesellschaft geworfen, hastig auf Greifenstein zu.

Dieser, die dienstmäßige, bei Rapporten übliche Haltung des Mannes bemerkend, erhob sich, seine Pfeife auf den Tisch legend, vom Stuhle, und zog sich mit diesem, da er seine Meldung zu flüstern Absicht gezeigt hatte, in eine Ecke des Saales zurück.

Die Sache war in dieser Zeit wenig auffällig, machte aber doch bald die allgemeinste Aufmerksamkeit rege, als der General kurz darauf, unter Ausdrücken hohen Erstaunens, sichtlich aufgeregt, so schnell, als die Füße den schweren Leib

zu tragen vermochten, von dem Officier gefolgt, zur Thüre hinauseilte.

„Das muß was Besonderes sein!" sagte Oberst von Rosen zu den Umsitzenden. „Ein gewöhnlicher Rapport bringt unsern hohen Chef nie aus seinem Phlegma!"

„Das war der Oberlieutenant von Haller," sagte einer der Officiere. „Er steht am äußersten rechten Flügel."

„Dort muß etwas Unvorhergesehenes passirt sein!" riefen Mehrere.

„Ach, dort ist Alles sicher!" meinten Andere, und ein hitziges Gespräch erhob sich und dauerte bis zur Rückkehr des Generals.

„Was soll man dazu sagen?" rief Greifenstein, mit einem bestürzten Gesichte eintretend. „Wissen's, was ich für eine Meldung bekommen hab'? Fünfzigtausend Franzosen sollen in Novara beisammen sein und sich in der Richtung gegen Mailand bewegen. Soll man es glauben? Es wär' zum Verrücktwerden, wenn es wahr wäre."

Diese Worte machten die größte Sensation. Der General fuhr fort:

„Ein Franziskaner ist an unseren Vorposten erschienen und hat ersucht, gleich zu mir geführt zu werden. Oberlieutenant Haller, den Sie eben g'sehn haben, hat ihn herbegleitet. Ich hab' den Mann eben g'sprochen. Die Frag' kann nur sein, ob er sich nicht irrt oder übertreibt, sonst würde sich der Mensch nicht der g'fährlichen Müh' aussetzen, freiwillig Spionendienste zu thun. Lüge und Betrug steckt nicht dahinter, die Pfaffen sind noch die besten Freunde, die wir in Italien haben."

„Wenn dem so wäre," meinte Oberst von Rosen, „so könnte ich mir nur denken, daß ein Armeecorps über die Alpen, über den Simplon heruntergestiegen ist."

„Das hätte ja das lange schweizerische Rhonethal zu passiren gehabt," erwiderte Haldenrieb. „Von der Neutralität der Schweiz will ich nicht reden, aber in der Zeit der Telegraphen hätten wir doch davon längst auf allen Wegen, sogar über Wien, die Nachricht erhalten. Mehrtägige Märsche durch

die ganze Länge der Schweiz lassen sich nicht ohne Augenzeugen ausführen."

„Oder wäre es ein Nachschub von Garibaldianern? Die treiben sich da oben bei Como und Bergamo herum," rief eine Stimme.

„Da würde ja der Franziskaner übertreiben, wie ein alt's Weib!" rief Greifenstein. „Er sagt ja: fünfzigtausend! Der Mensch ist zwar ein Italiener, aber wie er mir aussieht, ein enragirter Pfaffe, der es mit uns gut meint. Was soll man da denken, meine Herren?"

„Wenn es wirklich Franzosen sind, fünfzigtausend Mann, die können nur über den Tessin hinüber nach Mailand wollen!" rief Haldenried. „Und wir sehen immer nur nach dem Po! Doch denen würde man schon den Weg verlegen! Wir haben am rechten Ufer des Tessin zahlreiche gute Brückenköpfe, die zu vertheidigen sind. Da muß gleich Jemand in's Hauptquartier reiten..."

„Ja, ja, das kann g'schehen!" sagte Greifenstein. „Hören's, Wallberg —"

Der Genannte sprang auf, stolz, eine Mission übernehmen zu können, und griff nach Mütze und Seitengewehr.

Da erscholl vom Hofe herüber der Hufschlag eines im Galopp heransprengenden Pferdes, ein Ordonnanzofficier aus dem Hauptquartier trat, mit einer Depesche in der Hand, ein.

Der General nahm das Schreiben in Empfang, setzte den Nasenklemmer auf und studirte das Blatt, es dicht an's Licht haltend, mit großer Aufmerksamkeit.

Dann sagte er:

„Also jetzt wissen wir, woran wir sind! Wir haben morgen früh um sechs Uhr aufzubrechen und weiter gegen das Centrum, nach San Giorgio zu rücken."

„Das wäre in entgegengesetzter Richtung von Novara, wo der Feind erschienen sein soll!" rief Rosen.

„Allerdings. Aber hier steht's, was wir zu thun haben. Im Hauptquartier, wo alle Fäden zusammenlaufen, weiß man am besten, wieviel's g'schlagen hat! Unser Feldzeugmeister Giulay ist ein feiner Kopf, den täuscht keine Diversion, kein Scheinmanöver! Der war nicht umsonst mit meinem Freund

Wanthofen fünfzehn Jahre beisammen! Uebrigens, die Sache ist für Jeden, der ein bissel Strategie im Kopf hat, ganz klar; die Franzosen wollen über den Po, vermuthlich zwischen Pavia und Stradella, wo schon einst der Radetzky hinüber ist. Das ist ihre Operationslinie. Fünfzigtausend Mann in Novara! Na, wart', Franziskaner! Dich nehm' ich mit! Dich will ich mir auf einige Tag' ausleihn! Mich soll's nicht wundern, wenn der Kerl ein verkleideter Mazzinist wär', der uns in den Dreck führen wollt'. Aber dann mach' ich mit ihm kurzen Proceß!... Also, meine Herren, wir marschiren morgen um sechs Uhr. Die Franzosen sollen nur kommen! Denen wollen wir die rothen Hosen schon durchklopfen! Aber jetzt gute Nacht, meine Herren! Einige Stunden muß der Mensch schlafen!"

Die Absendung Wallberg's in's Hauptquartier war unterblieben. Alles ging auseinander. Keins der Opfer einer unfähigen Kriegführung hatte eine Ahnung davon, daß Alle schon am nächsten Tage wieder umkehren und dem Feinde auf die Gefilde von Magenta nachlaufen würden, um dort eine Begegnung mit dem furchtbaren Kriegsgotte zu haben.

Achtzehntes Kapitel.

Schildert einen Tag des Verderbens.

Erst als die Concentrirung der französischen Armee bei Novara vollständig beendigt war, hatte man im österreichischen Hauptquartier Nachricht von der Anwesenheit eines Feindes in dieser Gegend erhalten. In der Nacht des 2. Juni brachten Kundschafter die erste Meldung, daß jenseits des Tessin eine Armee von fünfzigtausend Mann gesammelt stehe.

Die Kunde dieses Ereignisses machte im Hauptquartier einen unbeschreiblichen Eindruck. In der Stellung von Ma=

genta standen um diese Zeit nur etwa zwanzigtausend Mann, das zweite Corps nämlich und etwa siebentausend Mann vom Corps Graf Clam. Die ganze bisherige Aufstellung war unbrauchbar geworden. Man mußte die durch Wochen gebildete Ordnung zerstören und über Hals und Kopf dahin eilen, wo die neue Wahlstatt, sich zu schlagen, vom Feinde angeordnet war.

Während Adjutanten nach allen Seiten davonflogen, um die zunächst gelegenen Truppenkörper den bedrohten Punkten zuzuführen, wurde Graf Clam-Gallas beauftragt, die Tessinübergänge zu überwachen und das daselbst Nothwenige vorzunehmen.

Der Graf kam auf der Chaussee vor die Brücke von San Martino, auch Ponte novo di Buffalora genannt. Nach seiner Ansicht war sie nicht haltbar. Es galt also, nachdem man die Besatzung von dem Brückenkopfe, der auf der rechten Seite zu ihrer Deckung angelegt worden war, auf das linke Ufer gezogen hatte, die Brücke zu sprengen.

Es war Nacht, eine schöne italienische Frühlingsnacht, der reißende Strom toste unter den Brückenbogen. Man ging an die Arbeit. Als aber die Minen von den Ingenieurs ganz kunstgerecht angelegt waren, zeigte es sich, daß man das Sprengpulver vergessen! Nicht sechs Centner Pulver waren bei der Hand, wenn man auch alle Patronen ausgeleert hätte. Es war wirklich, als ob diese Köpfe, auf welchen der grüne Federhut wehte, allen Halt verloren! Man telegraphirte nach Mailand. Die Antwort kam zurück: auch da sei kein Pulver vorräthig. Um doch etwas zu thun, füllte man die Minen so gut es ging. Der Erfolg war der, den man voraussehen konnte. Die Explosion fügte der Brücke kaum einen Schaden zu. Der Oberbau senkte sich und spaltete sich an einigen Punkten, aber die keilförmig aneinandergefügten Quadern fanden gegenseitig noch hinreichende Stütze.

Jetzt zeigten sich Franzosen am andern Ufer, und wiewohl sie nicht zahlreich waren und nicht ernstlich attakirten, räumte der General den Platz. Alles war in solcher Eile und unvernünftiger Hast geschehen, daß im Brückenkopfe drüben noch

zwei Kanonen, drei Haubitzen und ein Munitionswagen zurückblieben.

Aber auch eine Husarenpatrouille, aus sechs Mann und einem Corporal bestehend, war auf dem jenseitigen Ufer vergessen worden.

Als der Führer derselben wieder an die Brücke kam und sie zerklüftet fand, stutzte er. Noch dazu hielt eine österreichische Patrouille diese Leute für Feinde und feuerte auf sie. Da entschloß sich der Führer, stromabwärts weiter zu reiten und den reißenden Strom an irgend einer zugänglicheren Stelle zu überschwimmen. Bei diesem Versuche verunglückten zwei Mann mit ihren Pferden. Endlich kam der Corporal an eine Nothbrücke und setzte über.

Sehen wir uns nun beim Erwachen des Tages den Schauplatz der kommenden Scene an. Er hat einen eigenthümlichen Charakter. Natur und Menschenarbeit haben sich gleichsam vereinigt, Hindernisse aufzuwerfen, um ja keinen Kampf dort aufkommen zu lassen.

In einem Flußthal, dessen Ränder sich höchstens vierzig oder fünfzig Fuß über den Wasserspiegel erheben, läuft der Tessin, hier noch ein schöner Strom von alpinem Charakter, zwischen allerlei üppig bebuschten Sandbänken und Inseln. Dieses Flußthal ist an tausend Schritte breit.

Längs des Thalrandes läuft ein großer Kanal, Naviglio grande hin, von steilen geböschten Dämmen eingefaßt. Er entfernt sich, je weiter südlich, desto mehr vom Tessin.

Jenseits des Naviglio erhebt sich das von einer südlich-üppigen Vegetation bekleidete Land terrassenförmig und bildet fast eine halbe Ellipse, an welcher drei große Dörfer liegen: Buffalora, das uralte, charakteristisch-italienische Magenta mit seinen auf Bogengängen ruhenden Häusern, und Robecco, mit Robeccetto nicht zu verwechseln. Zwischen Buffalora und Magenta sind etwa sechstausend Schritt, zwischen Magenta und Robecco etwas weniger.

Die beiden, vom Tessin und dem großen Naviglio gebildeten Linien werden von zwei anderen Linien schief durchschnitten. Die eine Linie ist die alte Chaussee von Mailand nach Novara. Ihre Begleiterin der Damm der neuen Eisen-

bahn. Selbstverständlich führen Brücken über den Tessin und den Naviglio. Die steinerne Eisenbahnbrücke über den Tessin heißt nach dem hart am rechten Ufer stehenden Gehöft die Brücke von San Martino und ist eben die, an welcher Graf Clam, wie wir sehen, sein Meisterstück verrichtet hat, die Brücke der Chaussee über den Naviglio wird Ponte di Buffalora genannt.

Zu beiden Seiten des Eisenbahndammes, wo dieser den Naviglio kreuzt, stehen vier weitläufige Gebäude aus Sandstein, zwei auf östlicher, zwei auf westlicher Seite des Naviglio. Sie werden wie die Brücke Ponte novo di Magenta genannt und liegen knapp vor dem alten, grauen Städtchen Magenta. Diese Gebäude werden von den Franzosen mit Schanzen gedeckt werden und den Hauptpunkt des Angriffs und der Vertheidigung bilden.

Dies der alleräußerste Aufriß der Gegend — wir haben nur noch zu bemerken, daß auf dem Terrain östlich und nördlich vom Naviglio der Weinbau vorherrscht. Die Ulmen- und Maulbeerbäume dort sind von Weinreben ganz umwunden, welche wie schöne grüne Gardinen von Stamm zu Stamm gehen. Auf den Feldern steht das Getreide bereits mannshoch. Große steinerne Gebäude, theils von Mauern, theils von undurchdringlichen Hecken umstrickt, liegen da und dort im Grün gesegneter Triften.

Auf diesem so vielfach coupirten Terrain wird Cavallerie und Artillerie fast ausschließlich auf die Chaussee und den Eisenbahndamm beschränkt sein und die Infanterie fast nur in Tirailleurschwärmen wirken müssen.

Wie die Sachen nun einmal standen, wäre es das Gerathenste gewesen, die österreichische Hauptmacht auf dem rechten Ufer des Tessin zu concentriren. Die Uebergänge bei Vegevano und Belreguardo waren sicher, und gingen sie im schlimmsten Falle verloren, so behielt man ja noch immer den Rückzug an die Polinie frei. Was aber das Vernünftigere war, das war nicht nach Giulay's Kopfe. So hatten die Oesterreicher den Rückzug auf das linke Tessinufer angetreten.

Dem Grafen Clam fiel es aber den ganzen Tag des 3. Juni nicht ein, zur Brücke von San Martino zurück-

zukehren und das mißlungene Zerstörungswerk auf diesem so wichtigen Punkte wiederaufzunehmen.

Indeß hatten die Franzosen nördlich, bei Turbigo, drei Pontonbrücken über den Tessin geschlagen. Das Armeecorps Mac Mahon's fand auf diesem Punkte gar keinen Widerstand und setzte sich in dem auf dem linken Ufer gelegenen Dorfe fest; eine sardinische Division folgte am andern Tage. Erst bei Robeccetto setzte es einen Kampf mit einer österreichischen Abtheilung, welche auf der Eisenbahn von Mailand hergeschickt worden war.

Das Dorf wurde von den Franzosen und Piemontesen genommen, während ein anderes österreichisches Detachement fast ohne Widerstand zurückging.

Der Tag des 4. Juni war gekommen.

Nach der Disposition Louis Napoleon's sollte das Corps Mac Mahon's, der jetzt bei Turbigo stand, mit der rechten Flanke über Robeccetto und Cugione, mit der linken über Inveruno und Mesaro vorgehen, während er, der Kaiser selbst, mit seinen Gardegrenadieren den Brückenkopf von San Martino halten werde. Das Corps Canrobert's sollte indeß auf der rechten Seite des Tessin zu seiner Unterstützung nachkommen und auf demselben Punkte wie er den Fluß überschreiten.

Vor San Martino angelangt, fand der Kaiser die Brücke noch praktikabel. Die Infanterie konnte sogleich, die Artillerie nach einiger Nachhülfe durch Sappeure hinüber. Die Franzosen setzten sich nun in jenen vier großen Gebäuden fest, welche, wie wir vorhin gesagt haben, auf der Kreuzungsstelle des Naviglio stehen.

Die Oesterreicher, welche sich hinter den Naviglio zurückgezogen hatten, eröffneten sogleich den Angriff mit Tirailleurs und einiger Artillerie.

Die Zuzüge Louis Napoleon's flossen lange sehr spärlich, während die Oesterreicher immer mehr Verstärkungen an sich zogen. Napoleon wollte den eigentlichen Angriff von San Martino aus erst dann beginnen, wenn Mac Mahon mit dem sardinischen Hülfscorps in der Nähe sei, von diesem aber, wie auch von Canrobert war nichts zu sehen und zu hören ...

Die französische Grenadier-Division stand vereinzelt sechs österreichischen Brigaden gegenüber.

Die Ursache, warum Mac Mahon sich verspätet hatte, war diese: Von Turbigo bis Magenta sind drittehalb deutsche Meilen eines so schmalen Weges, daß auf demselben nur zwei Wagen sich nebeneinander fortbewegen können. Auf diesem Wege sollten nun dreißigtausend Mann rasch vorrücken. Ebenso konnte Canrobert auf dem schmalen Eisenbahndamme seine Leute nicht schnell genug vorwärts bringen und mußte erst die Wagen, die den Damm überfüllten, herabwerfen lassen, um Raum zu gewinnen.

Es war Mittag geworden. An der Brücke von San Martino qualmte es wie in einer gespenstigen Schmiede, das Geknatter des Kleingewehrfeuers, der lautere Donner der Geschütze hörte nicht auf. Louis Napoleon behauptete sich auf dem kleinen Dreieck, welches hinter ihm der Tessin, vor ihm der Naviglio grande, rechts der Eisenbahndamm bildete. Die Brücke war durch Batterieen geschützt.

Mit unbewegtem, gelassenem Gesichte überwachte der Kaiser den Kampf, nur dann und wann verrieth ein Zwinkern seiner tief herabfallenden Augenlider die gewaltige Bewegung seines Gemüths. Alle Scenen menschlichen Todeselends standen vor ihm. Schon thürmten sich Leichenhaufen um die Brücke, das Wasser des Naviglio nahm sie auf. Verwundete wurden an ihm vorübergetragen, der brechende Blick der Sterbenden, das verglaste Auge der Todten schauten ihn an. Welche bleichen Gesichter, welche verstümmelten Gliedmaßen, welche Jammertöne! Ordonnanzen um Ordonnanzen wurden nach Canrobert ausgeschickt, daß er eile.

Und von dem Kampfplatz streifte das Auge des Kaisers wieder zurück zur Brücke von San Martino. Sie ist die Pulsader, die den bereits decimirten Brigaden frisches Blut zuführt. Reißt diese Arterie, so ist der Kaiser, vielleicht auch das Kaiserreich und mit diesem Italien auf's Aergste gefährdet.

Noch immer zeigt nichts an, daß Mac Mahon im Gefecht sei.

Um halb zwei Uhr war Louis Napoleon in größter Gefahr, über den Tessin zurückgedrängt zu werden.

Um diese Zeit wird es gewesen sein, wo Graf Giulay sein Telegramm nach Wien sandte, daß er den Feind binnen Kurzem geschlagen und in den Tessin geworfen haben werde.

Dieses Telegramm documentirt unwiderleglich, daß der österreichische Obergeneral den feindlichen Einfall in die Lombardei auch zur Stunde noch immer nicht in seinem ganzen Umfange kannte.

Er sollte durch die ersten Kanonenschüsse Mac Mahon's, der, wie gesagt, von Norden herabmaschirte, ebenso sehr, wenn nicht noch mehr überrascht werden, als ein paar Tage zuvor der Fall gewesen.

Als Napoleon endlich den Kanonendonner in der Richtung von Cuggione und Casate vernahm, da mag sein Herz vor Freude gebebt haben. Nun, wo er überzeugt sein konnte, daß Mac Mahon angreife, ließ er die Gardegrenadiere zum Angriff auf die österreichische Stellung vorgehen. Die Oesterreicher hatten aber indeß außerordentliche Verstärkungen an sich gezogen, einmalhundertzwanzigtausend Mann standen dem Kaiser gegenüber. Zwei französische Generale sanken tödtlich getroffen, während sie ihre Truppen in die Action führten. Indeß trafen die Brigade Picard, die, den Marschall Canrobert an der Spitze, längst auf dem Kampfplatze sein sollte, die Division Vinoy, endlich zwei Divisionen vom Corps des Marschalls Canrobert, die man jede Minute erwartete, noch immer nicht ein. Schon begann der Angriff der Franzosen zu erlahmen, die Grenadiere, die Zuaven hatten enorme Verluste...

Nach einer erbitterten Wehr und Gegenwehr hatten sich die Oesterreicher über die Brücke an's östliche Ufer des Naviglio zurückgezogen, die französischen Gegner wollten ihnen folgen, wurden aber, zu schwach, mehrmals zurückgeworfen. Endlich mußten die Oesterreicher doch Buffalora räumen.

Plötzlich hörte das Feuer auf Mac Mahon's Seite ganz auf. Napoleon wußte nicht, was er davon denken solle! Noch immer schickte er Adjutanten an Niel und Canrobert aus, welche nicht erschienen. War Mac Mahon geschlagen? Man

mußte es beinahe glauben. Es spricht unwiderleglich für den militairischen Muth Louis Napoleon's, daß er in seiner gefährdeten Lage aushielt und die Angriffe immer wieder fortsetzen ließ.

Das französische Armeecorps unter Mac Mahon hatte den Befehl, sich bei Buffalora mit Napoleon zu vereinigen, und die Zusage dieser Vereinigung war die Bedingung gewesen, unter welcher der Kaiser den Kampf aufgenommen. Als aber Mac Mahon nach mehrstündigem Marsche gegen Buffalora kam, fand er die Vereinigung unausführbar. Zwischen ihm und dem Kaiser hatten gegen vierzigtausend Mann Oesterreicher einen Keil gebildet. Die Brigade Motterouge hatte nach heldenmüthigem Widerstande der Oesterreicher das Gehöft Cascine nove genommen, doch mit überaus schweren Opfern. Mac Mahon hatte sie aus dem Feuer zurückziehen müssen, um die Ordnung wieder in ihr herzustellen. Da ihn Clam, wiewohl dieser fünfzehntausend Mann geordneter Truppen unter der Hand hatte, dabei nicht hinderte, hatte das Feuer aufgehört.

In Erwägung dieses Umstandes, der ihn der Gefahr aussetzte, sich gleich seinem kaiserlichen Herrn vereinzelt schlagen zu müssen, hielt Mac Mahon sich der Pflicht entbunden, den ihm gewordenen Befehl nach seinem Wortlaut auszuführen. Er ordnete sofort den Sturm auf das Dorf Magenta an.

Er hatte durch die Wahl dieses Angriffspunktes einen richtigen Blick bekundet. Magenta war der Schlüssel des Sieges.

Während der Sturm begonnen hatte und das Dorf im furchtbarsten Kampfe bald gewonnen, bald wieder verloren wurde, mußten die Oesterreicher Napoleon Luft machen, welcher noch immer mit Verzweiflungsmuth auf dem kleinen Dreieck bei der Brücke von San Martino Stand hielt.

Gegen Abend langte auch General Greifenstein, der unweit Abbiate grasso, dem Hauptquartier Giulay's, den Tessin überschritten, nach einem angestrengten Marsche mit todmüden Truppen auf dem Schlachtfelde an. Hundertmal hatte er auf dem Wege zu seiner Umgebung gesagt: „Der Franziskaner hat doch Recht gehabt!“

Eine Wolke stand über der Landschaft, der weiße Rauch des Kleingewehrfeuers hob sich von den schweren grauen Dampfwolken ab, die sich über die Morgens noch so grünen und sonnenhellen Gefilde von Magenta hinwälzten. Der General sprengte eine Anhöhe hinauf, orientirte sich, und als er den Umfang und die Bedeutung des gewaltigen Kampfes wahrgenommen, rief er ganz kleinlaut:

„Da steht ja eine ganze französische Armee in unserem Rücken...“

Oberst von Rosen, an welchen er sich wandte, konnte leider nichts Tröstliches entgegnen.

Da inzwischen Magenta von den Franzosen so hart bedrängt war, daß sich ihnen der Besitz des Dorfes halb und halb zuneigte, lag Alles daran, Napoleon zu bewältigen und ihn aus dem Dreieck nach Piemont zurückzuwerfen.

Greifenstein war die Aufgabe zugetheilt, die Colonnen, die den Eisenbahndamm stürmten, zu verstärken. Vielleicht, daß man sich noch, nach gelungenem Werke, gegen Magenta werfen könne.

Inzwischen aber war Napoleon nicht mehr so truppenarm, wie in den ersten Nachmittagsstunden. Canrobert hatte ihn endlich verstärkt, aber die wirksamste Unterstützung bot General Niel, indem er nach und nach achtundzwanzig Kanonen auf den Eisenbahndamm aufpflanzte, welche ein mörderisches Feuer gegen die Angreifer unterhielten.

Aber noch waren die Oesterreicher ungebrochenen Muthes und der hartnäckigste Kampf wüthete.

Die stürmenden Colonnen, die vor Greifenstein standen, lichteten sich rasch und rückten zusammen, daß der General nicht mehr lange seine Kampflust zu zügeln hatte und seine Leute vorschieben konnte. Immer neue Nachschübe waren nöthig, Niel's weittragende Kanonen rasten hinüber und die Truppen schmolzen, wie wenn geheimnißvolle Schlünde sie unterwegs verschlängen.

Da kam ein Adjutant an Greifenstein herangesprengt mit dem Befehl, den Eisenbahndamm um jeden Preis zu nehmen.

„Das geschieht ohnehin!“ sagte der General. „Aber da sehen's nur, die Leute fallen wie Fliegen. So schwer, als

wär' das der Gotthard, geht's da hinauf. Der Feind vertheidigt den Erdhaufen teufelsmäßig. Wie steht's oben?"

Er meinte die Umgegend von Magenta.

„Könnt' besser sein!" war die Antwort. „Aber alle Vortheile, die der Feind dort hat, würden aufhören, wenn wir ihm von dieser Seite beikönnten!"

„Wenn meine Leute nur nicht so hundemüde wären vom tagelangen Marsch!" seufzte Greifenstein. „Aber was ist denn das hinten?"

Er deutete, sein Fernrohr ansetzend, mit dem Finger nach Nord-Osten.

„Das sind die Unsrigen" — rief Greifenstein, unverwandt dahinblickend. „O, Du blutiger Heiland, sie gehen zurück, zurück, zurück, so weit es die Weingärten und Mauern sehen lassen, geht's in endlosen Haufen rückwärts..."

„Das kann nicht sein" — rief der Adjutant und machte vom Fernrohr Gebrauch; als er es aber absetzte und den General wieder ansah, war die Todtenblässe seines Gesichts eine schreckliche Zustimmung.

„O, hätt' ich das nie erlebt!" rief Greifenstein. Aber schon im nächsten Augenblicke machte sich der Rückzug fühlbar; dichte Massen drängten in die Richtung von Abbiate grasso zurück.

Es war klar, daß die Schlacht verloren gegangen.

„O, hätten meine alten Augen das nie gesehen!" rief der General, wie von Sinnen gekommen. „Unser ganzer rechte Flügel umgangen! Malheur, nichts als Malheur! O, die heimtückischen Feinde! Wir — keine Ahnung! Ueberrascht! Dritthalb Armeecorps gar nicht in's Feuer gebracht! Ach, es fehlt doch nicht an Truppen, sie sind aber immer anderswo! Wenn der Radetzky das erlebt hätte! O Du blutiger Heiland!"

Indeß schlugen Granaten rechts und links ein, man mochte in der feindlichen Linie nach den grünen Federbüschen zielen.

„Der Pfaff', den ich g'fangen hab', der hätt' das Maria-Theresienkreuz verdient" — sagte Greifenstein noch. — Da kam eine feindliche Kugel und riß das Pferd zu Boden. Der alte Mann stürzte und zerschmetterte sich das Hinterhaupt.

Der Rückzug wurde allgemein.

Da kam auch Oberst von Rosen vorbei. Er half einen jungen Mann aus dem Schlachtgewühl heraustragen, dem, wie das Blut auf der Uniform zeigte, eine Kugel durch die Schulter gedrungen war.

Der junge Officier war Oskar Wallberg. Die Blässe des Todes lag auf seinem edlen markirten Gesichte. Man setzte ihn zu Füßen eines am Wege stehenden Crucifixes nieder.

Bald darauf — etwa um acht Uhr Abends war das wilde Schlachtfeld ein stiller Kirchhof geworden. Im alten schwarzen Rauchnest Magenta sah es schrecklich aus. Da war jedes Haus eine Festung geworden, Tschakos, Tornister, Mäntel bedeckten das Pflaster, das mit großen Lachen Bluts wie übersäet war. Aber die Sterne zogen ruhig und friedlich am Himmel auf, wie in jeder gewöhnlichen Nacht.

Die Schlacht von Magenta war geschlagen und hatte Oesterreich genöthigt, Piemont zu verlassen und noch in derselben Nacht Mailand und die Lombardei zu räumen; aber mit diesem Schlage waren auch die Grundvesten der absolutistischen Aera über den Haufen geschossen.

Neunzehntes Kapitel.

Was sich zunächst in Gollhausen ereignet.

Wenn sich das oft gebrauchte Sprichwort, daß das Unglück nie allein komme, nicht immer bewähren dürfte, so trifft es sicher da jedesmal ein, wo der einfallende Stoß innig aneinandergereihte Verhältnisse berührt, welche gleichsam eine Kette bilden.

Sind aber gar die Grundpfeiler einer Lage auf einen tückischen Boden gestellt, welcher sich allmählich zerklüftet und

senkt, so wird der erste und kleinste Riß, der sich zeigt, schon der Anfang der Zerstörung sein, und alle Stützen, welche angebracht werden, können nichts helfen, weil sie sich auf demselben nachgebenden Terrain befinden.

Dieses Gleichniß hat auf Herrn von Vork und die mit seinem Geschick verbundenen Personen seine vollste Anwendung. Als sein Familienleben einmal von Burda's Hand angetastet war, gerieth es in's Schwanken, und alle Versuche, es wieder in Gleichgewicht zu bringen, beschleunigten nur den Umsturz, anstatt ihn zu fördern.

Wenn ja noch in seinem Gemüthe ein Zweifel über Veronica's Herkunft hätte obwalten können, so mußte dieser jetzt ganz verschwunden sein. Schon die Ohnmacht, welche Frau von Weyher befallen, als sie das Geheimniß verrathen sah, war beredt genug, wie beredt vollends ihr Ende! Es war für ihn ausgemachte Sache, daß sie sich in einem Anfalle gesteigerten Schuldbewußtseins den Tod gegeben.

Die Hausgenossen, unter ihnen Veronica, waren indessen sämmtlich der Meinung, der Tod der Frau von Weyher sei ein zufälliger gewesen. Sie müsse, als das Unwetter an jenem Abend zu toben angefangen, auf den Balcon getreten sein, um an den Jalousieen oder den Blumenstöcken etwas zu richten, habe das Gleichgewicht verloren und sei über das Geländer gestürzt. Die Sache war ganz leicht möglich, aber der Domherr erinnerte sich nur zu sehr, wie sie in jener Nacht der ersten Erörterungen Burda's mit erhobener Stimme gesagt: In der Stunde, in welcher Du die Entdeckung machst, daß ich gelogen, will ich in's Grab fahren... Sie hatte sich für ihren Meineid selbst bestraft.

Die sterbliche Hülle der Unglücklichen wurde auf dem Kirchhofe von Gollhausen zur Erde bestattet. Außer den Armen des Dorfes, denen sie eine Wohlthäterin gewesen und die an ihrem Grabe viel aufrichtige Thränen vergossen, waren nur wenige Personen anwesend, der Domherr, die in Trauer aufgelöste Veronica und der Freiherr von Weyher.

Als der Domherr von Begräbnisse zurückkam, fühlte er sich wie vernichtet. Ein endloses Feld des Herzeleids, das ihm zu durchschreiten vorbehalten, lag ausgebreitet vor ihm.

Er sagte mit kaum verhaltenen Thränen zu sich: „Sie war das Glück meines Lebens! Keinen Vorwurf kann ich ihr über ihrem Grabe machen. Sie hat nur in einem Punkte gefehlt, mich nur in einem Punkte getäuscht; doch hätte ich gewußt, daß ihr mein Vorwurf das Leben kosten würde, — nie, o nie hätte ich ihn über meine Lippen gebracht! Die Wahrheit ist an den Tag gekommen, aber glücklicher war ich im Wahn! Veronica ist nicht mein Kind, das ist gewiß, aber könnte ich das Mädchen inniger und wahrer lieben, wenn es mein Kind wäre? Wie oft haben die Leute, wenn ich neben Veronica stand, unsere Züge sprechend ähnlich gefunden — ich habe das Gesicht verlegen und doch mit so stolzem Vatergefühl abgewandt...

„Ein solcher Betrug hätte immer fortdauern sollen, wenn es einer war! Ein Betrug — was achtzehn Jahre lang mein Glück, die Quelle meiner reinsten Freuden war, und woran noch jetzt, da ich es wie eine Fälschung ansehe, mein Herz mit allen Klammern hängt. O Todte," apostrophirte er die Hingegangene mit immer wachsender Bewegung, „ich weiß, Du hast mich innig geliebt. Du hast ein künstliches Band geschaffen, da kein natürliches vorhanden war. Wer nun Veronica's Jammer und Wehklage hört, der erkühne sich zu sagen, daß Du nur ihre Stiefmutter warst!"

Eine so mächtige Umstimmung war durch den Tod der Frau von Weyher im Gemüthe des Domherrn vor sich gegangen. Die Grundlage seiner jetzigen Stimmung war Reue, Reue über seine überstürzte Handlungsweise und, Folge davon die größte Unzufriedenheit mit sich selbst. Als nach wenig Tagen sich seine Gedanken nach dieser Richtung hin geklärt hatten, war er entschlossen, die Dinge, wie sie einmal waren, hinzunehmen und Alles daran zu setzen, seine Gefühle mit der neuen Situation in Einklang zu bringen.

Veronica erschien seiner Liebe wie sein eigenes Kind, und sie war, welcher Mutter sie auch entstammt sein mochte, ihm zwar ein Pflegekind, aber ein solches, welches durch die Gegenseitigkeit zärtlichster Anhänglichkeit nicht allein die Illusion, sondern auch das Wesen des elterlichen Verhältnisses in seiner Brust wach erhielt und nährte.

Dies war nun einer der Standpunkte, welche er jetzt einzunehmen dachte. Einen solchen nimmt man an, wenn man unter mehreren Uebeln das kleinste zu wählen hat.

Doch nun war es vor Allem nöthig, den Freiherrn von Weyher wieder zu beseitigen. Der Domherr hatte ihn, von äußeren Feinden bedroht, zu Hülfe gerufen, mußte aber jetzt über ein Mittel nachdenken, ihn wieder fortzuschaffen. Dies war nicht leicht. Dieser hochtrabende Abenteurer gehörte zu den Geistern, welche man leichter heraufbeschwört, als wieder in die Unterwelt bannt, denn er schien entschlossen, alle Vortheile, welche ihm seine gegenwärtige Stellung gewährte, auf's Aeußerste auszunützen.

Wenn Frau von Weyher noch am Leben gewesen wäre, so hätte es leichter gehen können, den Freiherrn durch ein fettes Reisegeld zu bewegen, den Vicekönig von Aegypten oder den Schah von Persien, an deren Höfen er so glückliche, ruhmreiche, unvergeßliche Tage verlebt, wieder zu besuchen. Die mangelhafte Militairorganisation des Orients mußte seiner Thätigkeit noch immer weiten Spielraum geben. Wie aber jetzt die Sachen standen, war es überaus schwer, ihn fortzubringen. Der Tod seiner ehemaligen Frau gab der lügenhaften Rolle, die er nun weiter zu spielen entschlossen war, einen Schein von Wahrheit, welche ihn dem Domherrn in allen Stücken überlegen machte.

Dieser war mit Frau von Weyher achtzehn Jahre verheirathet gewesen, aber heimlich und ohne öffentliche Rechte; der Freiherr war ohne jeden bisher ermittelten Grund unmittelbar nach der Hochzeit davongegangen, ohne sich mehr um sie zu kümmern, aber er war mit ihr wirklich verheirathet und hatte insofern alle weltlichen Gesetze für sich.

Der Domherr galt vor der Welt als Veronica's Oheim und konnte gar keinen andern Titel beanspruchen. Selbst Veronica gegenüber war er nicht mehr. Der Freiherr aber, der für das Mädchen nie etwas gethan, war in den Augen der Menschen ihr Vater. Frau von Weyher hatte ihn als solchen sowohl ihrer Tochter als ihrer ganzen Umgebung aufgeführt, und ihre Lippen, welche allein die Rechte, die er sich

jetzt anmaßte, hätten zerstören können, sie waren nun durch den Tod geschlossen.

Kein Wunder, daß ein fahrender Ritter mit einem weiten Gewissen und leerem Seckel von dieser Ueberlegenheit Gebrauch machte. Seine Schwindelei hatte einen solchen Anstrich der Anständigkeit und einen so pathetischen Charakter, daß derselbe sich für die pomphaft hohle Eigenthümlichkeit des Freiherrn gar nicht besser eignen konnte. Er hatte Gelegenheit, die idealsten Züge eines Vaters zur Schau zu tragen, während er nur die Hinterlassenschaft seiner verstorbenen Frau, die Veronica gehörte und die von gelegentlichen Schenkungen des Domherrn herrührte, möglichst zu nutzen gedachte, von der Ueberzeugung bestärkt, daß ein so reicher Mann, wie Herr von Bork, Veronica doch Alles wieder reichlich ersetzen werde.

Den Anfang seiner Usurpation — denn anders läßt sich die Vater- und Gattenrolle des Freiherrn nicht nennen — machte er unter dem Deckmantel der Pietät, indem er persönlich alle Anstalten zum Begräbnisse seiner Frau, natürlich auf des Domherrn Kosten, besorgte. Aber von da ab trat er immer selbstbewußter auf. Der Widerstand, den er von Seite des Domherrn und Veronica fand, beschleunigte eher sein Auftreten in voller Machtenfaltung, als daß er sie verhinderte, und es war nach kurzer Zeit dahin gekommen, daß er nicht nur die von den Gerichten ihm zugesprochene Verwaltung des mütterlichen Vermögens seiner Tochter in Händen hatte, sondern auch über die Letztere als Minderjährige die väterliche Oberaufsicht führte, ohne hierin eine Einmischung zu dulden.

Während die Leiche seiner Frau noch im Schlößchen von Gollhausen war und Veronica an nichts als an ihren Schmerz dachte, hatte der Gatte schon Nachforschungen nach der Erbschaft gemacht und alle Schränke bis auf's geheimste Schubfach durchstöbert. Es fanden sich Urkunden über ein bei einem Wiener Bankhause angelegtes Capital von zehntausend Gulden und sämmtliche Documente vor, kraft welcher die Verstorbene als Besitzerin der Villa und des Parkes Schönberg legitimirt war. Daß der Freiherr diese Papiere nach ihrer Entdeckung

nicht wieder hinlegte, wo er sie gefunden, sondern ihnen seine eigene Brusttasche als ferneren Aufenthaltsort bestimmte, war eine selbstverständliche Sache.

Der Domherr war diesem Manne gegenüber ganz machtlos. Der Freiherr schaltete und waltete in Gollhausen nach Belieben und hatte auch dem alten Blasius den Dienst gekündigt, ohne daß dagegen ein Einspruch zu erheben war.

„Ich habe nie recht geglaubt, daß er existire," sagte der Alte bekümmert zu sich. „Nun muß ich zu meinem Schrecken erfahren, wie wahrhaft er vorhanden! Doch um mich handelt es sich nicht. Was liegt an mir? Ich finde bei meinem guten gnädigen Herrn noch immer ein Unterkommen für die letzten Tage, die ich zu leben habe — mir ist um das liebe Fräulein leid... für sie sind, wie mir scheint, schlimme Tage in Anzug."

Blasius hatte Recht. Veronica war wirklich zu bedauern. Sie hatte das ihr Theuerste, ihre Mutter, verloren und war seitdem wie in der Gefangenschaft. Das Benehmen des Mannes, den sie für ihren Vater zu halten hatte, war, ihr gegenüber, ein Gemisch unwahrer Zärtlichkeit und kleinlicher Herrschsucht, welches ihr um so unerträglicher dünkte, je mehr es gegen die herzliche Liebe und edle Anspruchslosigkeit ihres Onkels abstach. Oft schon hatte sie sich unter einem Vorwande vom Hause weggestohlen und war in die Stadtwohnung des Domherrn geeilt, um ihm ihren Schmerz zu klagen und sich an seiner Brust auszuweinen. Für den frischen Verlust der liebevollsten Mutter hatte sie einen ihr fremden und widerlichen Vater zum Ersatz, der den liebsten Menschen, den sie auf der Welt jetzt besaß, den Domherrn, an seinen täglichen Besuchen hinderte, insofern dieser Letztere eine ihm so unangenehme Persönlichkeit, wie Herrn von Weyher, so wenig als möglich sehen wollte.

Als Veronica eines Nachmittags bei Herrn von Bork erschien, überstieg ihre Bestürzung jedes Maß. Als sich der Domherr mit der Frage, was ihr fehle, an sie wandte, fiel sie ihm in leidenschaftlichem Schmerz in die Arme und er fühlte ihre Thränen seine Wangen netzen.

„Armes Kind," sagte der Domherr. „Ich verstehe Dich.

Du kannst es nicht vergessen, daß Du das beste Herz verloren ..."

„Ach," seufzte Veronica, indem sie sich ein wenig aufrichtete, „es ist, als ob Alles über mir zusammenbräche! Der Vater —"

„Nun, was ist's mit ihm?" fragte Herr von Bork, indem er Veronica einen Sessel anwies.

„Wenn ich nicht wüßte, daß ich an Dir einen Beschützer habe," sagte Veronica, „ich müßte verzweifeln! Mein Vater hat mir angekündigt, daß er Wien verlassen und nach Italien übersiedeln wolle. Nebstdem hat er mir zu verstehen gegeben, daß meine Verlobung mit Oskar rückgängig gemacht werden soll, weil er diese Wahl nie billigen werde. Onkel — ich bin so hülflos — die Mutter, Dich und Oskar zu verlieren, das ist zu viel, das überlebe ich nicht!"

Der Domherr hatte Veronica mit theilnahmvoller, aber ruhiger Miene angehört. Als sie geendigt hatte, versuchte er zu lächeln.

„Kind," sagte er, „ich glaube, daß Deine Befürchtungen auf der Uebertreibung einer erregten Einbildung beruhen."

„Denke das nicht, Onkel," erwiderte Veronica. „Der Vater spricht mit größter Bestimmtheit. Er packt seine Koffer und sagt, daß ich ein Gleiches thun soll! Er dulde keinen Widerspruch —"

Der Domherr, im tiefsten Innern empört und entrüstet, ging eine Weile schweigend im Zimmer umher. Endlich sagte er ernst und nachdrücklich:

„Ich habe bisher jede Erörterung möglicherweise streitiger Punkte mit Herrn von Weyher geflissentlich vermieden. Nun scheint es mir aber doch an der Zeit, ein entscheidendes Wort mit ihm zu sprechen. Diese Anmaßungen in Bezug auf Dein Schicksal gehen zu weit! Nach dem, was Du sagst, hat es den Anschein, daß er die Grenzen seiner Autorität nicht genau kennt. Sei ruhig, mein Kind! Herr von Weyher soll uns nicht auseinanderreißen."

So fest und bestimmt hatte Veronica noch nie den Domherrn sprechen hören. Ein unbegrenztes Vertrauen in ihren Retter stellte sich augenblicklich ein und ihre Thränen versiegten.

„Ich fahre noch heute nach Gollhausen!" sagte der Domherr. „Du kommst mit, Veronica."

Wenige Minuten später saßen Beide im Wagen. Der Domherr schaute ernst darein und hatte einen Zug um Mund und Stirn, dessen Veronica dies sonst so offene und freundliche Gesicht nicht fähig gehalten hätte. Beide schwiegen; Veronica war zu Muthe, als sei ihr Schicksal auf einem Wendepunkte angelangt.

Als die Beiden die Bäume des Parks vor sich hatten, sagte Herr von Bork: „Steige hier aus und erwarte mich im Garten. Von meiner Unterredung mit Herrn von Weyher wird es abhängen, ob Du vorerst noch länger hier bleibst oder nicht. Sei ruhig, es wird Alles gut werden."

Er fuhr bis an das Gitter, welches Blasius ihm öffnete, trat in die Villa und ließ sich das Zimmer zeigen, das Herr von Weyher sich ausgewählt.

Er fand den Freiherrn in einem seidenen Schlafrock auf dem Sopha hingestreckt, einen Chibouk mit gelber Bernsteinspitze im Munde, eine Flasche Bordeaux auf dem Tischchen zur Seite.

„Ei, ei, Herr von Bork! Lassen Sie sich endlich sehen?" rief er dem Domherrn gleich bei dessen Eintreten mit nonchalantem cavaliermäßigen Air entgegen, indem er sich langsam erhob. „Wenn auch meine theure Frau, welcher Ihre freundschaftlichen Besuche in Gollhausen gegolten, nicht mehr hier zu finden ist, so ist das doch kein Grund, sich bei uns gar so selten zu machen! Sie sollten wissen, daß ich die uneigennützigen Dienste, die Sie meiner Familie geleistet, als mir selbst erwiesen ansehe! Nehmen Sie Platz, Hochwürden! Bei den Gefühlen der Hochachtung und Freundschaft, die ich für Sie hege, freut mich Ihr Besuch unendlich. Ich bitte Sie, meine Versicherung in vollstem Sinne des Wortes zu nehmen, denn Sie müssen mich hoffentlich als einen Mann erkannt haben, dem jedes Phrasengeflunker fremd ist!"

Der Domherr fühlte diese Anrede bei der Stimmung, welche ihn beherrschte, als einen Exceß von Unverschämtheit. Nur mit größter, sich selbst angethaner Gewalt hatte er Herrn von Weyher angehört. Er hätte ihn schon längst unterbrochen,

wenn er nicht, durch diese Sprache außer Fassung gebracht, sich erst hätte sammeln müssen, um den entsprechenden Ton der Erwiderung zu finden.

„Herr von Weyher," gab er, aufgeregt und ungeduldig in's Wort fallend, zur Antwort, „Sie sündigen auf die mannigfachen Rücksichten, die mir von meinem Stande auferlegt sind, auf eine empörende Weise! Ehe es Ihnen einfallen sollte, mich zu ermuthigen, mich auf der Villa Schönberg sehen zu lassen, sollten Sie sich vor mir legitimiren, kraft welcher Rechte Sie dies Haus in Beschlag nehmen. Meine Geduld mit Ihnen ist schon zu weit gegangen! Ich hätte Ihrem Treiben schon längst Einhalt thun sollen. Meine Langmuth hat Sie nicht zur Besonnenheit gebracht, sondern hat Ihre Dreistigkeit gesteigert. Die Comödie, die Sie spielen, muß noch heute ein Ende nehmen."

„Herr," rief der Baron, indem er sich mit allen Attitüden eines stolzen, in seiner Ehre angegriffenen Theaterhelden zurückwarf, „das Kleid allein, was Sie tragen, schützt Sie vor der Antwort, die einem solchen Ausfalle gebührt! Sie sehen einen Krieger vor sich, dessen Ehrenpunkt von der empfindlichsten Sorte ist. Wem ein, in allen Phasen des Lebens consequenter Charakter, wie der meinige, nicht Achtung gebietet, dem sollte ein Degen Respect einflößen, der jederzeit der Beschützer der Freunde, der Schrecken der Widersacher war. Diese Hinweisung wird hoffentlich genügen, die Worte, die Sie etwa noch an mich zu richten haben, richtig abzuwägen, da mir ohnehin meine Würde nicht gestattet, auf so maßlose Ausdrücke mit gleich maßlosen zu antworten, oder dieselben nur anzuhören —"

„Vor Allem, antworten Sie auf Anklagen nicht mit Redensarten," unterbrach ihn der Domherr. „Wir sind hier nicht in einer Fechtschule, sondern auf einem ernstlichen Kampfplatze. Ich bin hieher gekommen, um ein bestimmtes Resultat zu erzielen, nöthigenfalls zu erzwingen. Noch hoffe ich, Sie zur Einsicht zurückzubringen und einen Funken von Rechtsgefühl in Ihnen zu wecken; wenn aber meine Unterredung mit Ihnen nicht zur Verständigung führt, so gebe ich Ihnen mein Wort, daß meine Mittel ausreichen werden, Sie wieder dahin zurück-

zuschicken, woher Sie gekommen sind. Der Boden, auf welchem Sie mir Trotz bieten, ist nachgiebig, und Ihre Dreistigkeit, sich daselbst behaupten zu wollen, nur durch Ihre vollständige Unkenntniß der Lage erklärbar. Wenn Sie diese letztere kennen lernen, werden Sie zu größerer Bescheidenheit herabgestimmt werden und werden einsehen, daß Ihr Vortheil, auf den Ihnen ja einzig und allein Alles anzukommen scheint, in einer gütlichen Abfindung liegt — nicht im Widerstande —"

„Hochwürden —" stammelte der Freiherr mit affectirten Grimassen verhaltener Entrüstung — „ich bewundere meine Mäßigung und frage: bin ich nach allen weltlichen und geistlichen Gesetzen der Gatte der verstorbenen Frau von Weyher?"

„Die Sie," ergänzte der Domherr lebhaft, „wenige Stunden nach Ihrer Trauung schmählich verlassen und zwanzig Jahre lang ignorirt haben."

„Wenn dem so wäre," entgegnete der Baron, „warum haben Sie mir nach Mailand geschrieben, zu ihrem Schutze herbeizueilen? Wer ist noch in der letzten Zeit ihr Ritter und der ihrer Tochter dem Fürsten von Kronenburg gegenüber gewesen?"

„Genug!" rief der Domherr. „Was geben Sie sich die Mühe, Ihre Gemeinheit vor meinen Augen zu schminken? Es war zwar ihre Pflicht und Schuldigkeit, der Frau, welche Sie durch die Heirath mit Ihnen und Ihre Flucht in die schiefste und verdächtigste Stellung gebracht, zu Hülfe zu eilen — aber ich habe Sie dafür — bezahlt!"

„Bezahlt!" rief der Freiherr in höchster Entrüstung. „Bezahlt? Einen Freiherrn von Weyher? Herr, der Mann, welcher vor Ihnen steht, hat wohl auf allen seinen Wegen Gold und Silber mit vollen Händen ausgestreut, aber sein Rücken vermöchte nicht um alle Goldminen Californiens sich zu bücken! Stolz ist das Unglück meines Lebens, Stolz der furchtbare Dämon, der mich führt und mich zu dem macht, was ich bin. Er ist es, der mich an allen Ehrenstellen und

allen Schätzen der Welt vorübergehen heißt, mit dem Rufe der Verachtung: Ich genüge mir! — Hochwürden! Solche Charaktere können in Nothstand verfallen, aber der edlere Mensch, der sie darin findet, zollt ihrer Armuth die höchste Ehrerbietung. Für einen dieser edleren Menschen habe ich Sie, Herr von Bork, gehalten, als Sie mir auf eine ebenso zarte als liebenswürdige Weise nach Mailand einen Wechsel zur Deckung meiner Reisekosten sandten. Nie hätte ich das Geld angerührt, wenn ich gewußt hätte, daß ich nicht verstanden werde. Wer den Bestechungskünsten orientalischer Herrscher widerstanden, dem hat das Mitglied des reichsten Domkapitels nichts zu bieten! So denkt ein Weyher!"

Er machte einige rasche Schritte durch's Zimmer und riß das Fenster auf, um etwas Kühlung für seine Zornaufwallung zu suchen.

„Da Sie mir Ihre Uneigennützigkeit so lang und breit malen," versetzte der Domherr, „so muß ich Sie fragen, warum Sie über die Nachlassenschaft Ihrer Frau, kaum daß deren Leichnam erkaltet, so hastig hergefallen sind? Sie haben sich nicht allein in den Besitz sämmtlicher Werthurkunden gesetzt, woraus Sie übrigens kein Hehl machen, sondern Sie haben sich auch sämmtlicher Schmuckgegenstände, als da sind: Ringe, Brochen, Perlen- und Korallenschnüre, bemächtigt, ohne dieselben als einen Theil der übernommenen Erbschaft angeführt zu haben —"

„Was?" schrie der Freiherr mit unbändigen Geberden. „Sie zeihen mich — ich wage das Wort nicht auszusprechen! Ich? Schmuck? Ringe? Ich käme aus der Heimath der Juwelen, dem reichen Orient, um hier, hier — im povren Deutschland sogenannte Kostbarkeiten zu holen? Und ich sollte Kleinigkeiten unterschlagen, da ich ein gutes Recht auf's Ganze habe? Wäre das Alles nicht eine Insinuation, die Ihrer vollkommen unwürdig, ich würde schwören: zur Zeit, als ich die im Schlafgemach meiner Frau befindlichen Besitzurkunden zur Aufbewahrung übernahm, keinen der daselbst vermißten Gegenstände vorgefunden zu haben. Es muß sich finden —"

„Doch das ist Nebensache," sprach Herr von Bork. „An diesem Flitter ist das Wenigste gelegen. Hier handelt es sich um Veronica, das verlassene edle Waisenkind! Diese ist die Erbin des Vermögens von Frau von Weyher, nicht weil diese ihre Mutter, sondern weil es der Schenkungsact, durch welchen das Schlößchen und das bei dem Wiener Bankhause hinterlegte Geld auf die letztere kam, so bedingt! Von diesen Papieren, die sich in den Händen eines Notars befinden, werden Sie wohl die Abschriften in der Schublade des Büreaus gefunden haben."

„Hochwürden," sagte Herr von Weyher mit dem Lächeln der Ueberlegenheit, „Sie scheinen von der Ansicht auszugehen, daß Jemand, der mit ganzer Seele sein Leben lang Kriegsmann war, von Jurisprudenz nichts verstehen müsse. Sie irren sich in mir! Dank der sorgfältigsten Erziehung von Seiten meiner, nun schon lange in der Ahnengruft ruhenden Eltern, Dank den Fürsten, welche dem Krieger auch diplomatische Aufgaben zuwiesen, bin ich auch auf diesem Gebiete nicht unerfahren. Ich habe so viel Kenntniß, um sofort das Gesetz ausfindig zu machen, auf welchem mein Recht wie ein Felsen im wogenden Meere fußt. Dem Vater ist nach dem österreichischen Gesetzbuch ein Pflichttheil gesichert —"

„Mit welchem Rechte nennen Sie sich den Vater Veronica's?" rief Herr von Bork mit Heftigkeit.

„Ich gelte wenigstens dafür," gab der Baron zur Antwort. „Meine Frau hat es vor Zeugen bekräftigt, und das ist am Ende Alles —"

„Wie, wenn nun Beweise, Documente da wären," fuhr der Domherr fort, „daß Veronica nicht Ihre Tochter, aber auch nicht das Kind Ihrer Frau sei? —"

„Auch nicht das Kind meiner Frau?" rief der Freiherr erstaunt. Und in einem Athemzug setzte er humorvoll hinzu: „Dann müßte man nur annehmen, das Mädchen sei aus dem Haupte Euer Hochwürden, wie Minerva, in die Welt gesprungen!"

Er lachte.

„Lachen Sie nicht," sagte der Domherr, den Ausdruck

tiefen Ernstes im Gesicht. „Ihre Witze sind auf einem unrechten Platze. Ich wiederhole es Ihnen, Veronica ist nicht das Kind der verstorbenen Frau von Weyher, Veronica ist ein fremdes — ein angenommenes Kind.“

Herr von Weyher machte große Augen; dennoch sagte er im hartnäckigen Aberglauben ironisch:

„Wohl eine Nichte oder das Mündel eines geistlichen Herrn?“

„Das werden Sie zur rechten Zeit erfahren,“ versetzte der Domherr. „Dann werden Sie aber auch erkennen, daß mich nur die Bande einfach menschlichen Wohlwollens an dieses Mädchen ketten. Dann werden Sie mir zugleich Abbitte leisten für den Verdacht, den Sie gegen mich in Ihrem Herzen hegen — zu Ihrer eigenen Unehre, indem Sie mit schamloser Offenheit auf eine fingirte Vaterschaft speculiren.“

„Leichter wäre es mir,“ rief Herr von Weyher mit der Miene und den Attitüden eines entrüsteten Kriegsgottes, „allein, mit diesen meinen zwei nackten Händen eine gegen mich anstürmende Reiterschwadron zurückzuwerfen, als bei den Worten, die Sie mir gegenüber gebrauchen, meine Beherrschung zu bewahren! Wenn es mir gelingt, feiere ich einen der nicht am wenigsten rühmlichen Triumphe, die ich bereits im wilden Lebenssturm davongetragen. Ich frage Sie, Herr von Bork, auf welche Vaterschaft speculire ich? Was soll diese Redensart heißen? Angenommen, mit Ihren Aussagen habe es seine Richtigkeit, Veronica sei ein fremdes, ein angenommenes Kind? — ich will es vorerst nicht untersuchen, die Wahrheit des Ausspruchs nicht in Zweifel ziehen — woher sollte ich es wissen? wie sollt' ich es errathen haben? wer vor Ihnen hätte mir das erklärt? Ich kann mich nur an die Worte meiner verstorbenen Gattin halten. Nach Tag und Jahr von Veronica's Geburt habe ich nie gefragt. Wie können Sie mir dolose Absichten unterschieben? Sie, ein Priester, ein Diener der Wahrheit? Ein Freiherr von Weyher geht nicht auf Schleichwegen, er geht die gerade Bahn, und müßte er sich diese durch Felsen brechen!“

„Sie wissen nun, woran Sie sind,“ sprach der Domherr. „Ich habe Sie über die Sachlage unterrichtet und Sie können demnach die Grundlosigkeit Ihrer Erbansprüche ebenso gut abschätzen, wie die hohle Basis väterlicher Autorität, die Sie auf Veronica ausüben wollen. Es muß Ihnen zugleich klar geworden sein, daß meine Beziehungen zu Ihrer verstorbenen Frau und zu Veronica nicht von jener compromittirenden Natur sein können, zu welche sie unlängst von boshaften Intriguanten gestempelt wurden, und daß ich nicht so sehr aus ängstlichem Schuldbewußtsein meine Gegner durch Anrufung Ihrer Dazwischenkunft zu entwaffnen suchte, als von zarteren und höheren Rücksichten geleitet, welche es im Allgemeinen wünschenswerth machen, Familiengeheimnisse nicht dem Geklatsche der Oeffentlichkeit preisgegeben zu sehen. Wenn jedoch, was ich vermieden wünschte, der Fall käme, daß Veronica's Interessen in irgend einer Weise von einer verwegenen Hand angetastet würden, so sehen Sie mich durch nichts gebunden, dem Angreifer mit offener Stirn entgegenzutreten und auf jedem beliebigen Forum den Proceß zu führen. Wenn ich daher hier erscheine, mit Ihnen zu verhandeln, so geschieht es nur aus jener Scheu vor Skandal, welche jedem ehrliebenden Manne eigen ist. So habe ich mir auch den Burda vom Halse zu schaffen gesucht, wiewohl ich ihn durch das Gesetz züchtigen lassen konnte. Ich zahle Ihnen einen billigen Betrag und erwarte die Annahme Ihrer Bedingungen —“

„Bedingungen,“ rief Herr von Weyher mit heroischem Ausdruck und auf der Höhe seiner gewohnten Selbstgefälligkeit, „bin ich gewohnt als glücklicher Soldat vorzuschreiben, nicht mir bieten zu lassen! Auch bin ich Einschüchterungen nicht zugänglich. Der Löwe weiß nichts von Furcht. Wenn Sie vor einem Proceß nicht zurückschrecken, so lasse ich es darauf ankommen. Ich gebe meine Sache nicht so schnell verloren. Ich hielt mich schon auf härterem Posten unverzagt am Rande der Bresche. Ich bin Veronica's Vater!“ rief er mit drohender Betonung — „ihr natürlicher Vormund, Vermögensverwalter und Beschützer, und ich will doch sehen, wer mir

dieses heilige Recht streitig macht! Wer in diesem Punkte gegen mich auftritt, gegen den werde ich mein Hausrecht gebrauchen.“

Der Domherr war einige Secunden lang vor Zorn sprachlos.

„Gut,“ fuhr er endlich den unverschämten Abenteurer an. „Ich nehme den hingeworfenen Fehdehandschuh auf. Ich will Ihnen zur Züchtigung verhelfen, welche Sie verdienen. Von diesem Momente an lasse ich Veronica nicht mehr bei Ihnen.“

„Da wird das Gesetz helfen,“ sagte der Freiherr. „Ich kann, wenn ich will, gerichtliche Assistenz in Anspruch nehmen, um meine verirrte Tochter zu schützen.“

„Wagen Sie es!“ rief der Domherr. „Sie ist und bleibt bei mir.“

„Ich werde sie zu finden wissen!“ versetzte Weyher, wie der Löwe der Wüste im Zimmer auf und ab rennend und schnaubend. „Ich werde auch Veronica's Liebschaft mit einem bürgerlichen Oberlieutenant nicht dulden. Eine Weyher endet nicht dunkel in bürgerlichen Sphären. Ich bitte mich nicht länger zu belästigen und erwarte, daß Sie mir meine Tochter zurückschicken. Wenn nicht, sollen Sie mich morgen bei sich sehen —“

Er warf sich auf's Sopha, den Chibouk wie einen Speer schwingend.

Der Domherr verließ das Zimmer eilends, ohne den frechen, aufgeblasenen Menschen eines Wortes, eines Blickes mehr gewürdigt zu haben.

Zwanzigstes Kapitel.

Wie es oft gewagt ist, die Wahrheit zu sagen!

In fortwirkender Aufregung ging der Domherr die Treppe hinab und eilte durch die Allee. Es war eine schwüle, dunkle, nur von wenig Sternen erhellte Nacht. Die Blumen dufteten sehr stark. Der Domherr schritt bis gegen den Ausgang des Gartens und näherte sich der Laube, wo er Veronica zu bleiben aufgetragen.

„Veronica!" rief er halblaut, aber so innig, seine ganze Seele legte sich in diesen Ruf.

Da rauschte es in den Zweigen, das Mädchen flog auf ihn zu.

„Wie steht es?" fragte sie.

„Wir müssen das Aeußerste von ihm erwarten!" sagte der Domherr. „Komm, meine Veronica, komm mit mir!"

„Zurück? In die Stadt?"

„Ja, mein Kind. So lange Herr von Weyher in Gollhausen sitzt, wirst Du den Ort vermeiden."

„O, mir ist besser, daß ich bei Dir bin, Du Guter, Guter!" sagte das Mädchen und hing sich an seinen Arm.

Sie gingen zum Wagen, und ohne ein weiteres Wort zu sprechen, fuhren sie in die Stadt.

Der Domherr wiegte einen großen Entschluß im Gemüthe. Es schien ihm, wie die Sachen einmal standen, ein Gebot der Nothwendigkeit, Veronica über das Geheimniß ihrer Herkunft aufzuklären. Schwere Aufgabe für ihn, welcher wußte, mit welcher Liebe Veronica an ihrer verstorbenen Mutter hing! Und doch, es mußte sein! Jeden Augenblick konnte Herr von Weyher gerichtliche Schritte thun. Der Gewalt, welche dieser Mensch etwa beanspruchen konnte, mußte ein Riegel vorgeschoben werden.

Als er in seiner Wohnung angekommen, war der Domherr schon entschlossen, dem Mädchen die volle Wahrheit

zu sagen. Nachdem er eine Weile im Zimmer auf und ab gegangen, setzte er sich zu Veronica und ergriff ihre Hand.

„Gutes Kind," sagte er, „Du leidest unter dem Gedanken, daß ein Mensch, dessen Nähe Dich so fremd anweht, ein Mensch, den Du nicht achten kannst, Dein Vater sei. Veronica, es giebt ein Wort, das allen Deinen Gedanken und Gefühlen eine andere Richtung zu geben im Stande ist. Bist Du stark genug, es zu hören?"

„Onkel, rede, rede!" rief das Mädchen.

„Noch weiß ich nicht, ob ich Recht thue, die Wahrheit ist oft bitter — und doch — früher oder später muß es gesagt werden, Veronica!"

„Onkel, sage mir Alles!" bat das Mädchen.

„Nun wohl, es sei gesagt: Herr von Weyher ist nicht Dein Vater!"

„Nicht mein Vater?" wiederholte Veronica, und ihre Lippen zitterten und verstummten, die Farbe ihrer Wangen verlosch und wurde zuletzt todtenbleich; nur ihre großen Augen sprachen, fragten.

Und plötzlich kam alle Farbe wieder auf Wangen und Lippen, ihr Busen hob sich aufathmend, als ob ein freudiger Gedanke sie durchfahren habe. Ohne jener mächtigen, seltsamen, unnennbaren Ahnung, welche sie durchwogte, einen directen Ausdruck zu geben, fragte sie, nur wie mit einem Hauche:

„Und wer ist mein Vater?"

„Kind, Kind," erwiderte der Domherr, „das eben ist das Traurige! Deine Geburt ist in ein tiefes Dunkel gehüllt! Auch die, welche Du stets für Deine Mutter gehalten und als solche geliebt hast, ist Deine Mutter nicht gewesen. Du bist ein angenommenes Kind, eine Pflegekind."

„Ein angenommenes Kind?"

„Ja, meine Veronica, ein Pflegekind!" wiederholte der Domherr. „Laß es Dir nicht allzu tief zu Herzen gehn. Die Verstorbene war Dir ja eine wahre Mutter; als solche wird sie stets in Deinem Gedächtniß fortleben. Du warst nicht nur vor allen Menschen, Du warst auch vor ihrem Herzen ihr Kind! Auch ich habe Dich lange dafür gehalten, bis ich

selbst zufällig die Wahrheit erfuhr. Ich habe damals auch um Deinetwillen gelitten. Weine nicht, weine nicht! Deine wahre Mutter — ist längst hinüber gegangen. Frau von Weyher nahm das Kind, das die unglückliche Frau allein und hülflos auf der Welt zurückgelassen, zu sich — das Kind bist Du!"

„Schrecklich!" murmelte Veronica und brach, wie verwundet, in sich zusammen. Sie hatte eine Empfindung während dieser Eröffnungen, als stehe sie auf einer hohen Zinne, welche sich senkte und unter ihr wich und wich, als ob sie sich in einen Trümmerhaufen verwandeln wolle. Schwarze Punkte und gespenstige Ringe spielten ihr vor den Augen, Ohnmachten flogen an sie heran und wurden nur mühsam hintangehalten. Kaum erschütterungsvoller hatte es kurz vorher auf sie gewirkt, als sie ihre Mutter durch den Sturz aus dem Fenster verloren.

Ein alter Diener und dessen Weib besorgten in der Stadt den Haushalt des Domherrn. In ihrer Obhut ließ er das Mädchen, welches, als das heftigste Weinen sich gelegt hatte, wie in Schmerz aufgelöst sitzen geblieben war.

Es war nahe an Mitternacht.

Als Herr von Bork am andern Morgen gar zeitig bei Veronica eintrat, fand er die Arme in ihrem Anzuge von gestern auf dem Kanapee liegen.

„Wie geht es, Veronica?" fragte er und erschrak, als sich das schöne Gesicht so blaß und von starrem Schmerz entstellt zu ihm wandte.

„Mein Kind — meine liebste, beste Veronica, bist Du krank?"

Sie fiel zurück, sie sah den Domherrn mit einem langen, schmerzlichen Blicke an und ihre Lippen murmelten:

„Schrecklich, Niemandes Kind zu sein!"

„Welch ein Wort!" rief der Domherr. „Willst Du mich kränken? Mich, der Dich so innig liebt? Du bist m e i n Kind, mein gutes Kind! Willst Du mich denn nicht zu Deinem Vater haben?"

Veronica schlug die Augen, die matt zugefallen waren, wieder auf und versuchte zu lächeln. „Du bist so gut!“ sagte sie. „Ja, mein zweiter Vater! Ich möchte Dir jetzt um so mehr für Alles danken — aber — mir fehlen die Worte. Mein Kopf schmerzt sehr. So viel Gedanken — so viel — ich will zu schlafen versuchen —“

Ihre Stirn war heiß, ihr Puls ging sehr rasch, sie hatte Fieber; man mußte um einen Arzt schicken.

Erst am dritten Tage fand die Arme den Schlaf, den sie fortwährend suchte. Volle drei Tage lang hatte sie kaum etwas Nahrung zu sich genommen. Das war eine schreckliche Zeit für den Domherrn, und während er über den Zustand Veronica's in tausend Sorgen schwebte und sich die bittersten Vorwürfe machte, diesen verschuldet zu haben, peinigte ihn noch die Unruhe, welchen Streich wohl Herr von Weyher gegen ihn und das Mädchen führen werde?

Als sich am vierten Tage Veronica's Zustand gebessert hatte und von Seiten des Gerichts nichts eingetroffen war, bändigte Herr von Vork seine Unruhe nicht länger und fuhr nach Gollhausen, um sich bei Blasius zu erkundigen.

Da vernahm er zu seiner Ueberraschung Folgendes:

Herr von Weyher hatte sich am selben Abend, an welchem die Unterredung mit dem Domherrn stattgefunden, aus der Villa entfernt. Er hatte einen kleinen Koffer mitgenommen und die Weisung hinterlassen, daß man ihn in zwei Tagen wieder erwarten solle. Er war aber nicht wieder erschienen. Das Zimmer, das er zu bewohnen pflegte, war verschlossen.

Der Domherr ließ es öffnen. Auf dem Tische lag ein versiegeltes Paquet ohne Adresse. Herr von Vork öffnete es. Sämmtliche auf die Erbschaft der Frau von Weyher bezügliche Papiere waren darin, nur die Anweisung auf das Wiener Bankhaus im Betrage von zehntausend Gulden fehlte. Diese mochte der irrefahrende Ritter mitgenommen haben, da sie sich leichter als der Kaufbrief über das Schlößchen in Silber umsetzen ließ.

Der Sieger in so viel Schlachten, der Freund so vieler Sultane und Khalifen war geflohen, der stolze König der Wüste war durchgebrannt. Seine Drohungen, die den Domherrn so geschreckt und eingeschüchtert, waren wieder einmal leere Windbeuteleien gewesen.

Ende des ersten Bandes.

